Velhagen u. Klasings Almanach 1911

Velhagen & Klasings Almanach 1911



Die Grazie des Rokoko.

Mme de Laporte als Diana.

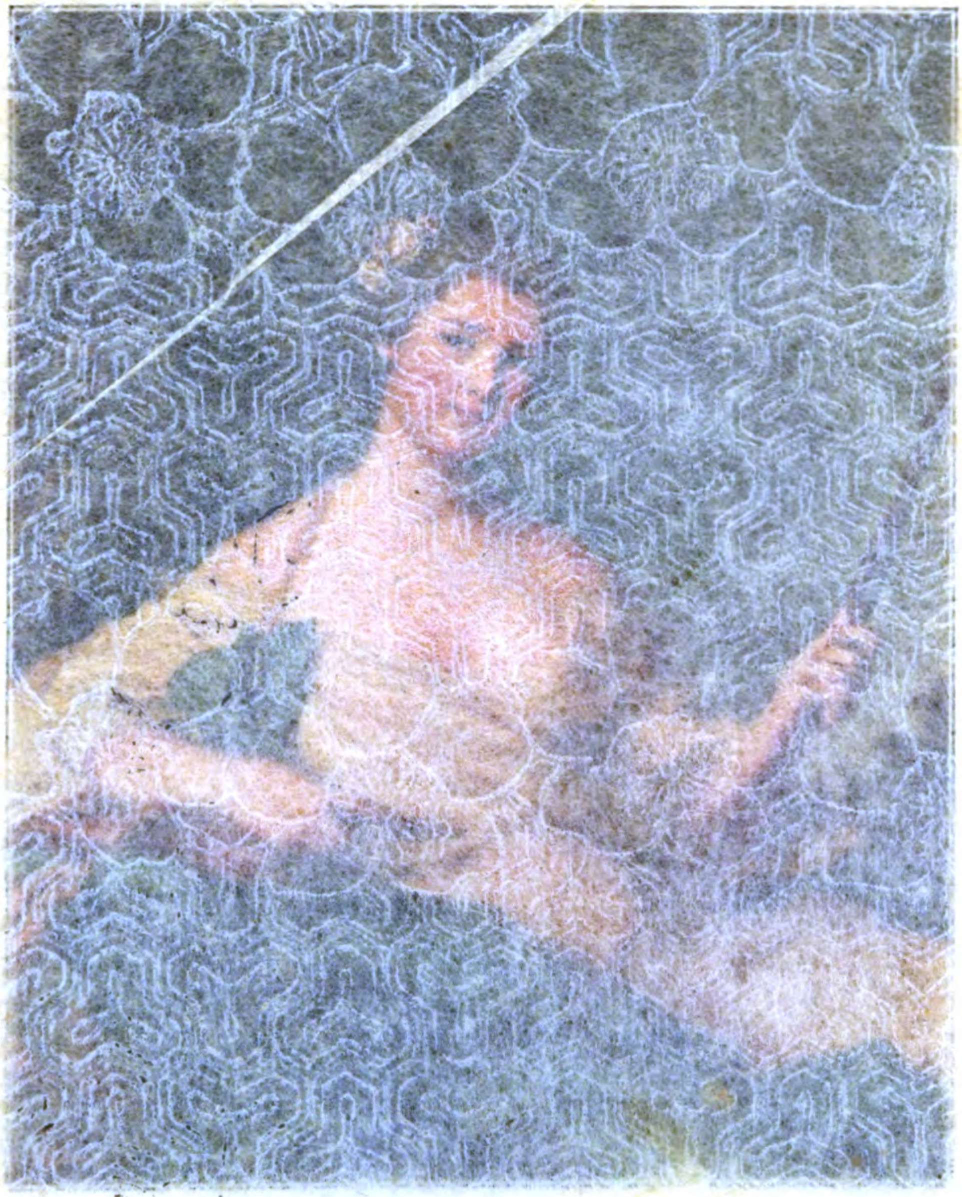
Gemälde von J.-M. Nattier im Besitz des Herrn Gaston Menier in Paris.

Almanach

Herausgegeben von der Redaktion von Velhagen und Klasings Monatsheften

1911

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin. Bielefeld. Leipzig. Wien



Die Grazie des [illegible]

Mme de L[illegible]porte [illegible]

Gemälde von J.-M. Nattier [illegible]

Gaston Menier in [illegible]

Almanach

Herausgegeben von der Redaktion von Velhagen und Klasings Monatsheften

1911

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin. Bielefeld. Leipzig. Wien

Entwurf für Einband, Vorsatzpapiere und Buchschmuck von Heinrich Wieynk in Berlin.

Einband von H. Fikentscher und H. Sperling in Leipzig. Heliotintdrucke von Meisenbach Riffarth & Co. in Berlin. Buchdruck von Fischer & Wittig in Leipzig. 1910.

Inhalt

Erzählendes.

Balladen.

Gedichte.

Aufsätze.

Farbige Kunstblätter.

Heliotintdrucke.

Kunstblätter.

Wahrheit. Novelle von Georg Freiherrn v. Ompteda

Ab und zu liebe ich es, zu verschwinden. Eines Tages ist die Wohnung leer, und beim Klingeln heißt es: „Der Herr ist abgereist.“

„Wann kommt er zurück?“

„Ich weiß nicht.“

Ich aber schwimme währenddessen auf blauer See, gleite in der Eisenbahn durch unwahrscheinliche Länder, wo man eine seltsame Sprache spricht, unter einem Himmel mit fremden Sternen.

In diesen Zeiten vermag man nachzudenken über sich selbst wie über die anderen, und gar manches, das verworren in uns lag, wird klar.

Ist es nicht ein Wesentliches in unserem Leben, Entfernungen von Geschehnissen und Menschen zu gewinnen?

Deshalb lese ich dann keine Zeitungen. Ob im Reichstage zu einer Sache zwölf Redner gesprochen haben, von denen ich weiß, ehe sie ihre dreistündige Rede beginnen, was sie etwa sagen werden — ist das nicht entsetzlich gleichgültig? Ob zwei Menschen den Entschluß fassen, die Lebensreise zusammen zurückzulegen? Erfahre ich nicht zeitig genug, wenn sie sich trennen werden? Hilft es mir menschlich fort, ob beim Minister ein Ball war? Mir klingen die Worte des „Schuhmachers und Poeten“ in den Ohren: „Wahn, überall Wahn!“

Ich denke daran, wie ich zu Hause meine Stunden mit gleichgültigem Gewäsch der Nebenmenschen verlieren muß, und bin glücklich über die fremde Stille, die mich umfängt.

Aber mit einemmal überkommt mich doch die Sehnsucht nach meinem Daheim, und all die arme Menschlich-

keit in mir erwacht, zu wissen: was mag auf dem Schreibtisch an Stößen von Briefen und Sendungen liegen! —

Ich kam zurück. Ich hatte an sonnigen Gestaden die Nebeltage des Nordens verträumt. Ich kam zurück mit frisch geputztem Gehirn, mit ruhigen, doch empfangsbereiten Nerven. Als ich den Bahnhof verließ, in der Hoffnung, keinem Bekannten zu begegnen, bis ich in meinen vier Pfählen säße, um die Werte für mein Leben zu ordnen, die mir Ruhe und Reise gebracht, war der erste Mensch, den ich traf, eine Dame in Trauer. Wie es mir immer geht, daß ich, ohne das Gesicht zu sehen, an Gang und Gestalt die Leute erkenne, ahnte ich von weitem, wer es sei. Als nun der schwarze Schleier vor mir auftauchte, zog ich den Hut und in mir war das Erstaunen: Warum in Trauer? Die Dame schien zu zögern, doch es blieb bei einem Gruß. Aber auf dem ganzen Wege bis zu Haus ging mir der Gedanke im Kopf herum: ‚Wer mochte da gestorben sein?‘

Vom Schreibtisch leuchtete mir ein schwarz umrandeter, dicker Brief entgegen. Ich dachte sofort an die Dame in Trauer. War ihr Mann gestorben? Als ich den Umschlag hob, sah ich einen zweiten unter den Briefen, die da geschichtet lagen, gleichfalls mit schwarzem Rand. Ich zog ihn hervor. Eine Todesanzeige. Nein, ihr Mann war nicht gestorben, sondern ihre Schwester, ein Mädchen, das ich nicht gekannt hatte. Die Beisetzung war schon vor fünf Wochen gewesen. Dann nahm ich den ersten Brief; eine unbekannte Hand. Ich sah nach der Unterschrift: richtig, die Dame, die mir begegnet. Was hatte sie mir zu schreiben, die ich kaum kannte? Ich überflog die ersten Worte: „. . . Vor allem bitte ich Sie, sich nicht zu sehr zu wundern über das, was ich Ihnen zu sagen habe. Es ist gewiß außerordentlicher Art. Ich stelle Ihnen ein Ansinnen, das Sie möglicherweise zurückweisen werden, weil Ihnen meine arme Schwester, soviel ich weiß, nicht bekannt gewesen ist. Ich schreibe Ihnen aber gerade aus diesem Grunde.

Lassen Sie mich ausholen. Wir sind außer meinem Mann nur Frauen in der Familie. Frauen erscheinen nicht geeignet zu tun, um was ich Sie bitten werde. Meinem

Manne aber von dieser Angelegenheit zu sprechen, würde ich nicht wünschen. Erlassen Sie mir weitere Erklärungen. Ich möchte nur betonen, daß wir in sehr glücklicher Ehe leben.

Warum ich mich nun an Sie, einen Fremden, wende? In mir ist die Erinnerung haften geblieben an ein Gespräch, das Sie einmal mit mir hatten.

Sie wissen, daß mein Mann englische Verwandte besitzt. Ich fuhr von deren Landhaus auf der Insel Wight nach Burnemouth. Zufällig traf ich Sie auf dem Dampfer. Wir waren einander daheim nur flüchtig begegnet, aber in der Fremde freut man sich über jeden Bekannten. Sie sprachen mit mir. Zuerst konventionell, dann tiefer. Ich war erstaunt, wie Sie in alltäglicher Unterhaltung Weiten öffneten, die einem armen Menschenkinde, wie ich es bin, und wie meine arme Schwester es war, weiter helfen können. Sie sagten, es würden so viele Härten des Daseins, so viele Feindschaften vermieden werden, hätten nur alle den guten Willen, in der Handlungsweise des andern nicht böse Absicht zu erblicken, sondern Nervosität, Schwäche, Unterhaltungsbedürfnis. Sie sagten, man solle nie eine Tat beurteilen, ehe man nicht wisse, wie ein Mensch durch Umstände und Erziehung zu ihr gekommen wäre.

Sie ahnen vielleicht selbst nicht, wie Worte, die solche Gesinnungen verraten, in einem anderen Herzen als Samenkorn aufgehen können.

Ich habe seitdem nie wieder Gelegenheit gehabt, mit Ihnen zusammenzutreffen. Aber ich habe größeres Vertrauen zu Ihnen als zu manchem Menschen, mit denen gleiches Blut mir in den Adern rollt.

Sie werden sich nun noch immer fragen, was will sie denn eigentlich? Ich möchte, daß Sie ein freundliches Bild von meiner armen Schwester gewinnen könnten.

Glauben Sie übrigens nicht, sie sei nicht auf natürliche Weise gestorben.

Sie werden fragen, wie kommt die Frau überhaupt darauf, ihre Schwester gegen diesen Gedanken in Schutz zu nehmen? Hat doch niemand etwas derartiges behauptet. Gewiß nicht. Aber niemand weiß auch, was Sie bald wissen werden. Wenn Sie das aber hören, könnte der Ge-

danke Sie anwehen: Ist unter solchen Umständen der Verdacht nicht gerechtfertigt, dieses arme Menschenkind habe ein Dasein von sich geworfen, das für sie nur noch Qual bedeutete? Sie ist gestorben fast ohne Kranksein. Eine Lungenentzündung! Schon am zweiten Tage stand die Temperatur auf zweiundvierzig, und nachmittags halb drei Uhr haben sich die Augen meiner Schwester auf ewig geschlossen.

Als wir viel in Gesellschaft gingen, hielt man sich über sie auf, weil sie ihre Abneigung oder ihr Gefallen deutlicher zum Ausdruck brachte, als es üblich ist. Wenn sie sich gut unterhielt, so fand sie nicht immer die rechte Grenze und das rechte Ende. Sie tat immer, was sie tat — ganz. Das fiel auf, der Klatsch war da.

Es ist möglich, daß meine Schwester in jener Zeit hier und da Feuer gefangen hat. Geschieht das nicht jeder? Aber ihr Herz war nie tief beteiligt.

Da trat ein Mann in ihr Leben ... Dieser Mann lebt noch heute.

Wenn man einen Dienst von einem anderen verlangt, wie ich ihn verlangen werde, soll man ganz offen sein. Nehmen Sie es mir aber, bitte, nicht übel, wenn ich Ihnen den Namen jenes Mannes erst dann nenne, wenn Sie mir Ihr Einverständnis mitgeteilt haben werden.

Ich habe nämlich die große und absonderliche Bitte an Sie, alles, was dieser Mann etwa an Briefen oder Erinnerungen von meiner Schwester besitzt, von ihm zurückzufordern. Warum bitte ich gerade Sie darum?

Ich will bei Menschen, mit denen ich oft zusammenkomme, keinem mitleidigen Gesicht begegnen, will den Frieden meiner Seele, meines Herzens, meines — sagen wir meines Hauses — wahren. Sie aber werde ich Jahre hindurch kaum erblicken, da Sie in anderen Kreisen, meist sogar in anderen Ländern leben. Vor Ihnen brauchte ich nicht zu erröten.

Meine Frage lautet also: Wollen Sie mir behilflich sein? Wenn ja, geben Sie mir sofort Nachricht, wenn nein, schweigen Sie und verbrennen Sie diese Zeilen!"

Ich legte den Brief aus der Hand. Mir erschien die ganze Sache als etwas Unmögliches. Doch als ich abends

im Bett noch die Zeitungen durchflog, die sich während meiner Abwesenheit gehäuft hatten, fiel mir die Notwendigkeit ein, sofort zu antworten, denn die Dame wußte ja nun, daß ich zurückgekehrt sei. Und der Gedanke, einem, wie es schien, bedrückten Menschen helfen zu können, brachte mich dazu, daß ich um eine Unterredung bat.

Am nächsten Abend schon hatte ich die Antwort. Sie bestimmte mir eine Zusammenkunft in der Vorstadt, wohin sich kaum einer der uns gemeinsam Bekannten hätte verirren können. Ich erschien. Einen Augenblick darauf sah ich die Dame mit dem langen, schwarzen Schleier die Straße herabkommen. Sie begann sofort: ihre Bitte sei mir wohl recht sonderbar erschienen, aber sie wisse keinen andern Weg. Sie sprach so bewegt und bewegend, daß ich mich bereit erklärte, den betreffenden Herrn aufzusuchen. Sie gab mir ein Kuvert, in dem, wie sie sagte, Name und Adresse stünde, und verabschiedete mich mit den Worten: „Nehmen Sie mir es übel, wenn wir uns später nicht mehr kennen? Sonst haben unsere Pfade sich ja auch nicht gekreuzt. Ich möchte, daß mich nie wieder etwas an diese Stunde erinnert!"

Ich hatte aus rein menschlicher Teilnahme eine keineswegs angenehme Sendung übernommen. Da erwartete ich Vertrauen und war ein wenig verstimmt über die befangene Kürze. Ich antwortete daher kurz bejahend, und wir trennten uns.

Der Brief, der doch nur ein Blatt zu enthalten brauchte mit dem Namen, war ziemlich umfangreich. Er begann ohne Überschrift:

„Wie lange habe ich gezögert, ehe ich den Mut fand, nun doch diese Zeilen zu schreiben! Wie hatte ich meinen ersten Brief bedauert! Wie glücklich war ich, als ich von Ihnen keine Antwort erhielt, dachte ich doch, Sie hätten sich über mein Ansinnen gewundert und wollten nicht antworten. Mein Mann ist verreist. Morgen kommt er wieder, so will ich nun endlich Mut fassen und an den Brief gehen, sonst findet er, ich sähe nicht frisch aus, und ängstigt sich. Er ist so gut! Wenn Sie wüßten, wie ich ihn liebe, diesen Mann, der ...

Müssen Sie sich nicht wundern über das, was ich von Ihnen verlange? Ich habe eine solche Angst, Sie draußen zu treffen, als ob ich etwas Verbotenes täte. Und mich treibt doch nur die Liebe zu meiner armen Schwester und die Liebe zu meinem ... Mann.

Darf ich Ihnen, ehe Sie den Namen erfahren, etwas von mir, von uns erzählen? Sie sollen alles wissen, und ich schreibe es Ihnen lieber, denn ich fürchte, morgen werde ich nicht sprechen können vor Angst.

Ich bin in einer Pension in der Schweiz erzogen worden. Schwer nur ging ich vom Hause fort und doch fand ich dort meine glückseligsten Jahre. Die Jahre, in denen wir spielend lernten, wir jungen Mädchen, die sich fremde Sprachen aneignen sollen durch Verkehr mit gleichalterigen Mädchen anderer Völker. Allerlei Geheimnisse hatten wir untereinander: da vertraute man sich an, von wem man schwärmte, da flüsterte man sich zu, wer einem den Hof gemacht. Aber alles war nicht ernst. Und doch war etwas Ernstes für mich dabei. Meine Schwester schrieb mir von einem Herzensroman fast märchenhafter Art, von einer Liebe, bei der sie sich nur von weitem sahen und sich Briefe schrieben — die ich erhielt. Und ich törichtes Ding begann für jenen Unbekannten, der meiner Schwester so Schönes schrieb, zu schwärmen. Abends, wenn die anderen längst mit dem Gesicht zur Wand gekehrt träumten, zündete ich noch einmal das Licht an und las diese wunderherrlichen Briefe, in denen die Liebe ihre süßeste Sprache redete. Ich lernte sie auswendig, ich begoß sie mit meinen Tränen.

Ich sollte sie für meine Schwester aufheben. In unserem Elternhause gab es keine verschlossenen Fächer. Was die Eltern dachten, besaßen, was ihnen geschah, wußten wir Kinder. Die gleiche Offenheit forderten sie auch von uns. Bei uns in der Pension aber wurde nie revidiert. Das hatte eine seltsame Bewandtnis. Unter uns lebte ein französisches Mädchen, die Tochter sehr reicher Eltern. Ihre Erziehung war längst beendet, aber ihre schöne Mutter ließ sie nicht nach Hause kommen, weil sie durch die noch schönere Tochter nicht verdunkelt sein wollte; dafür wurde ein enormes Pensionsgeld bezahlt. Diesem französischen

Mädchen hatten wir die große Freiheit, der wir uns erfreuten, zu verdanken. An dem Tage, wo es eine Lehrerin gewagt hätte, einen Schrank von uns zu öffnen, würde die Französin die Pension verlassen haben.

Margas Briefe waren also bei mir sicher und bei ihr nicht. Und diese Briefe wurden allmählich ein Schatz für mich, den ich entschlossen war, meiner Schwester nicht mehr herauszugeben. Ich junges, phantastisches Ding kam immer mehr auf den Gedanken, es wäre ein Prinz aus einem fernen Fabellande, der mir derartiges schrieb.

Eines Tages kam ein Brief meiner Schwester ohne Einlage. Der Prinz aus dem Märchenlande hatte nicht geschrieben. Marga erwähnte ihn nicht, und ich wagte nicht zu fragen, denn meine Briefe wurden den Eltern mitgeteilt. Das nächste Mal deutete ich es dunkel an trotz der Gefahr, meine Mutter könnte fragen, was das bedeuten sollte. Meine Schwester tat, als verstünde sie nicht, und ich, exaltiert wie man ist in jenen Jahren, geriet in einen Zustand starker Erregung. Bis zu den großen Ferien blieb ich in der Schweiz. Eine furchtbare Zeit!

Als ich endlich heimkehrte, war mein erster Gedanke, mit meiner Schwester allein zu sein. Aber Mama packte mit mir aus, und Vater scherzte mit uns in seiner lieben Art. Ich heuchelte Müdigkeit, und endlich, als sich die Tür hinter den Eltern schloß — meine Schwester und ich hatten ein Schlafzimmer — flüsterte ich Marga zu: ‚Warum schreibt er nicht?‘

Sie sagte empört: ‚Das soll er nur wagen!‘

Sie verlangte die Briefe, ich aber wollte sie nicht herausgeben. Sie wurde heftig. In Zorn und Erregung mußten wir zu laut gesprochen haben, es klopfte. Mama fragte, was es gäbe, und wir standen da mit glühenden Köpfen. Mama ging mit einem Scherzwort davon, aber ich las doch in ihrem Gesicht etwas wie: Sind das die Folgen, daß man ein Kind aus dem Hause gibt?

Meine Schwester sprach kein Wort mehr. Wir gingen zu Bett. Ich nahm die zusammengeschnürten Briefe aus dem Kleide, knüpfte ein Seidenband um sie und hing mir das Päckchen um den Hals, um es auf dem Herzen zu tragen.

Meine Schwester machte mir in der Folge täglich Szenen; es kam zu Kämpfen zwischen uns, und sie, die älter und stärker war als ich, tat mir so weh, daß ich oft genug weinte. Aber ich litt Schmerzen, litt den Kummer wie eine Märtyrerin, in dem Gedanken an die Briefe, die mir gehörten.

Mir gehörten? Waren sie nicht an Marga gerichtet? Hatte ich sie mir nicht unrechtmäßig angeeignet? Da begann ich, wenn meine Schwester ausging, wenn Mama nicht zu Hause war, heimlich, auf dünnstem Papier, jene herrlichen Worte der Liebe abzuschreiben. Ich malte die Buchstaben so klein als möglich, und schließlich hatte ich alles auf wenigen Bogen vereinigt.

Als ich fertig war, verbrannte ich die Originale. Von dem Augenblick an dachte ich: jetzt gehört dieser Schatz wirklich mir. Wie ein Amulett habe ich die Briefe jahrelang getragen. Dann legte ich sie ab und — vergaß sie. Längst war der Friede mit meiner Schwester wieder hergestellt. Doch die Briefe haben wir nie gegeneinander erwähnt.

Inzwischen war meine Mutter gestorben. Arme, liebe Mutter. Wärst du bei uns geblieben! Vielleicht hätte ich dir einmal die Briefe vorgelesen, und wir hätten lachend entdeckt, daß es nichts gar Besonderes, sondern dieselben Worte waren, die getauscht worden sind, solange auf der Erde zwei Herzen füreinander geschlagen haben.

Das kleine Paket ist heute verschwunden. Ging es bei einem Umzug verloren? Wurde es mit alten Papieren verbrannt? Ich weiß es nicht.

Mit jenen Briefen verschwand auch mein Vaterhaus. Mein Vater starb. Der treu sorgende Mann, der eben so wenig wie meine Mutter Vermögen besessen, hatte im Laufe der Jahre so viel gespart, daß wir von den Zinsen, wenn auch sehr bescheiden, leben konnten. Wir wollten aber arbeiten. Meine Schwester ging als Erzieherin nach Frankreich. Ich bildete mein bescheidenes Talent zu malen aus, dabei ging ein Teil meines Vermögens drauf. Aber ich hatte das Glück, daß der beste deutsche Landschafter, Walter Leistikow, mein Lehrer ward. Er wies mir einen

andern Weg, nämlich den zum Kunstgewerbe. Ich habe Tapetenmuster entworfen und kunstgewerbliche Gegenstände. Von der hohen Kunst, in der ich nur Kleines geleistet hätte, kam ich zur kleinen Kunst, fand darin Befriedigung und konnte mein bescheidenes Leben angenehm gestalten.

Meiner Schwester gefiel es in der französischen Familie. Und als der Herr des Hauses auf einen hohen Posten nach Tongking geschickt wurde, ging sie mit. Dort blieb sie. Sie fühlte sich dort sehr wohl, wie sie zu Anfang und zu Ende eines jeden Briefes betonte.

Ich hatte das Glück gehabt, beim Preisausschreiben eines kunstgewerblichen Blattes um ein Speiseservice den ersten Preis zu erringen. Unter Berufung darauf bekam ich eines Tages einen Brief von einem Fabrikanten: ob ich nicht für seine im Bau begriffene Villa Waschgeschirre und allerlei Haus- und Küchengeräte entwerfen wolle? Ich stellte mir unter dem Briefschreiber einen Menschen vor ohne künstlerischen Geschmack, — nur weil er eine Fabrik für Wasserleitungsrohre besaß. Darum wollte ich erst einmal die Villa sehen. Aber o Wunder! ein Haus stand vor mir, dessen moderne Schönheit durchaus nicht allein der glücklichen Wahl des Architekten zuzuschreiben war: der Besitzer war seinem Baumeister ein Hilfsarbeiter gewesen. Für einen solchen Mann war ich mit Freuden bereit zu arbeiten. Schon mit seinen ersten Worten hatte er mich gewonnen: ‚Glauben Sie nicht, ich wollte Ihnen dreinreden. Dem Künstler darf nur gesagt werden, was er machen soll; *wie* er es macht, ist seine Sache.‘

Das hätte auch ein anderer sagen können, aber mir war es, als klänge daraus irgend etwas Bekanntes. Und ich hatte diesen Mann doch noch nie erblickt! In der nächsten Zeit sah ich ihn oft, denn auch die Beleuchtungskörper, die Möbel, die Teppiche wollte er nach meinen Angaben anfertigen lassen.

Ich fühlte mich so glücklich, daß ich alles andere liegen ließ, nur noch bedacht, diesem Mann sein Heim so schön auszugestalten, als es in meinen schwachen Kräften lag. Wie oft setzten wir uns, während im Hause Hämmern und Arbeiten klang, in ein Zimmer, in dem wenigstens

ein paar Möbel standen, ließen unsere Blicke umherwandern, wo noch etwas fehle. Immer hatten wir die gleichen Gedanken. Er erzählte mir von seiner Familie, daß er vor Jahren schon die Eltern verloren und die Fabrik habe übernehmen müssen, er, der nie an Geschäfte gedacht, sondern Kunst studiert hatte. Dann sprachen wir über alles, was das Leben umfängt. Er hatte alles gesehen, sich mit allem beschäftigt; er schien über alles nachgedacht zu haben.

Aber alles endet. Und wie das Haus sich füllte, sah ich zitternd den Augenblick kommen, wo ich gehen mußte. Eines Tages war die Villa fertig zum Beziehen. Als er die Stunde besprach, wenn ich wiederkommen sollte, sagte ich: ‚Es ist ja nichts mehr zu tun!'

‚Es findet sich vielleicht noch etwas.'

Da meinte ich: ‚Es stellt sich erst heraus, wenn Sie hier wohnen!' Aber die Stimme versagte mir beinahe. Und er gab zurück: ‚Ja, in dem ganzen großen Haus allein!'

Ich stand auf, aber er ließ mich nur bis zur Tür. Es kam ganz von selbst, daß er mich fragte, ob ich seine Frau werden wolle.

Sie werden nicht begreifen, was die Entwicklung meines Lebensschicksals mit den Briefen meiner Schwester zu tun hat. Und doch: mir ist, als müsse ich rechtfertigen, wie mein Mann und ich uns gefunden haben.

In der ersten Zeit schien es mir manchmal, als laste eine Sorge auf meinem Verlobten. Zu gewissen Zeiten gewann irgend etwas Macht über seine Seele, das ich nicht kannte. Da fragte ich ihn einmal geradezu, ob er mir nicht etwas verberge. Er nahm meine Hände und begann lange mit mir zu sprechen. Er sagte, er sei kein Tugendspiegel gewesen, wie wohl die meisten Männer nicht. Aber wenn zwei Menschen sich ehrlich liebten, müßten sie imstande sein, unter die Vergangenheit einen Strich zu machen. Und doch sei etwas in seinem Leben, das es ihm manchmal als Unrecht erscheinen lasse, daß er sich gerade mir genähert. Ich bildete mir ein, er könnte irgend etwas Schreckliches getan haben. Und ich redete ihm zu mit sanften Worten, bereit zu verstehen, bereit zu verzeihen. Wir saßen Hand in Hand, aber ich blickte ihn nicht an, um ihm die Beichte zu erleichtern.

Da erzählte er, vor Jahren hätte er eine Liebe gehabt, zu einem sonderbaren Geschöpf. Er schilderte dessen widerspruchsvolle Art und Heftigkeit, die ihn trotzdem angezogen. Sie hätten glühende Briefe getauscht, in die er ausgeströmt, was an künstlerischem und dichterischem Wesen in ihm gelegen. Er hatte bei dieser Liebe ebenso große Wonnen durchgekostet, als sich maßlos unglücklich gefühlt, denn im stillen wußte er bald, daß er und das Mädchen nicht zusammenpaßten. Sie sahen sich nur wenig — durch Verhältnisse bei den Eltern bedingt — und die Familie wußte nichts davon. Das Mädchen hatte es selbst so gewollt.

Wie er das erzählte, ward ich ruhiger. Eine Last war von meiner Seele genommen. Ich dachte: wenn du, Geliebter, all dein Entsetzliches gebeichtet hast, dann werde ich dir lachend um den Hals fallen und dir gestehen, solch seltsame Liebe hast du nicht allein erlebt, du ängstlicher Mann, sondern auch ich.

Aber er wurde immer erregter: ‚Wir beiden wären die unglücklichsten Menschen auf der Erde geworden, denn es gab solche Stürme zwischen uns, daß ich starker, großer Mann oft geweint habe über sie und über mich. Und doch zog mich etwas zu ihr, das ich nicht bekämpfen konnte.‘

Er brach ab. Dann faßte er einen Entschluß und sagte plötzlich: ‚Weißt du denn aber, wer sie ist?‘

‚Wie soll ich das wissen?‘

Er sah mich an: ‚Deine Schwester.‘

Es kam so überraschend, daß ich seine Hand losließ. Da sagte er tonlos: ‚Siehst du, ich habe es gewußt!‘

Nun nahm ich seine Hände wieder: ‚Habe ich etwas gesagt?‘

‚Nein, eben, weil du nichts sagst!‘

In diesem Augenblick fühlte ich, woher damals die Erinnerung gekommen war beim ersten Wort, das er mit mir gesprochen, als hätte ich ähnliches schon einmal irgendwo gehört. Es waren Anklänge an die Briefe des Amuletts. Und wie mir dunkel ein paar Wendungen einfielen, die man trotz der Flucht der Jahre noch behält, sagte ich sie ihm leise ins Ohr. Er sah mich an. Ich ihn. Er

schwor, er hätte anfangs, als wir uns kennen gelernt, nicht geahnt, daß ich die Schwester jenes anderen Mädchens sei. Auch der Familienname war ihm nicht aufgefallen. Ein Name, der recht alltäglich ist.

Als ich keine Antwort gab, sah er mich verstört an: ‚Und nun ... ist ... es ... aus?'

Nein! Ich war entschlossen, den Mann, den ich liebte, nicht zu lassen, auch wenn meine Schwester vor mir gestanden wäre und hätte gesprochen: ‚Du hast ihn mir damals in Gedanken genommen, heute nimmst du ihn mit der Tat.' Ich fragte voller Bangen: ‚Warum habt ihr euch getrennt?'

‚Sie hat es gewollt.'

‚Warum?'

‚Sie sagte, sie hasse mich.'

Aber ich wollte mein Gewissen beruhigen. Ich schlug ihm vor, meiner Schwester zu schreiben, ob sie an diesen Mann noch dächte. Wenn nicht, solle er mein sein. Da sagte er nur: ‚Dann ist es aus!'

Aber als ich den Brief schrieb, wußte ich, wie auch die Antwort lautet: ich lasse ihn nicht. Das waren bange, bange Wochen! Mein Verlobter war so bedrückt! Am liebsten hätte ich ihm gesagt, was ich dachte. Aber soll man auch dem geliebtesten Menschen alles sagen? Gibt es nicht Dinge, die sogar jene, die auf Erden einander am nächsten stehen, sich trotzdem nicht mitzuteilen brauchen? Müssen wir Menschen unser ganzes Leben hindurch büßen? Was man ehrlich bereut, wofür man vor sich Vergebung erlangt hat, ist das nicht vorbei? Unser Leben ist so kurz, so ärmlich, der Höhepunkte sind nicht viel! Sollen wir, wenn wir aus den Tiefen eine Stufe höher hinaufgeklommen sind, uns immer wieder zurückwerfen lassen?

Wochen gingen hin, endlich kam der Brief. Ich nahm ihn mit Zittern in die Hand. Er enthielt nur wenige Worte: ‚Dieser Mann ist aus meinem Gedächtnis gelöscht. Wen er zu lieben vorgibt und wer behauptet ihn zu lieben, ist mir gleichgültig.'

Er sagte nichts zu dem Briefe. Den Kopf gesenkt, erwartete er meinen Entschluß. Bis ich ihm um den Hals fiel.

Marga gab kein Lebenszeichen zu unserer Hochzeit. Sie schrieb nie wieder, es war ein völliger Bruch.

Wir haben einen Sohn und zwei Töchter. Ich wollte, als unser jüngstes Kind geboren war, Marga zum Paten bitten. Aber mein Mann sagte nein, und in seinem Ton lag solche Entschlossenheit, daß ich es unterließ.

Nach Jahren hörte ich zufällig durch Dritte von meiner Schwester, sie sei nicht mehr in der französischen Kolonie. Sie war nach Frankreich zurückgekehrt. Ich schrieb ihr endlich einmal — der einzigen Schwester! Eine Antwort habe ich nie erhalten. Dann bekamen wir die Nachricht, sie sei gestorben.

Sollte ich Trauer heucheln? Ich habe wohl in der Erinnerung an vergangene Zeit und da sie doch meine Schwester war, geweint. Doch nach der ersten Rührung empfand ich etwas wie eine Erleichterung. Wenn es möglich wäre, liebte ich meinen Mann nun mehr noch als vorher.

Sie haben aus diesen Zeilen ersehen, wie eng verknüpft ich mich ihm fühle, und Sie werden vielleicht fragen: Warum sagt sie es ihm nicht selbst? Aber meiner Schwester Name ist in unserem Hause nie wieder genannt worden. Und ich will ihn nicht nennen. Ich habe immer noch etwas im Blut von der alten Mädchenphantasterei: Mir ist, als dürfe ich daran nicht rühren. Lassen Sie sich, bitte, die Briefe geben, sie zu verbrennen, und haben Sie die Freundlichkeit, mir als Abschiedsgruß mitzuteilen, daß es geschehen ist. Von diesem Tage ab werde ich ruhig schlafen, und mein — nein, unser Glück — soll vollkommen sein.

Der einzige Dank aber, den ich Ihnen abstatten kann, ist: daß Sie durch Ihre Güte den Frieden eines Hauses wahrten. Wie ich Sie schätze, ist Ihnen das genug?"

Ich legte den Brief aus der Hand, und die wundersame Geschichte dieses ängstlich um ihr Glück besorgten Frauenherzens hielt mich lange im Bann. Da fiel mir etwas ein, was die Briefschreiberin gänzlich übersehen hatte: wie sollte ich mich diesem Herrn nähern, woher überhaupt von dem Vorhandensein dieser Briefe wissen? —

Ich kam auf allerlei Gedanken, fand aber an diesem Abend nicht den richtigen Weg. Am nächsten Morgen dachte ich mit Unbehagen an die Pflicht, die ich übernommen hatte. Ich meinte, ich ließe mich mißbrauchen, für andere Leute die Kastanien aus dem Feuer zu holen! Und war drauf und dran, der Dame zu schreiben: geben Sie Ihrem Herzen nur einen Stoß und sprechen Sie offen mit Ihrem Mann. Darüber verging der Tag und noch ein zweiter, und als erst einmal eine Woche verstrichen war, beschäftigten mich andere Dinge.

Wie ich mich nun nach abermals acht Tagen mit einigem Schrecken meiner Versäumnis erinnerte, schämte ich mich und schrieb jenem Herrn, ich möchte ihn gern sprechen, jedoch nicht in seinem Hause. Die Antwort traf sofort ein: ich wurde gebeten, ihn zu bestimmter Stunde im Fabrikkontor aufzusuchen.

Bis zum letzten Augenblick wußte ich nicht, was ich sagen sollte. Erst auf dem Wege, unter der dringenden Notwendigkeit, etwas zu finden, kam ich auf einen Plan.

Als ich eintrat, fragte mich ein großer Herr mit hellen Augen und blonden Schnurrbart kühl, womit er mir dienen könnte. Offenbar schien er eine geschäftliche Angelegenheit vorauszusetzen. Ich begann damit, ich hätte ihm eine Mitteilung zu machen, zu der wir allein sein müßten.

Er schloß die Doppeltür zum nebenanliegenden Kontor, bot mir einen Stuhl an und setzte sich vor seinen Schreibtisch, mit einer gewissen Zurückhaltung, als wollte er sagen: na, da bin ich doch neugierig ...

Ich begann: „Ich lebe meist auf Reisen. Im Ausland habe ich eine junge Dame kennen gelernt, die auch Ihnen, wie ich erst später erfahren habe, vor einer ganzen Reihe von Jahren bekannt war. Ehe wir weiter sprechen, bitte ich Sie jedoch, über meine Stellung zu dieser Dame keine Frage irgendwelcher Art an mich zu richten."

Bei meinen ersten Worten blickte er mich mit erwachter Neugierde an; als ich meine Bitte aussprach, verbeugte er sich zum Zeichen seines Einverständnisses. Ich fuhr fort: „Es handelt sich um ein junges Mädchen, das Sie so gut

gekannt haben, daß es besser wäre, ihr Name würde in Ihrer Ehe nicht genannt."

Mein Gegenüber sagte mit einem Stirnrunzeln: „Darf ich fragen, was Sie in dieser Angelegenheit zu tun haben?"

Ich antwortete: „Bitte, forschen Sie nicht. Ich komme nicht als Feind zu Ihnen. Ich kenne Ihre Frau Gemahlin kaum. Als wir uns einmal auf dem gleichen Dampfer trafen, wechselten wir nur ein paar Worte; dabei hatte ich das Gefühl, als müsse diese Frau unendlich glücklich sein."

Über die Züge meines Gegenüber ging ein Leuchten: „Ich habe mit meiner Frau das große Los gezogen."

Wie oft haben mir Freunde gesagt, daß ich die Gabe besäße, die Herzen zu gewinnen. Da versuchte ich denn alle Überredungskunst. Meine Worte, gleichsam verschleiert, sollten den Anschein erwecken, als ob ich, nach ihm, der Verstorbenen nahe gestanden hätte. Mochte er immerhin denken, ich wäre gewissermaßen als Mahner da. Ich hatte ihn gebeten, nach meinen Beziehungen nicht zu fragen. Er tat es nicht, bis ich von Briefen sprach, die er besäße. Da fuhr er auf: „Woher wissen Sie das?"

Ich legte ihm die Hand auf den Arm, und er zog ihn nicht zurück: „Bitte, forschen Sie nicht. Ich will Ihnen ja nicht weh tun. Ich weiß nur einiges von Marga!"

Dann schilderte ich sie, wie sie aus dem Briefe seiner Frau vor mir stand, daß er wohl dachte, ich käme mit ihrem letzten Wunsch.

Mein Gegenüber ließ die Arme rechts und links von den Lehnen des Drehstuhles niederfallen, starrte vor sich hin, und sein Kopf sank immer tiefer.

Ich redete, ohne zu ahnen, was in seiner Seele vorging, in der Meinung, es würde ihm nicht schwer werden, die Briefe aus der Welt zu schaffen, die wahrscheinlich irgendwo vergessen lagen. Ich dachte: Kann man nicht eine Frau von Herzen lieben und behält doch wie ein Andenken aus der Jugendzeit Briefe, die man einmal vor verschollenen Jahren mit andern getauscht?

Da begann er mit leiser Stimme: „Sie hat Ihnen die Wahrheit gesagt. Ich habe jene Briefe. Ich wollte mich von ihnen nicht trennen, aber ich habe sie nicht mehr

angesehen. Sie liegen versiegelt mit der Bestimmung, das Paket uneröffnet nach meinem Tode zu verbrennen. Sie liegen hier bei meinen Geschäftsbüchern."

Er deutete mit der Hand rückwärts auf den Geldschrank. Er fuhr fort: „Ich will nicht fragen. Ich habe es Ihnen versprochen. Ich will nicht wissen, was sie Ihnen gesagt hat. Wie sie war, glaube ich, daß sie Ihnen alles, ... alles ... gesagt haben wird. Ich bin Ihnen aber erkenntlich für die vornehme Art, in der Sie diese Sache ordnen wollen. Wenn ich Ihnen von der Vergangenheit spreche, so betrachten Sie, bitte, das als meinen Dank dafür. Ich kann sprechen, denn sie lebt ja nicht mehr."

Nun schlug ich die Augen zu Boden, denn mir begann die Rolle, die ich spielte, peinlich zu werden. Aber schon redete er weiter. Ich hörte zu, ein wenig beschämt zuerst, dann mit wachsender Teilnahme, als er aber alle Schleier abwarf, mit tiefer Ergriffenheit.

Wie kam er dazu, mir zu beichten — denn eine Beichte wurde es —, mir, dem Fremden? Ich kann es nur so erklären: Er hatte das Gefühl, daß er dem Zweiten, der dieses Mädchen so nahe gekannt wie er, sein und ihr Fehlen eröffnen durfte, nun wo sie tot war — um aus seinem gepreßten Herzen einmal ans Licht zu bringen, was ihm jahrelang wie eine Maske vor der Seele gelegen.

Ich hörte seine ganze Geschichte: „Ich war ein junger, schwärmerischer Mensch, dem nichts entsetzlicher schien, als Wasserleitungsrohr um Wasserleitungsrohr zu machen, wenn sie auch die Quelle des väterlichen Wohlstandes bildeten. Ich hatte kein Interesse für Kontobücher und immer gleiche Geschäftsbriefe. Vielleicht wurde mein Haß gegen die Wirklichkeit einer Fabrik noch gesteigert durch den Gegensatz, in den ich zu meinen Eltern kam, die schwer daran trugen, daß ich aus der Art geschlagen sei.

In dieser überschwenglichen Zeit lernte ich ein so eigenes, herrliches Geschöpf kennen, daß es den seltsamen Gedanken, die ich damals hegte, förmlich die Erfüllung war. Jeder Mensch, der ehrliche Absichten hat — und die hatte ich — wird ein junges Mädchen im Kreise ihrer Familie sehen wollen. Wenn er es nicht will, wird sie darauf be-



Die Grazie des Rokoko. Der Lautenspieler.
Gemälde von Antoine Watteau in der Eremitage
zu St. Petersburg.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie.
in Dornach i. E., Paris und Newyork.

stehen. Sie aber reizte gerade das Ungewöhnliche des Zusammentreffens mit einem Mann, von dem ihre Eltern nichts wußten.

Ich sah sie zuerst im Theater und blickte sie durch das Opernglas lange an. Sie erwiderte den Blick. Ich dachte: wir wollen mal sehen, wer es länger aushält. Bald sah ich ein Lächeln um ihren Mund, schließlich lachten wir uns an. Nach dem Theater war sie verschwunden. Ich gab eine Annonce auf. O, ich kenne den Wortlaut noch heute:

Opernglas.

Wenn das andere Opernglas Betrachtung ohne Opernglas wünscht, Nachricht Expedition des Blattes unter: ‚Opernglas.'

Ein geistreich reizender Brief kam, der mich so bezauberte, daß ich antwortete. Daraus entspann sich ein Briefwechsel, ohne daß wir uns sahen. Schließlich sind wir einander doch begegnet. Zuerst senkten wir salutierend den Degen; als aber bald mein Herz entbrannte und nicht nur das Herz, sondern auch der Verstand entzündet ward, kreuzten wir öfters die Waffen. Ihre Art war leidenschaftlich bis zum Übermaß. Heftig verteidigte sie ihre Ansichten, spöttisch mit ihrem leicht beweglichen Geist.

Wir sahen uns selten. Ich aber hatte das Bedürfnis, öfter mit ihr zusammen zu sein. Wenn wir uns in entfernten Stadtvierteln begegneten, so lockte sie dabei das Abenteuerliche und die Gefahr. Ich hatte für sie Angst um böse Zungen. Doch sie wies meinen Vorschlag, ihre Eltern aufzusuchen, zurück mit den Worten: ‚Dann wäre es ja ebenso banal wie Mine und Trine!' Sie wollte Absonderliches. Darüber gerieten wir aneinander. Wie immer hatte sie ein scharfes Wort. Ich gab zurück. Sie noch kräftiger. Im nächsten Augenblick waren wir wieder versöhnt. So ging das hin und her.

Bis sie mich einmal umschlang, als es schon dunkelte, in einem großen Haustor — und mir mit einem glühenden Kuß ins Ohr hauchte: ‚Du ... Du ... Du ...!'

Von diesem Tage ab schlug die Glut über uns zusammen. Eines Tages klopfte es bei mir. Sie. Das

durfte sie nicht. Aber ich fühlte nicht die Kraft, ihr zu sagen: ‚Du mußt gehen!' Sie blieb. Alle Schroffheit schien verschwunden. Sie hatte etwas Ängstliches, als fühle sie sich nicht auf sicherem Boden. Und das Glück, daß wir von fremden Blicken unbeobachtet blieben, ließ von selbst den Gedanken an Wiederholung kommen. Dann geschah das ewig alte Lied: Sie kam wieder, fiel mir um den Hals und ließ mich nicht los.

Ein andermal stürzte sie ins Zimmer und schrie: ‚Du liebst mich nicht.' Welcher Mann würde nicht unterliegen, wenn ein schönes, geliebtes Wesen nichts anders verlangt, als einem zu gehören? Sie zitterte nach mir, dann wieder stieß sie mich zurück. Es war ein nervenaufreibender Kampf, ein Zueinanderdrängen und immer wieder im letzten Augenblick das unerbittliche: ‚Laß mich.'

Ich lief wie ein Irrer umher, mit dem Gefühl der Abwehr und doch mit dem verzehrenden Gedanken an den Duft ihres Haares, den Klang ihrer Stimme, die Berührung ihrer Hand.

Und doch: ich widerstand. Wenn ich mich auch in Sehnsucht nach ihr verzehrte, ich widerstand.

Aber dann eines Tages. Sie wissen es ja ... ward ich überwunden von ihr."

Er schwieg, ließ wieder die Arme über die Lehnen des Stuhles hängen und beugte tief den Kopf. „Dann habe ich sie nie wieder gesehen," sprach er endlich. Als sie an diesem Tage von mir ging und ich ihr einen langen Kuß auf die Lippen drücken wollte, schrie sie mich an, mit einem Ton, aus dem kreischende Verachtung klang: ‚Ich hasse Sie!'

Ich habe ihr geschrieben. Ich erhielt keine Antwort. Ich habe gelauert an ihrem Haus. Ich traf sie nicht.

Ich verzehrte mich in der Erinnerung an sie. Ich las ihre Briefe. Ich schrieb neue, aber ich sandte sie nicht ab. Ich reiste zu meinen Eltern, als Lohnsklave in der Fabrik zu arbeiten. Als ich zurückkehrte, erfuhr ich, sie war fort.

Da fand sich von selbst eine Lösung: mein Vater starb unerwartet. Die Fabrik verlangte einen Leiter. Mit Hilfe

der langjährigen Beamten arbeitete ich mich ein, arbeitete ehrlich; freilich nicht aus Wahl, denn immer noch erschien mir dieser Beruf entsetzlich. Ich arbeitete, um mich zu betäuben.

Kurz darauf starb auch meine liebe Mutter, und ich war ganz allein. Ich dachte nur noch an eines: arbeiten! Ein Jahr ging hin. Als noch einmal die Jahreszeiten gewechselt hatten, lag das Geschehnis fern wie ein unerklärliches Glück und doch Unglück. Ich warf Jugendphantastereien hinter mich und wurde ein Geschäftsmann. Es galt den Kreis meiner Abnehmer zu vergrößern, neue Maschinen wurden angeschafft. Ich erwarb Anteile an Erz- und Kohlengruben, um vom Markte unabhängig zu sein. Mein Wohlstand wuchs. Der Gedanke kam an das eigene Heim, ich baute mir ein Haus.

Durch ein Preisausschreiben wurde ich auf ein junges Mädchen aufmerksam, das mir allerlei Kunstgewerbliches entwerfen sollte.

Dieses Mädchen, das so ehrlich arbeitete, ward mir allmählich etwas, das ich nicht glaubte entbehren zu können.

Wie lange Stunden haben wir beieinander gesessen, der Bleistift ruhte, das Papier war längst zur Seite geschoben, wir sprachen von anderen Dingen. Es war etwas in ihr, das mich wie ein Verwandtes berührte; sie erinnerte mich bei einer Wendung des Kopfes, bei einem Ton ihrer Stimme, bei einem Lachen, an die Andere, die ich so sehr geliebt, und an die ich nur noch dachte wie an einen glücklichen und doch bösen Traum.

Haben Sie Gefühl für das Erwachen des Frühlings in der Natur? Wenn draußen etwas Neues geboren wird, wenn die Keime sich öffnen, die im Winter geruht, wenn etwas die Luft erfüllt, irgend etwas, das wir uns nicht zu deuten wissen, wenn in uns etwas aufsteigt wie eine Verjüngung, dann fühlen wir uns weggehoben über uns selbst. Und warum? Nur weil es Frühling wird.

So ging es mir bei ihr. Ich konnte den Augenblick nicht erwarten, wenn sie bei mir einträte. Und ich, der ich an nichts Freude mehr gehabt als an der Mehrung des

Wohlstandes, empfand etwas wie eine Erneuerung. Es war der Gedanke, daß ich nicht allein war.

Sie trug übrigens den gleichen Familiennamen wie jenes rätselhafte Mädchen, dessen Briefe ich bewahrte. Aber er kam ja so häufig vor!

Da, eines Tages, als ich mit dem Entschluß rang, ob ich dieses liebe, einfache Wesen nicht bitten wollte, meine Frau zu werden, begann sie zu erzählen, daß ihre Eltern nicht mehr lebten und sie nur noch eine Schwester besaß. Ich fragte weiter. Die Straße wurde genannt, wo sie gewohnt hatten, das Haus, wo ich an der Ecke gewartet, mein Gott, mein Gott, — es war die Schwester!

Von diesem Augenblicke ab wußte ich, mein Schicksal ist gesprochen. Aber ich konnte mich nicht von ihr trennen. Ich kam auf die abenteuerlichsten Gedanken: ich wollte eine neue Fabrikation beginnen, Einrichtungsgegenstände, die sie zeichnen sollte. Dann wäre ich immer mit ihr zusammengeblieben. Aber ich fühlte, das ging auf die Dauer nicht. Ich meinte: du darfst sie nicht wieder sehen. Doch, obwohl nicht die Leidenschaft in mir aufgestiegen ist, wie für ihre Schwester, es war etwas in mir, daß ich wußte: ich kann sie nicht lassen. Jene Dinge, die im Untergrunde des Bewußtseins schweben: Ähnlichkeiten, ein Blick, eine Bewegung, irgend etwas, das uns an einem andern beseligt hat, ein Ton, der damals vielleicht voll und warm gewesen ist, und der jetzt, wenn auch schwächer, uns ebenso klingt, nur weil er an das erinnert, was uns verloren ging.

Ich habe einen entsetzlichen Kampf gekämpft. Ich habe ihr von ihrer Schwester erzählt. Aber ich wagte nicht zu sagen, was zwischen uns trennend gestanden hätte gleich einem Abgrund.

Sie erzählte, daß sie meine Briefe damals in der Pension bekommen, daß sie mich der Schwester nicht gegönnt. Sie litt nicht unter dem Gedanken, daß die Schwester zwischen uns stünde. Und doch: wenn sie die Wahrheit gewußt hätte, mußte sie sich von mir wenden.

Ich habe ihr die Wahrheit nicht gesagt. Doch sie fand den Weg, indem sie sagte: ‚Ich werde meiner Schwester schreiben.‘ Ich selber meinte, wenn die andere Einspruch

erhebt, so bin ich gestraft. Sagt sie aber ja, so will ich mich meines Glückes freuen.

Das waren entsetzliche Wochen bis zur Antwort. Als sie kam, hätte ich aufjubeln müssen, denn sie lautete so, daß ich jene, die nun meine Frau geworden ist, hätte in die Arme schließen können. Mich aber quälte, daß ich meiner Frau ein Letztes verbarg, daß ich sie nur liebte, gleichsam in Erinnerung einer anderen. Aber sollte ich mit harter Wirklichkeitshand ihr Glück zerstören? Ich habe es nicht getan, und wenn eine Sühne sein muß — so habe ich sie gekostet. Wenn meine Frau, für meine Liebe dankend, versuchte, mir am Weihnachtsabend die Hand zu küssen, diese Hand, die auch einmal ihre Schwester geliebkost, wie sie es nicht ahnte, dann wurden mir ihre sanften Worte zur Geißel. Wenn sie sagte, mit einem Ton, den ihre Schwester nie gehabt, den nur sie besaß: ‚Du bist so ernst manchmal!' dann hätte ich aufschreiend ihr um den Hals fallen mögen: ‚Ich belüge dich! Verstehst du mich jetzt?'

Ich tat es nicht. Ich habe mein Joch weiter getragen, und ein anderes dazu. Jene fortwährende Angst: Kommt Marga einmal zurück?

Aber nun ist ihr Mund geschlossen, und nur ihre Briefe reden. Ihre Briefe, die ich im Hause behalten wollte, wie eine Strafe und doch auch wie eine Glückseligkeit."

Ich stand auf.

„Davon wissen nur Sie und — ich! Hier meine Hand. Solange Sie leben, soll niemals ein Wort über meine Lippen kommen."

Er hielt meine Finger umschlossen. „Und was wollen Sie mit den Briefen tun?"

„Sie verbrennen."

„Wann?"

„Sofort!"

Er zögerte, als könnte er sich nicht entschließen. Ich stand auf. „Darf ich um die Briefe bitten?"

Er ging zum Geldschrank, öffnete den Tresor und nahm daraus einen großen Umschlag, verschnürt und mehrfach versiegelt. Er gab ihn mir. Wir traten an den Ofen. Die rote Lohe eines prasselnden Feuers schlug mir entgegen.

Da reichte ich ihm das Briefpaket zurück: „Sie sollen es verbrennen, und Sie werden sehen: damit ist alle Erinnerung getilgt."

Er zögerte, dann schleuderte er die Briefe in die Glut. Wir sahen, wie der dicke, weiße Umschlag zuerst unberührt stand. Mit einemmal begannen abstehende Fasern des Bindfadens aufzuflammen, das Siegellack schmolz. An der einen Ecke sprang das Kuvert auf, krümmte sich, fing Feuer. Zu gleicher Zeit begann es am unteren Rand zu kohlen, dann öffnete sich ein glühendes Bündel wie ein aufklappendes Buch. Die einzelnen Seiten fielen in Asche, immer neue wurden von der Glut verzehrt. Endlich sah man noch in dem Flammenmeer ein paar weiße, wie mit Trauerrand umzogene Seiten und auf dem schwarz werdenden Papier glänzte die Tinte der Schriftzüge.

Wir saßen dem Feuer gegenüber, die Hände auf die Knie gestützt, und starrten in die Glut.

Er sprang auf und stieß den letzten Rest der Briefe tief in die Flammen. Dann stand er vor mir mit glühendem Gesicht.

Ich sagte: „So, nun ist alles vorüber. Leben Sie wohl. Wir werden uns nicht wiedersehen."

Zum Abschied wollte ich ihm die Hand reichen. Aber er schlug den Blick zu Boden. Ich fragte: „Ist nicht alles vorbei?"

Er sah mich an. „Ich habe geglaubt, in diesem Augenblick müsse ich ganz frei sein. Es ist nicht so. Ich fühle, was zwischen mir und meiner Frau stand, was ich Tor diese langen Jahre nicht gewagt habe zu sagen, ist nicht ausgelöscht durch den armseligen Entschluß, diese Briefe, die ebenso sicher im Tresor lagen, in den Ofen zu werfen. Wenn wir beide, sie und ich, ganz eins werden sollen, muß ich ihr alles sagen. Ist es ihr unüberwindlich, nun so muß ich es eben tragen. Ich werde die Kraft dazu haben, denn dann weiß ich, ich habe die Wahrheit gesagt. Verzeiht sie mir aber, so sind wir die zwei glücklichsten Menschen auf der Welt."

Ich ging. Mir schien dieses Seltsame, in das ich ver-

strickt worden, wie eine Schuld nach allen Seiten. Er verbarg ihr Jahre hindurch die letzte Wahrheit. Sie wagte es nicht, die Briefe der Schwester zu erwähnen, und bat einen Fremden darum aus Furcht vor der Wahrheit. Und ich, in der Absicht einem Nebenmenschen zu helfen, ließ mich verleiten, den Schein der Unwahrheit — wenigstens nicht aufzuklären.

Längere Zeit verstrich, ohne daß ich etwas hörte, und ich fühlte mich ein wenig verletzt.

Sobald Verhältnisse stärker werden als ich, mache ich es wie einst Goethe, der aus unleidlichen, quälenden Zuständen nach Italien entfloh. Mein Mietvertrag lief ohnedies ab, so löste ich denn meinen Hausstand auf.

Ich war für den letzten Tag in ein Hotel übergesiedelt. Die Koffer standen gepackt. Um neun Uhr ging mein Zug. Der Abendblätter wartend, setzte ich mich in das Restaurant. Als mir der Zimmerkellner die Post brachte, dachte ich: so, das ist nun das letztemal, daß du hörst, ob im Reichstag zu einer Sache zwölf Redner gesprochen haben, ob zwei Menschen den Entschluß faßten, die Lebensreise zusammen zurückzulegen, ob ein Fest beim Minister stattgefunden hat. Wahn, überall Wahn!

Da leuchtete mir ein schwarz umrandeter Brief entgegen, und ich erkannte die Handschrift. Eine Post später, und der Brief hätte mich erst nach Monaten erreicht. Während ich öffnete, dachte ich — Stimmungsmensch, der ich bin —: wie hast du nur zweifeln können, daß du Antwort bekämest! Mir war es, wie wenn einem eine Geschichte erzählt wird, die zum Ende drängt, und der Erzähler würde sagen: „Was noch geschehen ist, weiß ich nicht!“ Nun hörte ich es: „An dem Tage, an dem Sie meinen Mann aufgesucht haben, hat er mir die Wahrheit gesagt. Ich habe geweint, als er es mir sagte. Er hat geglaubt, jetzt sei alles aus, aber ich habe ihm vergeben.

Das klingt, als ob ich allein großmütig zu verzeihen gehabt hätte! Hatte er mir nichts zu verzeihen? Als ich Ihnen schrieb, daß ich diese entsetzlichen Briefe, die ich in seinem Besitz wähnte, aus der Welt geschafft haben wollte, wo war das Vertrauen zu ihm, jenes Vertrauen,

das aus der Liebe kommt? Auch ich trage einen Teil der Schuld.

Wir Menschen müssen, wie es scheint, büßen. Er hat gebüßt Jahre hindurch, indem er nicht voll genoß, wessen er würdig gewesen wäre. Und ich? Ach, ich mag nicht daran denken. Nun ist ja alles vorbei! Wir sind uns um den Hals gefallen und haben uns gesagt: ‚Wir wollen uns beide vergeben, und bei dem Vergeben soll auch das Vergessen sein.'

Er hat mir jedes Wort erzählt, das Sie miteinander sprachen. Sie Armer! In welche Lage hatte ich Sie gebracht! Jetzt bitten wir Sie, er und ich, um Verzeihung. Vielleicht versöhnt Sie das Bewußtsein, daß Sie zwei Menschen, die nur halb glücklich waren, ganz glücklich gemacht haben.

Es ist aber unser Wunsch, Ihnen Auge in Auge zu danken. So bitte ich Sie, im Namen meines Mannes, zu uns zu kommen. Sie sollen unser Haus sehen, das Sie aus meinem Briefe ein wenig kennen. Sie sollen sehen, daß wir uns anders anblicken als vorher, denn eines haben wir beide — heute schreibe ich nicht mehr allein — eines haben wir beide gelernt: die fromme Lüge, von der ich wie er gemeint, sie sei notwendig, ist ein furchtbarer Irrtum dort, wo zwei Herzen eines sind. Wahrheit ist das, was wirklich Menschen zusammenschmiedet.

Und nun wollen wir Ihnen am Schlusse etwas erzählen. Wir haben an jenem Tage, da wir ehrliche Menschen wurden, in allen Kisten und Kasten gesucht, um das ‚Amulett' wiederzufinden. Als wir es entdeckten, sind wir zum Ofen gegangen und haben Hand in Hand zugesehen, wie die Flammen die letzten Zeugen aus unwahrer Vergangenheit verzehrten. Jetzt sind wir die glücklichsten Menschen unter der Sonne!"

Einen Augenblick durchzuckte es mich: du reist nicht ab. Aber es war besser, ich trat nicht mehr in das Leben dieser Leute. Sie sollten nie erinnert werden, daß einer sie einmal, wenn auch ohne seinen Willen, zur Wahrheit geführt. Ich schrieb ein Abschiedswort und reiste ab. Als ich nach Deutschland zurückkehrte, lebte ich in einer anderen

Stadt. Älterwerden, eine Erkrankung ab und zu, hatte mich seßhafter gemacht. Von den beiden habe ich jahrelang nichts mehr gehört. Erst nach langer Zeit einmal, nun, wo es mich brennend interessiert, wer im Reichstag gesprochen hat, ob zwei junge Menschen, deren Großeltern ich vielleicht gekannt, den Entschluß faßten, die Lebensreise zusammen zurückzulegen, wo ich für sie wissen mochte, ob beim Minister ein Ball stattfindet, erst da las ich, daß jene glücklichen, wahrhaftigen Menschen kurz hintereinander gestorben sind.

Nun ist es mir altem Manne, den ein langes Leben immer mehr von der reinigenden Kraft der Wahrheit überzeugte, als müsse auch ich mich von meinem Theaterspiel damals durch diese Erzählung entlasten. Und wenn mir die Worte des Landpflegers: „Was ist Wahrheit!" im Ohre klingen, so weiß ich ihnen eine Antwort:

„Wahrheit ist Rechtfertigung vor uns selbst."

Den Fröhlichen.

Ich sah Euch wohl und hab' Euch lieb gehabt,
Die Ihr mit schönem Gruß mich oft erquickt
Und oft so fremd und gut mich angeblickt
Und mich mit Ahnungen des Geistes
Und klarer Künstlerfreude oft umgabt!
Nun bin ich ferne Eurem lauten Land,
Dem schönen, freudigen, wo so viel Leben quoll,
Und das doch meine Seele nie verstand.
Verzeiht Ihr mir? Habt Ihr mich schon vergessen,
Den Unberatenen, der mit halber Lust
Und hundert Kinderfragen in der Brust
An Eurem übervollen Tisch gesessen?
Ich war ein Wandrer, war dem Leben fremd,
Das ich mit scheuem Tasten nur genoß
Und das so groß und frei und ungehemmt
Durch alle Straßen Eurer Städte floß.
Ich war ein Kind, das Ihr am Tisch der Großen
Geduldet und verwöhnt, und das entlief,
Weil übern Zaun ein Schimmer roter Rosen,
Ein Wind, ein Vogel ihm verlockend rief.
Ihr schaffet, bauet, löset Rätsel viel —
Das kann ich nicht. Mich treibt es durch die Welt
Rastlos nach einem unbekannten Ziel,
Das jeder neue Tag mir ferner stellt.
Und immer wieder muß ich Tönen lauschen,
Die unterirdisch in unendlicher Nacht
Wie dunkle Ströme bang und traurig rauschen
Und deren wildes Lied mich zittern macht.
Auf diese Töne, die der Abgrund singt,
Muß ich mein Leben lang voll Grauen hören,
Bis mich mit ihren wirren Zauberchören
Die Nacht in ihre Arme zwingt.

Hermann Hesse.

In einem Zimmer.

Ich wollte noch etwas sagen,
Da drehtest Du die Lampe hoch — ich sah Dich an,
Scharf — und unterließ es dann.
Das Wortspiel taugte
Zu nichts. Die Uhr begann zu schlagen.
Ich rauchte.

Neun. Ein Verklingen, als verließ jemand die Stube.
Die gekrümmten Dämpfe stiegen
Durch die Stille, die wir beide schwiegen —
Ich wollte wohl gehn und erhob
Mich — da klang Dein Wort lauthohl, wie in einer Grube:
Ich habe mich heute — verlobt.

Du? — Ja. — Aber Deine Finger
Hasteten so — Du hieltest auch den Blick nicht aus
Und sahst weg, durch beschlagene Scheiben hinaus,
Und standest da — einen Kopf kleiner als ich —
Mir war beklommen wie in einem Zwinger —
Ich ahnte Dich.

Du wolltest mich wohl durch Eifersucht zur Rede bringen?
Ich hatte Dir nie ein Wort gesagt,
Hätte es auch — wußtest Du das? — vielleicht nie gewagt.
Nun schluchztest Du: Ich hab' Dich lieb — ja — und — Dein —
Und — Du? — Ich konnte mich entwirrend zwingen:
Nein. —

Und war vielleicht doch anders; ich
Riet nicht einmal, mit wem
Du Dich verlobtest, scherzend, ob mit diesem oder dem —
Und wußte nun zum erstenmal, wie gern ich bei Dir blieb,
Da, als ich ging — ich hatte Dich
Doch lieb.

Julius Vetter.

Die Grazie des Rokoko.

Von Carry Brachvogel.

Da Ludwig XIV. die Greisenaugen zum letzten Schlummer geschlossen hatte, jauchzte das törichte Volk von Paris und meinte, daß es mit ihm die größte Tyrannei begrabe. Es dachte nicht mehr daran, wie er es als königlicher Jüngling einst durch seinen stolzen Willen hingerissen, wie er als Mann, das Land zur Sonnenhöhe der Macht geführt hatte, daß Europens Völker vor Staunen fast den Neid vergaßen ... Nichts wußte es mehr an jenem Septembertag des Jahres 1715, als seinen grenzenlosen Despotismus, die Frömmelei seiner letzten Jahre und den schrecklichen Spanischen Erbfolgekrieg, der dem Lande allzuviel Blut und Geld gekostet und seiner Machtstellung nach außen den ersten empfindlichen Stoß versetzt hatte.

... So einfach und prunklos, wie er nie im Leben gewesen, zieht der tote Sonnenkönig in die Gruft von Saint-Denis ein. „Um Zeit und Kosten zu sparen" war sein Leichenbegängnis ganz schlicht bestellt, aber das Volk von Paris hatte keinen Sinn für den tragischen Widerspruch, der sich hier zwischen gestern und heute offenbarte. Es bewarf den Totenwagen mit Kotreden und Kot und lachte fröhlich, daß der alte Mann endlich gestorben war. Endlich! Zweiundsiebzig Jahre lang hatte er das Lilienzepter in den Händen gehalten, zuerst, da er noch unter der Mutter und Mazarins Vormundschaft stand, fast wie ein Spielzeug; bald aber zeigte er, daß es ihm mehr war als Spielzeug und Symbol, bald war es für ihn ein Werkzeug unumschränkter, höchster Macht und Gewalt. Zweiundsiebzig Jahre lang war sein Name der erste in Frankreich gewesen; Geschlechter wurden geboren, lebten, starben, und immer noch stand dieser Name als Prägung auf jedem

Wert, auf jedem Aktenstück, über dem Wohl und Wehe des Landes. Zu lange hatte er gelebt, zu lange den Thron besessen, — allen Heiligen Dank, daß es nun zu Ende war! Zu Ende mit ihm, seinen langweiligen Allongeperücken, seiner gezierten Feierlichkeit, seiner pompösen Würde, zu Ende mit all dem klassischen und mythologischen Mummenschanz, den die Künstler in Marmor, Farbe und Vers aufführen mußten, um *sein* Bildnis, *seine* Siege, *seine* empfindsamen Triumphe darzustellen. War dieser Ludwig doch so sehr ein Kind und zugleich ein Meister seiner Zeit, daß man nur schwer mehr unterscheiden kann, ob er der Sohn oder nicht gar am Ende der Vater des Barock ist . . .

Frankreich, das ewig junge, schien an jenem 1. September 1715 noch jünger, noch hoffnungsfroher als sonst. Blickte erwartungsvoll nach dem gewaltigsten Denkmal, das der Sonnenkönig sich selbst gesetzt, und freute sich, daß Versailles nun wieder von anderem wußte, als von Psalmensingen und geistlichen Übungen. Nun drohte kein bigotter Greis mehr mit dem Lilienzepter: ein Kind saß auf Frankreichs Thron, ein pausbäckiges Bübchen von fünf Jahren, des Sonnenkönigs letzter Urenkel. Neben ihm stand, für ihn regierte Philipp von Orléans, der ebenso kluge, wie zügellose Sohn der lieben, tüchtigen, pfälzischen Liselotte. Ein Kind und ein toller Lebemann von vierzig Jahren — hei, nun wird ein frischer Luftzug durch Versailles und von da über das ganze Land wehen. Was sollen dem Bübchen Allongeperücke und Feierlichkeit?! Was fragt der liederlich-lustige Regent nach klassisch-verbrämter Huldigung und Würde?! Das Dasein bietet noch andere Güter, süße, heiße, betäubende . . . Auf, laßt uns genießen, schrankenlos genießen! Mehr als ein halbes Jahrhundert lang haben wir uns in Kriegen erschöpft, haben wir gezeigt, daß wir die Schrecken des Todes überwinden und ihn zu einem edelmännischen Kunstwerk gestalten können. Nun aber laßt uns aus dem Leben, unserem schönen, goldenen Leben ein Kunstwerk machen! Laßt uns nicht immerfort an den König denken und wie wir ihn in pathetischer Feierlichkeit vergöttern müssen; nein, laßt uns nun des eigenen Ichs ge-

denken und wie wir es voll Anmut in jeder Erscheinung des Tages bespiegeln können! Feierlich wollen wir immer noch sein, aber unsere Feierlichkeit schreite nicht mehr auf Stelzen, sondern auf den Hacken zarter Atlasschuhe, und sie gleiche nicht mehr einem Gemäldekoloß, sondern dem Miniaturbild einer jungen Königin! Wir wollen den ganzen Olymp samt allen klassischen Heldentaten vergessen, nur Amor nicht, das lose Götterkind! Jeden Tag wollen wir einen neuen Freudenrausch genießen, aber die Grazien müssen den Becher kredenzen und höher als die große Geste der Würde achten wir die zierliche Linie der guten Form ...

Das Barock beginnt langsam und schmerzvoll zu verblassen, wie ein Schemen vor dem Hahnenkrähen. Im Morgenlicht des jungen Tages, der über Frankreich heraufdämmert, grenzen kleine Genien und Amoretten mit Rosengirlanden ein neues Königreich ab. Von feinen Puderwölkchen umstäubt, von kleinen Liebesseufzern umfächelt, ein schneeweißes Lämmchen im Arm, ein Lächeln in den Augen, einen Kuß auf den Lippen, ein Bonmot im Kopf, zieht das Rokoko in seine rosenumkränzte Herrschaft ein. Und wird doch mit seiner Anmut nicht nur zeitlich, sondern auch geistig die Schrittmacherin für die große Revolution sein — —

Noch ehe das Königskind in Versailles zum Manne gereift ist, hat Frankreich schon ein anderes Gesicht, eine andere Seele, und die französischen Menschen sehen ganz anders aus als das Geschlecht, das ihnen voraufging. Die Allongeperücke ist zusehends kleiner geworden und liegt nun als ein Fossil steifer Modetorheit im Winkel. Was soll der galante Chevalier Ludwigs XV. mit dem Haarungetüm, das die Phantasie eines königlichen Kahlkopfes geboren hatte und das man am Hof des Sonnenkönigs nicht nur aus ästhetischen, sondern auch aus sehr unästhetischen Gründen weiter trug?! Dieu merci! Die Zeiten sind vorüber, da auch die Majestät in den königlichen Prunkbetten keine Ruhe finden konnte und die schönen Damen eigene Kratzstängchen erfanden, um sich Linderung zu verschaffen. Der Verbrauch von Waschwasser und Seife ist zwar in Ver-

sailles immer noch bescheiden, aber schließlich ist man doch das eleganteste Volk der Welt und kann es daher riskieren, ohne Kopfschutz mit anderen Ungeschützten zu verkehren. Der Chevalier läßt sich also das eigene Haar über der Stirn in die schöngeschwungene Vergette kämmen, an der Seite ein paar Rollen aufstecken und im Nacken den putzigen Haarbeutel flechten. Zum Schluß stäubt der Kammerdiener Puder darauf, aber nicht etwa roten, braunen oder violetten, wie der barbarische Zeitgeschmack Heinrichs IV. ihn liebte, nein, der Chevalier läßt sich grau oder weiß pudern und sieht so zugleich würdig und pikant aus. Es ist richtige Rokokowürde, die er vortäuscht: unter ehrbarem Anstrich lachende Drôlerie. Muß es die Frau Marquise nicht höchlich und angenehm überraschen, wenn der Graukopf plötzlich das Feuer der Jugend vor ihr aufflammen läßt?! Seine Kleidung gleicht wohl im Schnitt immer noch dem langen Patten- und Taschenrock seines Vaters, aber sie ist glänzender in den Stoffen, heiterer in den Farben geworden, läßt um Hals, Brust und Handgelenke köstliche Spitzenbächlein rinnen. Prall sitzt der Seidenstrumpf, genau so prall, wie er einst die schönsten Beine der Christenheit, die Beine des Sonnenkönigs, umschloß; auch die Schnallenschuhe sind als Erbstück mit in die neue Zeit herüber genommen. Aber der Hut, o Himmel, was würde die verstorbene Majestät sagen, wenn sie sähe, was der Chevalier aus dem ernsten, mit wallenden Federn geschmückten Hut gemacht hat, der so stilvoll auf der Allongeperücke saß?! Zu einem Dreispitz hat er ihn verbogen, hat ihn statt mit Federn mit Glitzerborten benähen lassen und trägt ihn nun nicht auf dem Kopfe, sondern unter dem Arm. Der schelmische Herr behauptet zwar ganz ernsthaft, das geschähe dem Puder zuliebe, in Wahrheit aber hat die Sache wohl einen anderen Grund. Es ziemt sich, vor Damen mit entblößtem Haupt zu stehen, und sowohl auf Amors Schleichwegen wie bei Amors zärtlichen Scharmützeln kann der Hut auf dem Kopfe lästig werden. Also setzt man ihn lieber gleich nicht auf...

Die Frau Marquise lächelt freundlich über so viel Rücksicht. Auch sie hat sich gänzlich umgemodelt, gleicht

in nichts mehr dem pompösen Typ der Königinnen, die aus Florenz oder Spanien nach Frankreich kamen. Sie hat nun ihr eigenstes, ihr gallisches Wesen entdeckt und würde sich schön bedanken, so gemalt zu werden, wie etwa Rubens Maria von Medici malte. Sie will die Männer nicht mehr durch überquellende Formen, durch wild-springende Haarpracht verblüffen und berauschen, will nicht das „schöne Weib" sein, sondern „la princesse Charmante". Obwohl die statiöse Herzogin von Chateauroux nicht etwa Ludwig XIV., sondern Ludwig XV. für etliche Jahre beherrschte, so erscheint sie doch in mehr als einer Hinsicht vieux jeu. Die Tage der brutal aussehenden und brutal sich gebärdenden Königsliebchen sind vorüber. Der Typ, der heute gefällt, ist nach der neuen Freundin des Vielgeliebten gemodelt — nach der kinderschlanken, klugen und immer beherrschten Frau von Pompadour.

Die Marquise will also in nichts mehr den großen Liebeskünstlerinnen von ehedem gleichen. Sie trägt nicht mehr die breitgekämmte Frisur der Montespan, sie erfindet nicht steifen, lächerlichen Kopfschmuck, wie die alberne Fontange. Sie legt die breiten Spitzenkragen ab, die Anna von Österreich so gern getragen, und verzichtet auf die schweren, faltigen Brokatgewänder, die Maria von Medici mitgebracht hatte. Princesse Charmante zieht ein tief dekolletiertes Leibchen aus köstlich geblumtem oder gemustertem Seidenstoff eng, so eng um die Schultern, daß sie neben der gewaltsam heraufgepreßten kleinen Büste rührend schmal erscheinen, bauscht verheißungsvoll die Paniers um die zierlichen Hüften, gibt vielleicht auch durch eine breite langfließende Rückenfalte der Toilette jene sanfte Feierlichkeit, die einem zarten Figürchen doppelt gut steht. Das Haar kämmt sie, wie der Chevalier, über der Stirn empor, bändigt es zu Rollen, Puffen, Locken, Schleifen, durchwindet es mit Bändern, läßt Blumen darin erblühen, Schmetterlinge oder Vögel gaukeln oder betont auch hier eine kleine, feierliche Note durch einen nickenden Federnpanasch. Je weiter das Rokoko voranschreitet, um so mächtiger türmt sich der Haarbau, bis man endlich bei den sprechenden Frisuren angelangt ist, die durch ihre Struktur



Die Grazie des Rokoko. Die Tänzerin Camargo.
Ausschnitt aus dem Gemälde von N. Lancret
im Besitz des Deutschen Kaisers.

und ihren Putz aktuelle Ereignisse darstellen oder erläutern wollen. So gibt es beim Tode des einst Vielgeliebten eine Frisur „à la Circonstance“, die Trauer ausdrückt, indem sie auf den Scheitel der Marquise eine Zypresse, ein Füllhorn und eine Garbe legt; wieder eine andere verherrlicht den „Triumph der Impfung“ durch eine Schlange, eine Keule, eine aufgehende Sonne und einen früchteschweren Olivenbaum. Vorübergehend gibt es allerdings einmal eine kleine Reaktion, veranlaßt durch zwei Engländerinnen, die beim König speisten und mit ganz niedrigen Frisuren erschienen. Der König äußerte, daß die französischen Damen, vorausgesetzt, daß sie Vernunft hätten, sich ebenso frisieren sollten, und weil man ein Königswort immer ehren muß und die Frau Marquise auch Anglomanin ist, frisiert sie sich eine Zeitlang à l'Anglaise, bis sie dann eben doch zum Haar-, oder vielmehr zum Turmbau zurückkehrt.

Um den Hals trägt sie mit Vorliebe eine duftige Rüsche oder Sammetbänder mit langherabfallenden Enden, die sie „jeune homme, suivez-moi“ getauft hat. Frivol und schmachtend zugleich blickt ihr kleines, rotgeschminktes Gesichtchen mit den schwarzen Taffetmouches und den tiefgeschwärzten, wenn nicht gar aus Maulwurfsfellchen geschnittenen Brauen, in die heitere Welt hinein, in der ein junger Mann nichts anderes und Besseres zu tun weiß, als solch schwarzen Sammetbändern zu gehorchen.

Der Chevalier und die Marquise sehen um sich her und finden, daß sie in die Räume, in denen der Sonnenkönig stolzierte, gar nicht hineinpassen. Was sollen ihnen Gemächer, die starren von kaltem Prunk und gefrorener Majestät?! Was soll ihnen ein Ameublement, in dem jeder Sessel auf einen Cäsar in der Allongeperücke, jeder Tisch auf den königlichen Faustschlag zu warten scheint: „L'état c'est moi!“ Nein, der Chevalier und die Marquise wollen keinen Saal für Staatsaktionen oder Staatsprogramme, sie wollen ein Gemach, glitzernd von Helle und doch bereit für trauliches Dämmern, für selige Nacht. Reich und heiter muß es sein, muß dem Chevalier Stimmung geben zu wünschenswerter Kühnheit und der Marquise tugendhafte Flucht zwar schicklich, aber nicht wünschenswert erscheinen

lassen. Da löst sich der Stil im Ornament, die Form in der Linie auf, der Rhythmus triumphiert über die Symmetrie. De Cotte, Oppenort, Babel, Cuolliés zeichnen jene wundersamen Schnörkel, die aussehen, als ob ein ernsthafter Gedanke von drei verliebten gejagt wird. Putten musizieren, kleine, lüsterne Karyatiden tragen Kamine und Gesimse, die erdrückt scheinen von der Last des kletternden Schnörkelwerks, und über alles hin flutet in unerschöpflichen Variationen das Muschelmotiv. Licht muß alles sein, weiß oder in den Farben der Morgenröte, des Maienhimmels oder der zarten Krokuskelche. Und überall muß Gold blinken, rieseln, blenden, bis das Gemach der heitere Rahmen heiterer Menschen ist, die an nichts glauben als an sich, ihr Glück und ihren Tag. — —

Den Innenkünstlern kommen die Maler und Bildhauer zu Hilfe. Watteaus holde Farben erzählen, was alle Chevaliers und Marquisen in Versailles träumen, vom „Frühstück im Freien", von der „ungestörten Liebe" und von der „Einschiffung nach Cythere". Boucher aber malt die Träumerinnen selbst, wie sie gern gemalt sein wollen. Er zeigt eine irländische Favoritin Louis XV., die schöne Viktoria O'Murphy, in der allerreizendsten, allergewagtesten Position, auf ihrem zerwühlten Lager, neben dem eine Dose mit Geschmeide und Perlenschnüren steht. Und er porträtiert die Pompadour, wie es dem ehrgeizigen Herrschersinn der graziösen Blondine entspricht. Zeigt sie angetan mit allem Frauencharme, den die Zierliche besaß, umgibt sie mit den Attributen der Gelehrsamkeit, legt ihr als kluger Höfling den Erdball zu Füßen, streut aber als galanter Mann Rosen daneben hin. Chardin weiß, daß die Marquise Augenblicke hat, in denen sie für die Natur schwärmt, natürlich für eine gebändigte, kultivierte und ästhetische Natur, die sich auch in Versailles sehen lassen kann: er malt Früchte und Stilleben, die neben den Holländern voll bestehen können. Und weil der Chevalier trotz und neben der Marquise auch noch für andere, für menschlichere Natur in gewissem Sinne schwärmt, darf Fragonard hübsche Frauenzimmerchen malen, die im Leben freilich nicht hoffähig sind, Chardin sogar ein derbes

„Küchenmädchen" in voller Aktion wagen. Am hübschesten aber ist die Natur doch im Schäferidyll, wenn ein sanfter Bach zwischen wohlerzogenen Bäumen fließt, gut frisierte Wolken über eine kokette Windmühle hinsegeln und die schöne Chloe mit tief entblößtem Busen sehr artige Schafe weidet und dabei merkwürdige Dinge denkt, die den verliebten Schäfer Damon zu noch merkwürdigeren ermutigen. Unerschöpflich sind die Maler in solchen Schäferszenen; die Fächer der Marquise zeigen nur selten einen anderen Gegenstand. Wie grundverschieden sind diese Fächer von den Fächern des Barock! Damals spannte man das in satten Farben erglühende Fächerblatt, das zumeist einen mythologischen oder höfischen Vorgang darstellte, mit Vorliebe auf ein goldinkrustiertes Gestell aus dunklem Schildpatt. Das Fächerblatt des Rokoko ist zierlich und licht wie der Flügel einer Libelle. Es wiegt sich auf einem Gestell aus Perlmutter oder Elfenbein, das so fein ausgesägt ist, daß es von ferne einer Spitze gleicht. Einfache Goldinkrustation genügt nicht mehr, man wählt das edle Metall lieber in vier-, fünferlei Tönungen, bringt noch auf den Stäben des Gestells in Gold und Edelsteinen schäferliche Embleme an, die zu dem Blatt passen, das Meister Boucher oder Watteau gemalt hat.

Neben den Bildern, den wirklichen Gemälden, liebt die Marquise besonders das Miniaturporträt, dessen feine Stricheltechnik und glatte Farben sich vortrefflich eignen, den Typ jener Zeit wiederzugeben. Und solch ein Bildnis auf Elfenbein hat noch einen besonderen Vorzug vor den großen Porträts, wie sie Roslin, Greuze und ihre mehr oder minder berühmten Kollegen schaffen: es nimmt gar keinen Raum weg. So bequem kann man das Bild des jeweiligen Amant in der Corsage tragen! Und wie sehr auch das Rokoko den Prachtraum des Barock verkleinert haben mag, — man kann immer noch eine ganze Serie erinnerungsreicher Miniaturen darin aufhängen ...

Auch eine Miniaturplastik hat die Marquise herausgefunden, die ihr eigentlich viel besser gefällt als die lebenswahren, von Anmut und Geist beseelten Erz- und Marmor-

gebilde, die Falconet oder Bouchardon meißeln. Die Marquise und der Chevalier schwärmen für Porzellan. Seit Frau von Pompadour sich mit der ihr eigenen Energie bemüht, Sèvres gegen Meißen auszuspielen, lebt Paris in einem wahren Porzellanfieber. Die königliche Manufaktur kann gar nicht genug Schäfer-, Jagd- und Tiergruppen herstellen, ganz zu schweigen von den köstlichen Tafelaufsätzen, Girandolen, Tellern, Platten, Tassen, Kannen, Kännchen und Dosen. Die Marquise findet eine Nymphe oder einen Schäfer aus glänzendem Porzellan zehnmal hübscher als das ungebärdige Material der Bildhauerwerkstätten. Wäre sie an Stelle der Aphrodite gewesen, sie wäre sicher einem Porzellanofen entstiegen statt einer Meereswoge.

Nur die gewaltigste aller Künste — die Architektur — weigert sich der spielerischen Grazie der Puderzeit. Wie sollte auch die tändelnde Heiterkeit der Epoche, die an keine Ewigkeit glaubte, in Beziehung treten zu Denkmälern, die einen Ewigkeitsgedanken umschließen! Eine neue Kirche, ein neues Museum, ein neues Staatsgebäude? Die Marquise zuckt gelangweilt, der Chevalier spöttisch mit den Mundwinkeln. Für solche ehrwürdige Fossilien taugt der ehrwürdige Stil der Antike. Mögen also Soufflot, Servandoni, Gabriel und andere Meister ruhig die gelassene, strenge Linie der Klassizität wieder aufnehmen; sie wird nur einen sympathischen Ruhepunkt bilden in dem hastenden Wirrwar der sie umgebenden Schnörkelkunst. —

Selbstverständlich ist die Marquise verheiratet, selbstverständlich nicht mit dem Chevalier. Der Chevalier braucht aber deswegen nicht die Kugel eines beleidigten Gatten zu fürchten, die Marquise keinen Dolchstich von einer vielleicht vorhandenen Gattin. Die Ehe ist in dieser Zeit kein Sakrament, das Alleinbesitz garantiert, zu Totschlag oder auch nur Eifersuchtsszenen berechtigt. Die Marquise blickt eine Sekunde lang traumverloren vor sich hin, und eine kleine Träne stiehlt sich ihr ins Auge. Sie denkt an die erste Zeit ihrer Ehe. Vom Kloster weg hatte sie, dem Wunsch ihrer Familie gemäß, den Herrn Marquis geheiratet, hatte ihn, ohne den Wunsch ihrer Familie, so heiß und

schwärmerisch geliebt, wie eine Achtzehnjährige nur lieben kann, die in der liebenswürdigen Abgeschiedenheit von Fontevrault oder Panthémont einem Gatten entgegenträumt. Der Herr Marquis aber war von diesen Gefühlen, auf die er gar nicht gerechnet hatte, peinlich überrascht. Du lieber Gott, ein Mann von Stand, der etwas auf sich hält, kann sich doch nicht lächerlich machen und eine verliebte Ehe führen! Sie hat sich damals von Herzen gekränkt über seine kühle Höflichkeit, die sich niemals zur Leidenschaft steigern wollte, hat bei ihrer Mutter geweint und gefragt, was sie denn tun solle, um ihren Mann an sich zu fesseln. Aber Mama sah ärgerlich und geniert aus, daß ihre Tochter, ihre vornehm erzogene Tochter, einem Kleinbürgerideal nachhängt, und der Marquis weiß sich und ihr schließlich nicht anders zu helfen, als daß er ihr galant die tränenfeuchte Hand küßt und flüstert: „Sie müssen sich zerstreuen, meine Liebe! Gehen Sie in die Welt, amüsieren Sie sich, liebeln Sie, mit einem Wort, leben Sie und betragen Sie sich wie die andern Frauen Ihres Alters!“ Und da sie ihn erschreckt aus großen Augen anblickte, fügte er noch zärtlicher hinzu: „Es gibt kein anderes Mittel, um mir zu gefallen, meine teure Freundin!“ (Goncourt, „La femme au 18ième siècle.“)

Allmählich lernte dann die Marquise die Psychologie und die Technik der Ehe begreifen, wie nicht nur der Herr Marquis allein, sondern seine ganze Zeit sie auffaßte und wollte ... Die „Bagatelles morales“ brauchen ihr nicht mehr ironisch vorzuwerfen: „Wie! Seit sechs Monaten sind Sie verheiratet und immer noch lieben Sie Ihren Mann! Ihre Putzmacherin hat dasselbe Faible für den ihrigen; Sie aber, Sie sind Marquise ... Warum vernachlässigen Sie Ihr Äußeres, wenn Ihr Gatte verreist ist, und warum schmücken Sie sich, wenn er heimkehrt? ... Lesen Sie doch im ‚Lehrbuch des modernen Putzes‘ nach, dort werden Sie sehen, daß man sich nur für einen Geliebten, die Öffentlichkeit oder sich selbst schmückt ...“ Nie wird es ihr ergehen, wie jener leichtfertigen Dame, die jüngst von ihrem Gatten überrascht wurde und sich von ihm den Vorwurf gefallen lassen mußte: „Wie unvorsichtig, Ma-

dame! Welch ein Skandal, wenn ein anderer dazu gekommen wäre ..."

Die Eleganz des Ehebruchs ist das große Virtuosenstück dieser Zeit. Mag die Marquise straucheln auf dem Pfad der Tugend so oft sie will, — wenn es mit Grazie geschieht, wird ihr von allen Seiten mit Grazie verziehen. Nicht auf das „Was" kommt es an, sondern auf das „Wie" und „Wen". Die Welt fragt: „Hat Madame einen Geliebten? Wer ist es?" Der Ruf einer Frau hängt von der Antwort ab. „In unserer Zeit kompromittiert uns nicht das Gefühl, wohl aber der Gegenstand, dem wir es weihen." Sie pflichtet vollkommen Marmontel bei, der in seinen „Contes moraux" schreibt: „Man spricht von der guten alten Zeit. Ehedem vernichtete eine Untreue das ganze Haus; man prügelte seine Frau und sperrte sie ein. War der Ehemann ein leichter Vogel, so war seine getreue Ehehälfte verpflichtet, ihren Kummer hinunterzuschlucken und in einem Winkel zu jammern, wie in einem Kerker. Ahmte sie sein Beispiel nach, so stand ihr und ihres Liebsten Leben auf dem Spiel. Man war töricht genug, die Ehre eines Mannes mit der Tugend seiner Frau zu verwechseln, und wiederum wurde der untreue Gatte der lächerliche Gegenstand öffentlicher Verachtung, beim ersten Fehltritt, den Madame tat. Wahrhaftig, ich begreife nicht, woher die Leute in diesen barbarischen Zeiten den Mut zum Heiraten fanden. Heute herrscht Zuvorkommenheit, Freiheit und Frieden im Schoß der Familie. Lieben sich Gatten, so sind sie glücklich, lieben sie sich nicht mehr, so sagen sie sich's ehrlich und geben sich gegenseitig das Versprechen der Treue zurück. Aus einem Liebes- werden sie ein Freundschaftspaar. Das nenne ich gesellschaftliche und sanfte Sitten ..."

Die Marquise ist längst ganz ausgesöhnt mit dem Herrn Marquis, der nach allgemeinen Begriffen ein ausgezeichneter Gatte ist. Es gibt andere, die schlimmer sind als er, die mit ausgesuchter Grazie ihre Frau beleidigen und vernachlässigen. So führt sie denn eine friedliche Repräsentationsehe; die süßere Hälfte ihres Lebens gehört, zum Teil wenigstens, dem Chevalier ...

Allzuernst nimmt sie natürlich ihn ebensowenig wie er sie. Man schäkert, man lacht, man küßt, man ist scheinbar ganz Sentiment, ganz Flamme, ganz Hingebung, — aber es ist eben alles nur scheinbar. Im Grunde ihrer Seele sind sie beide zu raffiniert, zu skeptisch, zu egoistisch, um sich einem starken Gefühl bedingungslos zu opfern. Sie sind ganz unfähig, jenen großen Wurf zu wagen, bei dem man alles einsetzt, um alles zu gewinnen oder zu verlieren. Ein großer Wurf — die grobe Struktur des Wortes allein würde genügen, um das Liebespaar des Rokoko schaudern zu machen. Die Liebe ist nur ein erlesenes und reizvolles Tändelspiel, eine anregende, empfindsame, kleine Komödie, die man sich und andern vorspielt. Außerdem gehört eine Liaison en titre zu den unentbehrlichen Requisiten für Leute von Stand, und schließlich ist die Liebe immer noch das Amüsanteste in einer Gesellschaft, die sich tagaus, tagein so glänzend amüsiert, daß sie sich beinahe langweilt. Also: „Grausame Schöne, ich bete Sie an!" „O, mein Freund, kein anderer versteht die Wirrnisse meines Herzens wie Sie" ... Die Frau Marquise beherrscht aber nicht nur den Chevalier, nein, ihr Ehrgeiz geht weiter, geht viel weiter, als daß sie sich mit dem Herzen eines Mannes oder was man so nennt, zufrieden geben könnte. Sie fühlt, daß in dieser Epoche, in der es nichts Wirkliches gibt, als den Genuß und die Grazie, die Blütezeit ihrer Macht anbrechen muß. Wo die Grazien herrschen, muß der Mann, der geborene Befehlshaber, schweigen und sich dem Dienst der anmutigen Schwester fügen. Wo gäbe es überhaupt ein Reich der Grazien, in dem eine männliche Hand das Zepter führte?! Nein, im rosenumkränzten Bezirk des Rokoko sind alle Hoheitsrechte der Frau vorbehalten, und gerne, allzugerne beugt der Mann das Knie zum Vasalleneid. Die Kraft, die Brutalität, die wilde Ahnen ihm vererbt haben und die der Sonnenkönig mit den steifen und umständlichen Riten seines Zeremoniells nur mühsam bändigte, ist bei dem steten Frauendienst, bei dem steten Kult der Grazie schon dahingeschwunden, äußert sich nur noch in beherrschten Nerven, nicht mehr in herrschendem Willen. So bekommen alle Werte, die diese Zeit

prägt, ein Stigma des Weiblichen, einen Hauch von Anmut, selbst wenn es sich um Erscheinungen handelt, die in andern Ländern, bei andern Rassen, trockner Gelehrsamkeit oder Schwerfälligkeit verfallen. „Im achtzehnten Jahrhundert ist die Frau das herrschende Prinzip, die leitende Vernunft, die Stimme, die befiehlt. Sie ist der Ursprung der Ereignisse, leitet als Fortuna die Geschicke ihres Landes. Den König von Frankreich, den Willen des Souveräns und die Macht der Meinung hält sie in ihrer Hand. Allianzen und Gegenallianzen, Krieg, Frieden, Künste, Wissenschaften und Moden, alles birgt sich in den Falten ihres Kleides, wird von ihr nach Gutdünken gemodelt. Sie ist es, deren Gnade erhöht, deren Ungnade vernichtet wie der Blitz. In diesem Jahrhundert, das sie mit ihren Wundern erfüllt, in dieser Geschichte, die sie zu einem Roman formt, gibt es keine Katastrophe, keinen Skandal, keine große Umwälzung, die nicht von ihr kommt. Von der Ernennung Dubois' zum Erzbischof von Cambrai bis zum Fall Choiseuls steht hinter allem, was steigt und fällt, eine Frau und immer wieder eine Frau ... Die Frau leitet nach ihrem Geschmack, nach ihren Sympathien oder Antipathien die äußere und die innere Politik. Sie erteilt den Ministern Instruktionen, regt Ideenverbindungen bei den Gesandten an. Mit ihren Gedanken, ihren diplomatischen Aspirationen, mit dem Ton, der Ausdrucksweise und der reizenden Ungezwungenheit ihrer Anmut schlüpft ihr Wesen sogar in die Sprache, in die Depeschen der Botschafter hinein, läßt darin Boudoirworte, zierliche Damenphrasen wie einen flüchtigen Duft, wie das froufrou eines Seidenkleides zurück. Sie vertritt nicht nur die Interessen Frankreichs, sie verfügt auch über sein Blut, und da sie dem Manne nichts, gar nichts lassen will, was nicht ihre Prägung trägt, was nicht auf einem Eckchen ihres Frisiertisches mit dem Kennwort ihres Geschlechts unterzeichnet wurde, so befehligt sie sogar noch die Niederlagen der französischen Armee mit jenen Schlachtplänen, auf denen die Stellungen der Truppen mit Schönheitspflästerchen vorgezeichnet waren ..." (Goncourt, „La femme au 18ième siècle.")



Die Grazie des Rokoko.
Die Tänzerin Barberina. Gemälde von R. Carriera.
Photographieverlag von F. & O. Brockmann's Nachf. R. Tamme, Dresden.

Freilich ist nicht jede in der beneidenswerten Lage der Frau von Pompadour, die mit ihren Mouches Weltgeschichte macht, aber deswegen braucht die Marquise noch nicht an sich oder ihrer Berühmtheit zu verzweifeln. Auch wenn sie keine außergewöhnliche Persönlichkeit ist, kann sie doch immer eine bedeutsame Rolle in der Kulturgeschichte ihres Landes spielen, eine Rolle oder auch nur ein Röllchen, das um ihren Namen, um ihr Haus einen Schimmer breitet. Sie muß nur geistig beweglich sein, wißbegierig, amüsant, muß das Talent besitzen, geistreiche Männer um sich zu versammeln, einen Kreis zu zündenden Disputationen anzuregen. Dann wird sie einen Salon haben, einen jener Salons, die zugleich der größte und der feinste Wert des Rokoko sind, einen Salon, wie ihn die du Deffand, die Lespinasse, die d'Epinay, die Genlis, die Geoffrin und noch viele andere halten. In diesen Salons trifft die Marquise alles, was in Frankreich Anspruch auf Geist und eine bevorzugte Stellung erheben darf; die Enzyklopädisten verkehren hier, lesen ihre Manuskripte vor, und unter den Augen, unter dem Lächeln von eleganten Damen, erfahrenen Staatsmännern, koketten Abbés und freigeistigen Prinzen entspinnen sich eifrige Debatten über die „Lettres persanes", den „Essai sur les mœurs et l'esprit des nations", über den „Contrat social" oder über die „Nouvelle Héloïse". Aber man diskutiert nicht etwa lehrhaft, heftig und unartig, sondern mit soviel Wohlerzogenheit, in so verbindlichen Formen, daß gar niemand merkt, wie diese geschnörkelten, reizenden Salons eigentlich die Brutstätten des Umsturzes sind. Späterhin, wenn die große Sintflut hereinbricht, werden der Chevalier und die Marquise fassungslos dastehen und niemals begreifen, daß diese brüllenden, unheilvollen Wogen zuerst von den feinen Geistesquellen gespeist wurden, deren munteres Rieseln, deren schillernde, kleine Kaskaden einst dem Pariser Salon seine Frische, seinen Reiz und sein undefinierbares, geistiges Cachet gaben. Fassungslos werden sie stehen und nicht begreifen, welche Wunder an Grazie und Kultur sie vollbracht, da es ihnen ganz von selbst, ohne Wissen und Wollen gelang, den Maelstrom für ein Murmelbächlein zu halten und auszugeben...

Besucht die Marquise einmal keinen Salon, oder empfängt sie keine Besuche, so schreibt sie Briefe; Briefe, von vielleicht recht mangelhafter Orthographie, aber voll treffender Beobachtungen, voll kecker Witzworte, nadelfeiner Medisancen und allerliebster Blasphemien. Denn die Marquise und ihr Chevalier kennen ja nichts anderes, glauben ja nichts anderes, als sich, ihren Tag und ihr Glück. Briefe schreiben, in denen man sich bespiegelt, sich graziös drapiert, anmutig verkleinert, ein sentimentales Tränchen auf den Bogen niedertropfen läßt, und gleich darauf über Madame Soundso lästert, Briefe schreiben, die eine Art Miniatursalon darstellen, ist die große Passion all dieser huscheligen, pikanten, von Fest zu Fest eilenden Frauen. Solange sie jung sind, schreiben sie wohl nur dem Liebsten, aber die Leidenschaft für Papier, Tinte und Feder wächst mit jedem Jahr und macht die Briefschreiberin allmählich zu einer Art Berufsschriftstellerin. Die Orthographie ist, wie gesagt, nicht immer einwandfrei, aber auf den Stil verwendet man die größte Sorgfalt. Es gibt Damen, die auch nicht die geringfügigste Mitteilung aufzeichnen oder eine gleichgültige Einladung schreiben, ohne sich vorher ein Konzept zu machen. Und es gibt Damen, ältere Damen natürlich, die an einem Tag zwanzig Briefe schreiben, ja, die ihre Nächte am Schreibtisch verbringen.

Was die Marquise liest? Nun, neben den Klassikern und den Dichtern der Salons auch den witzigen Beaumarchais, dessen keck-satirische Komödien sie entzücken, mit Vorliebe aber Rousseau, dem es gelingt, sie, die „Princesse Charmante", für einige Zeit nach dem mütterlichen Vollweib äugen zu machen. Aber viel lustiger und hübscher ist es doch, wenn der Chevalier ihr die netten, ungezogenen, gereimten Geschichten vorliest oder vordeklamiert, die zu Dutzenden, zu Hunderten in Paris auftauchen, heute wie bunte Vögel umherschwirren und morgen schon davonfliegen, um anderen Platz zu machen. Kann man sich etwas Amüsanteres denken, als die gepfefferte Geschichte „Die Reise im Liebesland", die mit einer lustigen Fahrt durchs „Ärmel-Meer" beginnt und die, man kann nicht sagen wo endet? Oder das Liedchen von „Der Herzogin und ihrem Kutscher",

vom „Papstmacher“, von „Der untröstlichen Witwe“, von der „Äbtissin von Paris“ oder vom Nönnchen, das mit freudiger Ungeduld die Schändlichkeiten der feindlichen Soldaten erwartet?! All diese Lieder können ihrem Stoff nach nicht einmal mehr zweideutig genannt werden, es gibt keine Heimlichkeit, keine galante Verzückung, Entgleisung oder Lasterhaftigkeit, die sie nicht in flinken, wohlgedrechselten Versen besängen. Das Unerhörteste schwirrt in graziösem Kling-Klang an den Ohren vorbei und ist zu Ende, just eine Sekunde, ehe es verletzen könnte. Zuweilen freilich greift das Schelmenlied tiefer, reißt mit höhnischen Worten und giftigem Doppelsinn Wunden, die nicht so schnell vergessen werden. Es wagt sich an mächtige und allmächtige Personen, und wenn auch immer ein Dichter sich als Vater bekennt, so hat doch oft ein Minister, ein Staatsmann dem Autor die Bosheit eingeblasen. Die Wirkungen solcher Spottlieder gingen weit über die Grenzen des Salons hinaus, erschütterten nicht selten Kabinette, stürzten Männer, die gestern noch für unbezwinglich gegolten hatten. Maurepas, der begünstigte Minister Ludwigs XV., weiß ein Lied von den Wirkungen des Liedes zu singen. In Paris kursierte eine gereimte, scheinbar harmlose Ungezogenheit auf ein weißes Hyazinthenbukett, das der König Frau von Pompadour überreichen ließ, und eine andere, die von einem Blutegel erzählt. Wer sie verfaßt hat? Die gleichgültigste Sache von der Welt! Wer sie inspiriert hat? Man vermutet, munkelt, tuschelt, weist schließlich mit lächelndem Augenzwinkern auf Maurepas, den intimen Feind der Pompadour. Auch Frau von Pompadour vermutet und ist tödlich beleidigt; weniger vom Blutegel, als von den weißen Hyazinthen, in dem ein gewagtes Wortspiel auf einen heimlichen Körperdefekt hindeutet. Sie vermutet, lächelt und schweigt. Aber eines Tages wird Maurepas vom König plötzlich und in höchster Ungnade entlassen (von demselben König, der sich gar nicht um die schrecklichen Verse kümmert, die der Volksmund vor seinem erzenen Standbild singt) und hat nun jahrelang Zeit, fern von Paris, in der Verbannung, über die peinlichen Konsequenzen der Metrik nachzudenken. —

Wenn der Frühling sich über Paris hinwirft, wenn die weiche Luft der brausenden Stadt von Veilchenduft und zarten Sehnsüchten erfüllt ist, wenn das Rauschen der Seine wie Zärtlichkeitsmurmeln klingt und unter jedem Holunderbusch zwei Verliebte einander küssen, dann kommt auch über die frivole, kleine Marquise und den skeptischen Chevalier das Verlangen nach einer Zwanglosigkeit und einem Glück, jenseits von der vollendeten Form, die ihnen Bedürfnis geworden ist. Man hat nicht umsonst Rousseau gelesen und beginnt für Amerika zu schwärmen. „Natur, Natur!" rufen sie mit ihren feinen Stimmen, die nur an das Flüstern des Salons, an die geschulten Laute wohlerzogener Konversation gewöhnt sind, „Natur, Natur!" Und sie ergehen sich zwischen grünen Hecken, die zu Wänden, unter Bäumen, die zu Pyramiden oder Kegeln verschnitten sind. Die Marquise darf mit Marie Antoinette in den lächerlichen Hüttchen, dem Hameau, von Klein-Trianon wohnen, darf gleich der Königin blitzblanke Milchkübelchen schwingen, eine kokette Schürze vorbinden, in Holzpantöffelchen schlüpfen, die hochhackig sind wie Ballschuhe. Der Chevalier aber erfindet ein köstliches Kostüm in schmelzenden Farben, setzt einen Basthut auf, nimmt einen Schäferstab in die Hand und stellt unter Beihilfe etlicher Lämmer mit der Marquise ein Bild nach Watteau oder Fragonard. „Natur, o Natur!" ... Sinkt die Sonne über die abendlichen Lande, verschwimmen die fernen Hügelketten in bläulichen oder violetten Schatten, streicht ein Duft von warmer Erde, blumigem Gras und schweratmenden Blütendolden wie eine köstliche Wolke über den verblassenden Tag hin, dann steht das Schäferpaar vielleicht wirklich ergriffen, durchdrungen von dem Gefühl, daß das Leben, ihr Leben unsäglich schön sei. Zärtlich aneinander geschmiegt wandeln sie zwischen den grünen Wänden des verstummenden Parkes. Sie sehen das fahle Wetterleuchten nicht, das ferne, noch ganz ferne, über Paris aufzuckt. Sehen den Purpurstreifen nicht, der am Horizont zu erglühen beginnt und der morgen schon wie Weltenbrand lodern wird. Spüren nicht, daß die sorgfältig gepflegten Wege, auf denen sie wandeln, leise zu schüttern beginnen.

Merken nicht, daß draußen, vor den Toren des Parkes, eine zerlumpte Menge sich ansammelt, Hunderte, Tausende, Hunderttausende. Hunderttausende, die von der Natur eine ganz andre Vorstellung haben, als das Schäferidyll von Trianon, Hunderttausende, die eine ganz andre Auffassung von den neuen Ideen haben, die man einst in allen Salons applaudiert und diskutiert hat; Hunderttausende, die für ihren Hunger und ihre Menschenrechte die graziöse Welt des Rokoko ausbrennen und austilgen werden von der Erde. —

Doch die Marquise und der Chevalier verlieren auch im Augenblick der höchsten Not die Fassung nicht. Sie triumphieren noch im Untergang durch die vollendete Form über den entfesselten Instinkt der Masse. Sie können es natürlich nicht hindern, daß man sie köpft oder ertränkt, aber sie werden selbst im Tod die graziösen, frivolen Menschen bleiben, die sie in sonnigen Tagen waren. Ein elegantes Sterben wird ebenso de rigueur wie in guten Zeiten der elegante Ehebruch. Man betrachtete das Leben als ein Fest, und verließ es wie ein Fest, mit einer Verbeugung, vielleicht auch mit einem kleinen Scherzwort, das von der Schwelle her die Zurückbleibenden amüsierte. Frau von Pompadour hatte, wie in allem, so auch hier den Ton angegeben, da sie mit schon verlöschendem Atem ihrem Beichtvater zulächelte: „Bleiben Sie noch einen Augenblick, Herr Abbé, wir gehen dann zusammen fort!" Man betrachtete das Sterben nur wie eine große, unvermeidliche Reise. Man bestellt sein Haus, schärft dem Koch ein, daß er auch künftighin dem Namen seiner Herrschaft Ehre machen soll, reimt sich selbst die Grabschrift oder sagt ironisch zu den behandelnden Ärzten: „Meine Herren, Sie haben mich geliefert, aber Sie taten es nach allen Regeln und Vorschriften Ihrer Kunst." Oder zum Beichtvater: „Sie haben Ihre Pflicht erfüllt und mir einen recht großen Schrecken eingejagt," oder zu dem „trauernden" Gesinde: „Ihr spielt eure Rolle recht gut, aber ich fasse die meinige auch ganz passabel auf"... (Goncourt, „La femme au 18ième siècle.")

Aufruhr, Umsturz, Kerker und Guillotine — im ge-

wissen Sinn existieren sie für das Rokoko nicht. Es erkennt sie nicht an. Es versucht mit einem Lächeln, einer Pirouette, einem Bonmot darüber weg zu tänzeln und glaubt ernsthaft, daß morgen alles wieder sein werde, wie es gestern war. Nur die Haltung nicht verlieren, nicht den Glauben an sich und an die äußere Form! Da der Weiberaufstand schon im Schloß von Versailles tobt, da ermordete Leibwachen auf den Treppen liegen und die stolze Habsburgerin aufschreit: „Freunde, rettet mich und meine Kinder!" stürzt Lafayette, der Befehlshaber der Nationalgarde, nach den königlichen Gemächern, um Ludwig XVI. zu beschützen. Doch ehe er im Sturm zum König gelangen kann, wirft sich ihm ein Zeremonienmeister in den Weg und verkündet pompös, als ob sich's um eine Audienz, nicht um Tod oder Leben handelte: „Monsieur, le Roi vous accorde les grandes entrées!"

Während der ganzen Zeit der Revolution sind Tausende von Menschen nicht nur mutig, sondern auch stilvoll gestorben; in der letzten Stunde hat die Demokratie genau so wie die Aristokratie eine große Würde, eine bewundernswerte Selbstdisziplin gezeigt. Der Unterschied der Geschlechter schwand vor der gleichmäßigen Ruhe, der heroischen Geste, mit der Männer wie Frauen den Todesstreich empfingen. Aber die heroische Geste blieb eben doch zumeist, wenn auch nicht immer, das Merkmal der aufstrebenden Rasse, der neuen Welt, die nach oben drängte. Die absterbende Rasse, die Welt von gestern, käme sich selbst komisch vor, wollte sie pathetisch werden. Bis zum letzten Atemzug bleibt sie ihren alten Idealen treu, der Form, der Grazie und der Ironie. Ist es nicht echtestes Rokoko, wenn die kleine Marquise Villirouet, die im eiskalten Gefängnis jämmerlich friert, ihren frierenden Mitgefangenen vorschlägt: „Wir wollen tanzen, recht lang und eifrig tanzen! Beim Tanzen wird einem warm, und ob wir tanzen oder jammern, — gefangen bleiben wir doch! Also ist's wohl besser, sich ein wenig zu ergötzen, als zu verzweifeln!" Nicht weniger Rokoko ist jene Herzogin, die, nach jahrelanger Verbannung aus England heimkehrend, sich unverzüglich wieder nach der fremden Küste einschifft, weil

sie es nicht ertragen kann, daß ihr Enkel, verwildert, neumodischem Brauch gemäß, sie mit „du“ anredet. Und abermals Rokoko ist Prinz Conti, der mit den jungen Söhnen Philippe Egalités in Marseille eine finstere, feuchte, verpestete Haft ertragen muß, in der er selbst sein Schlafgemach scherzhaft und melancholisch „meine Gruft“ nennt. Aber niemals geht der alte Herr zu Bett, ohne sich vom Kammerdiener die Haare über Papilotten wickeln zu lassen, und morgens braucht er zwei bis drei Stunden zu seiner Toilette ... Zum tragischen Rokoko aber steigern sich die letzten Stunden Philippe Egalités, dem kurz, ehe er vor dem Tribunal erschien, ein Korb seines weißen Lieblingsweines aus der Champagne überbracht wurde. „Da er ihn empfing, sagte er zu seinem Aufseher: ‚Monsieur Lebeau, dies ist der beste Wein, der zu haben ist. Sie werden mir das Vergnügen machen, ihn zu kosten.‘ Lebeau wollte respektvoll ablehnen. ‚Nein, nein, nur keine Umstände‘, entgegnete Orléans, ‚ich bitte Sie, versuchen Sie diesen Wein; ich schwöre Ihnen, daß kein Mensch je so guten getrunken hat, geschweige denn besseren.‘ Lebeau gab nach, entblößte das Haupt und hielt ein Glas hin, das Orléans ihm zweimal füllte. Orléans selbst trank, ohne abzusetzen, eine ganze Flasche aus und sagte bei jedem Zug: ‚Ah, wie köstlich das schmeckt!‘ Dies war seine letzte Mahlzeit.“ (Translation de Philippe-Egalité de Marseille à la conciergerie de Paris. Récit de Louis-François Gamache.)

Nicht nur das Leben wie einen flüchtigen Rausch zu genießen, sondern auch dem Tod noch mit fröhlichem Gesicht den perlenden Kelch entgegenzuhalten, das war die Grazie, die Philosophie und die Größe des Rokoko.

Es war eine kleine Prinzessin.

Von M. E. delle Grazie.

Es war eine kleine Prinzessin,
Die hat an die Treue geglaubt,
Die Goldschuh gelegt von den Füßen,
Das Krönlein genommen vom Haupt.

Und ist mit dem Liebsten gegangen
Viel Meilen durch Busch und Dorn,
Wohl über der Mutter Tränen
Und über des Vaters Zorn.

In Schande ist sie gesessen
Viel Jahre und merkt' es kaum,
Hat alles verspielt und vergessen
In ihrem liebseligen Traum.

Und als die Stunde gekommen,
Die der Mutter Tränen erweckt,
Hat ihr Liebster beim Arm sie genommen
Und mit Schimpf und Hohn sie bedeckt.

Und als der Tag erschienen,
Den des Vaters Fluch beschwor,
Hat die Magd ins Gesicht ihr gespieen,
Die ihr Liebster zur Buhlin erkor.

Nun geht sie über die Heide
Mit Füßen, wund und bestaubt —
Es war eine kleine Prinzessin,
Sie hat an die Treue geglaubt ...



Die Grazie des Rokoko. Studienköpfe von J.-A. Watteau.
Handzeichnung im Besitz des Herrn Dr. Tuffier in Paris.

Die süße Lilli.

Novelle von Carl Bulcke.

I.

Der gute Eberhard und ich waren zwei Jahre ziemlich fremd aneinander vorübergegangen. Als wir genügend verrufen waren, kamen wir in plötzlichem Entschluß überein, eine gemeinschaftliche Wohnung zu beziehen.

Wir waren beide damals Romantiker im Stil des romantischen Joseph. Die Parole war: Noblesse und Sinnigkeit.

Auf der Visitenkarte an seiner Zimmertür stand zu lesen: „Eberhard Ottokar Erasmus, Freiherr von Hohnstein, Edler Herr zu Rüdigsdorf und Uftrungen, Oberleutnant d. R. im Dragonerregiment ‚Prinz Louis Ferdinand (3. Pommersches) Nr. 22‘.“

Das Komma hinter Erasmus war, um es gleich zu sagen, eine Hauptsache bei dem Namen. Auf dies Komma war der gute Eberhard genau so eitel wie eine Variétédame auf ihre Brillanten. Dies Komma zeigte an, daß der Träger des Namens Primogenitur seines Geschlechtes war.

In seiner Sturmzeit hatte er diesem Komma zuliebe in Briefen und bei dienstlichen Unterschriften die für bürgerliche Leute etwas lächerliche Gewohnheit gehabt, seine drei schönen Vornamen in einer Reihe für sich, dahinter mit kräftigem Schwung das Komma, und dann in der unteren Reihe wie etwas Nebensächliches seinen Geschlechtsnamen zu schreiben. So ähnlich, wie etwa Königliche Prinzen ihre Namen unter Hoflieferanten-Verleihungsdiplome zu setzen pflegen. Von diesem Brauche war er indes seit langen Jahren abgekommen.

Auf der Visitenkarte füllte der Name vier Zeilen. Auf der fünften stand trübselig in kleinerer Schrift das Wort: Amtsrichter.

Wir legten damals auf Titel wenig Wert. Das Prinzip der reinen Menschlichkeit fand in dem guten Eberhard und mir keine Verfechter. Wir waren mit der Juristerei nicht zufrieden.

Wir hatten es erlebt, als der große Bürgermeister von Frankfurt als juristische Beamte Persönlichkeiten forderte, daß der alte Amtsgerichtsrat Bratfisch stumpf und ratlos die Zeitung fallen ließ und fragte: „Nun, bitte ich Sie, wozu brauchen wir Persönlichkeiten?" Wir hatten es erlebt, als der reiche Bankier Wohlgemuth den guten Eberhard fragte, was ein besoldeter Assessor verdiene, und Eberhard antwortete, daß er zweihundert Mark Diäten bekäme, — wir hatten es erlebt, daß dieser Menschenfreund die Achseln zuckte und sagte: „Soviel zahle ich gerade meinem Chauffeur." — Solche und andere Ereignisse registrierten wir eifrig. „Man bekommt keinen Wind in die Segel," sagte der gute Eberhard.

„Was bleibt denn noch zu hoffen? In fünfzehn Jahren wird man Amtsgerichtsrat. Das hat so ungefähr dieselbe freundliche Bedeutung wie ein erster Schlaganfall. In vierzig Jahren kriegt man den Roten Adlerorden vierter Güte mit der Jahreszahl ‚Fünfzig' und die Ahnen rotieren im Grabe."

Es war eine schöne Zeit.

Eberhard wohnte rechts, ich links. Wir arbeiteten übrigens an demselben Gericht; ich, der um mehrere Jahre jüngere, als Assessor. Jeder hatte ein Wohn- und ein Schlafzimmer; zur gemeinschaftlichen Benutzung stand uns ein „Salon" zur Verfügung. Ein richtiger Salon mit roten Plüschmöbeln und Öldrucken, verstaubten Pflanzen in grünen Kübeln, einem Vertikow mit Photographien der Wirtsfamilie, einem großen Spiegel mit Konsolen und einem Klavier.

Dies Klavier hatte ich gemietet. Ich wollte damals Komponist werden und hämmerte stundenlang. Ich war auch auf dem besten Wege und hatte eine Reihe Kompo-

sitionen für schweres Geld drucken lassen. Übrigens: eine Musikermähne hatte ich nicht.

Vor den Schlafzimmern stießen zwei Balkons aneinander, quadratisch überdeckte Glasbalkons, an die Mauer geklebt wie Vogelbauer, fünf Meter über dem Strom, mit weiter Aussicht bis zum Leuchtturm.

Wir saßen auf diesen Balkons in Herbstnächten, die Beine über dem Geländer, sahen die großen Ozeandampfer die Elbe stromauf und stromab fahren, rauchten Shagpfeifen und spuckten ins Wasser. Wir schimpften über den Dienst und fachsimpelten, erzählten uns alte Liebesgeschichten, wurden stumpfsinnig und warfen uns, wie Fangbälle, Grobheiten hin- und herüber.

„Ein idealer Zustand," sagte Eberhard lobend. „Wir leben wie die europäischen Großmächte in bewaffnetem Frieden."

Die Balkons waren unser liebster Aufenthalt. Einmal schoß ich abends ohne Büchsenlicht von dem Balkon aus eine große Schneeeule. Ein andermal schoß Eberhard an einem Vormittag mit einem Infanteriegewehr einen schönen Seeadler, ein Meter neunzig Schwingenweite.

Im Winter kamen die bunten Eisvögel und ließen sich füttern.

Wir saßen auch im Winter auf den Balkons, in Pelzen, die Pelzkragen hoch aufgeschlagen, oft den Frack darunter, hörten schweigsam das unvergeßliche Geräusch der langsam mahlenden, kreisrunden Eisschollen, betrachteten schweigsam die Lichter von Finkenwärder am jenseitigen Ufer und waren oft so steifgefroren, daß wir nur mit Mühe die Beine über das Geländer dirigieren konnten.

Nachher saßen wir im „Salon" und tranken Grog. Immer dasselbe Gespräch: Ich hatte die unerfreuliche Aussicht, über kurz und lang Amtsrichter an der russischen Grenze zu werden, er hatte keine Aussicht fortzukommen. Wir seufzten: „So oder so. Es ist schließlich gleichgültig, wo man versauert. Aber wir versauern."

Im Winter huldigten wir der „Bildung". Ich wußte ein wenig in der schönen Literatur Bescheid, der gute Eberhard hatte leidliche Kenntnisse auf philosophischem Ge-

biet. Wir lasen Reisewerke und Lebensbeschreibungen, sozialpolitische Dinge. Jeden Montag schickte die Bibliothek ein dickes Paket.

Im Frühling kam ein anderes Leben. Dann befleißigten wir uns mit Inbrunst unseres schlechten Rufes, an dem die Bürger in den Wintern zu zweifeln begonnen hatten. Wir saßen mit den Bürgern in verräucherten Lokalen an ihren Stammtischen und spielten mit ihnen Karten. Kamen wir nicht, so hatten die Bürger Angst. Denn dann gingen wir mit ihren Töchtern spazieren. Es gab damals auf der Welt auffallend viel hübsche Mädchen.

Der gute Eberhard hatte einen schweren Stand. Er liebte immer mehrere gleich herzlich und verwechselte oft die Namen und die Stunden des Stelldicheins. Das nahmen die Bürgertöchter übel und schufen ihm auch sonst manches Herzeleid. Übrigens liebte er immer die kleinen und zierlichen. Vor den großen hatte er Angst. Zu erwähnen sind noch seine Pflichtlieben: Das waren solche, denen er eigentlich längst hatte den Laufpaß geben wollen, und die er zu kränken doch nicht über das Herz brachte. Hatte er eine neue Liebe aufgetan, so begab sich ein seltsames Schauspiel: Dann kam er am nächsten Morgen, meist noch im Nachthemd, in mein Schlafzimmer und tanzte mir seinen selbsterfundenen Indianertanz vor. Der Tanz endete mit einem furchtbaren Brüllen. Die anliegenden Hausbewohner wunderten sich längst nicht mehr.

War unser schlechter Ruf dann unter den Nullpunkt europäischer Möglichkeiten gesunken, — der gute Eberhard bezweifelte oft, daß ein einigermaßen anständiger Hund, der noch etwas auf sich hielte, den fettesten Knochen von uns annähme —, so gingen wir auf die Landungsbrücke zu den Lotsen. Dort war man immer noch eine ehrliche Teerjacke.

⌘ ⌘ ⌘

Weshalb eigentlich der gute Eberhard der Gute hieß, kann ich nicht sagen. Ich fand den Beinamen bereits vor. Um es gleich zu sagen: Der Beiname paßte. Er war ein guter Mensch.

Seine stolzen Besitztitel bestanden leider nur auf der

Visitenkarte: Die schöne große Herrschaft Hohnstein war seit Jahrhunderten staatlicher Besitz, die Burg längst eine verfallene Ruine. Man konnte ihn mit nichts mehr ärgern, als wenn man ihm Postkarten schickte, auf denen die Burg Hohnstein abgebildet war. Doch besinne ich mich, daß, als wir einmal nachts quer durch Deutschland fuhren, er nicht zu bewegen war, sich schlafen zu legen. Er stand am Fenster und starrte in die Nacht. Er wollte die Burg sehen, seine Burg.

Rüdigsdorf, das stolze Schloß, gehörte einem Kommerzienrat in Duisburg, Uftrungen war Familienfideikommiß der gräflichen Linie. Er hatte einen alten Onkel in Tirol gehabt, den letzten Lebenden seiner Linie, der ihn bis zu seinem Tode unterstützt hatte. Der Onkel war kinderlos gestorben und war reich. Doch das Legat, das er ihm aussetzte, war beschämend klein.

Dagegen hatte er ihm sein Ölbild in Goldrahmen vermacht. Dies Bild bewahrte Eberhard ganz im Sinne des verstorbenen Onkels auf dem Boden in einer Holzkiste auf.

Seine Eltern waren, als er ein kleiner Junge war, gestorben. Vermögen besaß er nicht. Er hatte einen schön geschnittenen Wappenring, den er am Finger trug, eine goldene Schnupftabaksdose, deren Brillanten unecht waren, einen Offiziersdegen aus dem Freiheitskriege und einen herrlich schönen alten Glaspokal mit dem Bilde König Christians des Vierten. An diesen Dingen hing er mit starker Liebe. Dazu kam ein Bündelchen Familienpapiere, alte Adelsdiplome, Schenkungsurkunden, Briefe, die er im Safe einer Bank verwahrt hatte.

Alles übrige, Schlösser, Burgen, Kleinodien, Würden und Geld hatte die gräfliche Linie geschluckt und ihm das Komma gelassen.

Blieb bloß das eine: Die Partie. Doch er wollte keine Partie machen. Auch hatte er Angst vor der Ehe; er sei zu gutmütig.

„Ein Mädchen mit einem Batzen Geld, — bon, einverstanden, Buenos Aires. Vor zehn Jahren mußte sie von gutem Adel sein, vor fünf Jahren hätte ich mich schon mit einer Bankdirektorstochter begnügt. Ich sage Ihnen:

Kommt jetzt ein Mädel und sagt: So und so, und sie habe bloß hunderttausend, aber sie liebe mich nun mal, — und das Mädel gefällt mir: Kreuz und Türken, verdammte Zucht: Wissen Sie was ich tue? Ich lasse mich sofort gegen Zwillinge versichern und heirate das Mädel, Buenos Aires, wie es geht und steht." — Ich nickte wohlgefällig.

Die gute Stadt Buenos Aires hatte in seinem Sprachschatz ganz ungewöhnliche Bedeutungen.

Er war klein und hager und ging etwas vornübergebeugt; deshalb sagte er, daß er eine Herrenreiterfigur habe. Er hatte ein schmales Gesicht mit Hakennase, einen dünnen Schnurrbart und gelichtetes Haupthaar. Eine Schönheit war er nicht; aber eine ungewöhnlich laute Stimme hatte er und machte davon ausgiebigen Gebrauch.

Seit er Amtsrichter war, hielt er sich sehr im Zaum.

❈ ❈ ❈

Wenn wir abends, jetzt war es Frühling, auf dem Geländer saßen und in das Wasser spuckten, schimpften wir nicht mehr, sondern wurden sentimental. Wir kannten jetzt die Weiber. Die hübschesten Mädchen waren samt und sonders arme Kirchenmäuse. Nur die häßlichen hatten Millionen. Es war eine Gewissenlosigkeit, hübsch und zugleich arm zu sein. O ja, man liebt sich, o ja, man paßt zueinander, sagten die schönen Augen. Es wäre auch viel anständiger, einen von euch zu nehmen, als die Söhne der Kaffeekönige und der großen Überseer. Aber, seid nicht böse, wir nehmen sie lieber doch. Es ist nun einmal Tradition. Schönen Gruß, und es wäre so schön gewesen!

Wir saßen wie zwei Raubvögel, bereit zum Stoß auf die Dummheit, wie zwei hungrige Tiger, die dem Kapitalismus zu Leibe wollten.

An einem solchen Abend im Mai fiel dem guten Eberhard von seinem fünf Meter hohen Balkon die Shagpfeife ins Wasser. Ein Sprung, und er schoß wie ein Hecht in den Strom. Die Pfeife fand er natürlich nicht, und er landete mit großer Mühe eine Viertelstunde hinter dem Ort, denn die Strömung war stark. Er schüttelte sich wie ein Pudel: „Buenos Aires, das war ein Spaß!"

Doch im übrigen machte uns der schöne Frühling miß-

mutig. Unten rollte die Elbe; die großen Ozeandampfer zogen lautlos vorbei, hellerleuchtet, Glanz und Gelächter an Bord, und wir saßen sehnsüchtig im Dunkeln und waren nichts.

Kurz und gut, wir wollten eine Ferienreise machen. München, Bozen, Venedig war das eine Programm. Das zweite hieß Schottland und das dritte Spitzbergen. Der Plan wurde wochenlang besprochen, und schließlich entschieden wir uns für die erste Tour. Am fünfzehnten Juli sollte Urlaub genommen werden. Der gute Eberhard kaufte ein Reisehandbuch und hatte nun wieder eine Beschäftigung, die ihn ausfüllte. Jeder Reisetag wurde Stunde für Stunde eingeteilt. „Wenn wir Geld haben, schieben wir noch ein paar Hochtouren ein. Buenos Aires — das Geld ist eine verteufelte Sache!"

Das war nämlich das Schlimme: Wir hatten kein Geld. Wenigstens er nicht.

Ich vergaß eins zu erzählen: Der gute Eberhard hatte ein Talent. Er war ein ausgezeichneter Pferdekenner und leidenschaftlicher Kavallerist. Es lag ihm im Blute, Pferde auf ihren Wert zu taxieren, auf der Morgenarbeit vor dem Rennen ihre Chancen abzuwägen und ziemlich sichere Tips zu geben. Ich wußte, er hoffte auf das Derby.

Sobald die Rennen in Sicht waren, trennte sich der gute Eberhard von mir und wurde ein anderer Mensch. Er fuhr um fünf Uhr morgens nach Borstel, saß mittags im Alsterpavillon zwischen Trainern und Buchmachern, machte sich aus Sportzeitungen Notizen und wurde immer geheimnisvoller. Am vierzehnten Juli sollte das Derby geritten werden, am Tage darauf begann unser Urlaub. Die letzten zehn Tage war mit Eberhard kein Auskommen mehr. Er fauchte, schnippte mit den Fingern, lachte nervös, sprach kein Wort mehr, und ich mußte ihm die Grundbuchtermine und die Schöffensitzungen abnehmen.

Der vierzehnte war ein herrlicher Tag. Ich freute mich ja so riesig auf die Ferien.

Abends, es war schon dunkel, stürmte der Gute die Treppe hinauf. Er riß die Balkontür auf, schnaufte und

zog aus der Brusttasche ein zusammengefaltetes Paket Banknoten.

„Uff. — Buenos Aires. Bitte, zählen Sie nach, es reicht. Wenn ich nicht wäre, mein Lieber!"

Dann tanzte Eberhard seinen selbsterfundenen Indianertanz: er streckte die rechte Hand gerade aus, legte die linke mit gewinkeltem Arm auf die Hinterhand, stampfte mit den Füßen eine Art Stepptanz und drehte sich rasch im Kreise.

Er schüttelte mir die Hand. „Wie steht es mit Ihren Finanzen? Wenn Sie nichts haben, lade ich Sie ein."

„Danke, es reicht."

„Nein, ich lade Sie ein."

„Nein, dann fahre ich nicht mit."

Er stampfte mit dem Fuß auf. „Buenos Aires, dann bezahle ich die Billetts. Ich muß doch mein Geld loswerden!"

„Einverstanden."

Wir mußten ins Freie; im Hause war es uns zu eng.

Wir gingen auf die Landungsbrücke, setzten uns auf den alten Bootskasten und ließen uns Grog bringen.

„Also, morgen geht's nach Tirol. Morgen in aller Frühe. Ihren Koffer packe ich aber nicht, Eberhard."

„Mein Goldkind, Sie sind unheilbar geisteskrank. Was sollen wir Kapitalisten in Tirol? Als hungrige Touristen über die Landstraße schleichen und die Berge anglotzen? Fällt uns ja gar nicht ein! Haben Sie denn gar keine Ahnung, wohin wir gehen? An die Nordsee gehen wir. Helgoland, Westerland, Ostende, Rotterdam! Amüsieren wollen wir uns! Den Frack nehmen wir mit! Gleich morgen um acht wird losgedampft! Prost. Buenos Aires, und abgemacht!"

Ich redete dagegen. Dann doch wenigstens Schottland.

Doch der gute Eberhard wurde nervös. Ich möchte ihn nicht rasend machen. Da könnte ich mal wieder sehn, wer von uns beiden der Verbohrtere wäre. Kein Elan, kein rascher Impuls. Was ich um Himmels willen bloß in Tirol wolle? Von dem Landwein würde jedem Christenmenschen übel, und ein Tourist wäre kein Kavalier. Es gäbe überhaupt nichts Lächerlicheres als glotzende Touristen.

„Also die Nordsee.“ Mir war es im Grunde gleich. Ich freute mich bloß über die Ferien.

Der gute Eberhard begann sofort diplomatisch ein anderes Thema und erzählte von dem Rennen.

Beim dritten Glas Grog sagte ich: „Also, Eberhard, wir gehn an die Nordsee. Doch bitte ich mir aus, daß wir nicht etwa in Helgoland sitzen bleiben.“

„Einverstanden. Kein vernünftiger Mensch bleibt in Helgoland länger als einen Tag.“

„Und dann zweitens, Eberhard: Keine Gemütskrankheiten. Sie wissen schon.“

„Fällt mir nicht ein. Sie wissen gar nicht, wie ich auf Reisen bin. Ein Mädchen angeguckt, schön getan, Backen gestreichelt und fort mit ihr. Weiter nichts. Ich kenne mich doch.“

„Na, dann also los, Eberhard.“

Der Gute sah nachdenklich lächelnd auf den Strom. Plötzlich erhob er ein Gebrüll, nahm einen neben dem Bootskasten stehenden Tisch am Bein hoch und warf ihn mit weitem Schwunge ins Wasser.

Einmal hatten wir ein Festspiel gehabt. Da war der gute Eberhard in einer Statistenrolle als Raubritter aufgetreten. Er hatte nichts zu sagen, als nur im Panzer mit hochgeschwungenem Schwert in drohender Haltung vor der Rampe zu stehn. Diese stumme Szene hatte damals das ganze Festspiel gerettet. Gerade so, in derselben Pose stand er jetzt, als er den Tisch ins Wasser warf.

Anderentags, acht Uhr früh, gingen wir wohlausgerüstet auf der Landungsbrücke in St. Pauli an Bord der „Cobra“.

II.

Die See war tief dunkelblau, von grasgrünen, hellgrünen und braunroten Streifen durchzogen, der Himmel strahlend hell und mit weißen Federwolken bedeckt. Ein solch himmlisch klarer Tag, daß der Widerschein des Wassers das weiße Gefieder der Möwen, die den alten Raddampfer umschwirrten, bläulich färbte. Erst Pagensand, dann die Feuerschiffe, dann Krautsand, dann die

„Alte Liebe“ in Cuxhaven, und nun blies der Nordseewind.

„In vierundzwanzig Stunden sind wir braungebrannt wie die Neger,“ sagte Eberhard und reckte die Arme. „Herrlich. Man kriegt in solcher Luft wieder Vertrauen zu sich selber.“

Der Dampfer war überladen mit Touristen, denen wir mißbilligend auswichen. „Nur ja nicht sich in ein Gespräch einlassen. Verkleidete Oberlehrer aus Sachsen mit ihren Weibinnen.“ Auf die Oberlehrer hatte er von der Schule her eine Wut.

Übrigens wurde das Vorderdeck bald frei. Hinter dem zweiten Feuerschiffe waren alle Passagiere seekrank. Jetzt war der gute Eberhard auf der Höhe. „Schade, daß die Seekrankheit nicht in die Göttliche Komödie gekommen ist. Wenn ich Dante gewesen wäre, hätte ich sie dem alten Schleicher Cicero zudiktiert.“

Wir rannten auf dem Deck auf und ab, schnauften gegen den Wind, betrachteten einen Dampfer, der in Seenot war und gellend heulte, — er hatte über Schlag geladen —, begrüßten eine Torpedobootflottille, fütterten die Möwen und begannen philosophische Gespräche. Über das Wesen des Genies, über die Begriffsbestimmung des Heldenhaften, — nun ja. Es endete damit, daß wir in der Kabine saßen und Porter tranken.

Der gute Eberhard füllte kunstgerecht die Gläser und wurde feierlich.

„So. Mit diesem Glase Porter beginnt die Reise. Porter ist das einzig Stilgerechte für die Nordsee. Buenos Aires.“

Wir stießen an.

„Also, nun wollen wir über das Programm beraten. Machen Sie Vorschläge.“

Was gestern besprochen war, hatte der Gute längst vergessen. Ich kannte ihn. Es war vergebene Mühe, ihn daran zu erinnern.

Ich schlug also in möglichst weltmännischem Ton ein Programm vor. „Hauptsache: Baden und Faulenzen. Gute Verpflegung und gute Hotels. Nichts tun und nachdenken.

Abends Korso, Konzertmusik und gelegentlich Réunion. Nachher ein Glas gut gepflegtes Pilsner. Flirt nur in geringer Dosis. Möglichst wenig Bekanntschaften machen, elastisch sein und sich amüsieren. Denn der Mensch ist bloß dann vergnügt, wenn er sich amüsiert. Seehunde schießen, Schwiegermütter prellen, im Familienbad die jungen Damen bespritzen, keine Zeitungen lesen, keinen Beruf in das Fremdenbuch schreiben. ‚Beruf: ohne'. — Wer über den Dienst redet, zahlt einen Taler in die Pinke. Parole: Noblesse und Sinnigkeit."

Eberhard sah mich zweifelnd an: „Das Programm ist zu allgemein. Pantry, noch eine Flasche. Im übrigen sind Sie heute ausnahmsweise leidlich bei Verstande. Wir nähern uns dem feindlichen Gebiete und dürfen uns nicht überrumpeln lassen. Gewehr bei Fuß, grobes und leichtes Geschütz aufgefahren, Pardon wird nicht gegeben, die Esel und Gelehrten in die Mitte, gebt Feuer, Heil dir im Siegerkranz und Dankgebet. Sie können poussieren wie Karl der Große, aber jede ernste Absicht ist von vornherein ausgeschlossen. Angenommen?"

„Angenommen, Eberhard; das gilt in der Hauptsache für Sie."

„C'est bien entendu. Keine zwecklosen Extravaganzen. Sollte uns ein Lord auf seine Jacht einladen, so revanchieren wir uns nicht. Die Reisekasse übernehmen Sie. Für Verpflegung sorge ich. Und dann bitte: Keine geistige Anregung. Wenn Sie einen von Ihren elenden Dichtern treffen sollten, so können Sie hinter die Badeanstalt gehn und sich dort nach Herzenslust Ihre lyrischen Gedichte vordeklamieren. Wenn Sie mir den Kerl an den Tisch schleppen, so werde ich grob. Die Jünglinge sind mir widerlich."

„Angenommen."

„Und übelgenommen wird nichts."

„Im geringsten gar nicht, Eberhard."

Er sah empor, als ob er rechnete. „Ja, und ... es könnte ja mal der Fall vorkommen, daß man mal auf vierundzwanzig Stunden allein zu sein wünschte. Vielleicht hat der Lord eine Tochter oder Nichte. Nichte ist

meistens schon peinlicher. Aber sagen wir: Tochter. Nicht wahr, dann halten wir uns die Stange."

„Alles in Ordnung."

„Buenos Aires."

Das Schiff schlingerte jetzt tüchtig. Wir aßen ein wenig und sprachen von den nächsten Stationen. Von Helgoland wollten wir nächsten Mittag nach Borkum fahren. Ein Frühstück auf der Helgoländer Düne mußte sein. Wir hatten schon oft dort gesessen.

Nun lag die Insel klar vor uns, eine rote Felswand im blauen Meere. Der gute Eberhard trat an die Reeling, breitete die Arme wie Flügel und sang mit greulicher Stimme: „Ach, lieber Südwind, blas' noch mehr." Dann drehte er sich erschreckt um. Er hatte schon wieder Liebesgedanken im Kopf. „Ich dachte, Sie seien fortgegangen."

„Nein, ich bin immer noch hier."

„Das ist gut. Wir müssen notwendig aufeinander aufpassen. Das ist auch eine Hauptsache."

Helgoland lag vor uns, die „Cobra" drehte bei, die großen Fischerboote schaukelten auf dem Meer.

„Avanti."

⌘ ⌘ ⌘

Wir waren im Hotel „Empress of India" abgestiegen und hatten zwei angrenzende Zimmer bekommen. Die Zimmer waren zwar voll Seegeruch, und die Betten waren feucht, aber wir waren doch begeistert. Das Meer stach mit tiefdunkelblauem Glanz in die Augen; drüben lag, ein weißer flimmernder Strich, die Düne; auf dem Wasser, grell besonnt, tanzten ein paar Segel. Die Helligkeit blendete so sehr, daß man nur mit gesenktem Kopf aufschauen konnte. Unten, auf der Strandpromenade, spazierte die Menge. Es war gerade halb vier Uhr, und die Kapelle spielte. Wir schickten schnell einen Boten zu Bödewig und bestellten zum Souper auf sechs Uhr einen Tisch.

Dann gingen wir, in blauen doppelreihigen Jacketts, in weißen Leinwandhosen und weißen Lederschuhen, den Panama in die Stirn gedrückt, stolz wie Halbgötter auf die Promenade. Die Musik spielte zuerst die Tannhäuser-Ouvertüre und dann: „Das Meer erglänzte weit hinaus".

Die Badegäste waren braungebrannt, die Frau Justizrat X. aus Altona trug ein violettes Directoirekleid und einen schwarzen Rembrandthut, der Fondsmakler Y. hatte eine Seglermütze mit abenteuerlichem Abzeichen auf dem Kopf und rechts und links seine beiden brandroten Töchter am Arm, und der kleine Rechtskonsulent aus Pinneberg trat beiseite und zog tief den Hut: „Habe die Ehre, Herr Baron, habe die Ehre, Herr Assessor.“ Eberhard war indigniert: „Alles Menschen, von denen man das unsympathische Gefühl hat, sie sicher schon einmal gesehen zu haben. Wir wollen schleunigst fort.“

Mir geschah ein Mißgeschick: Ein dicker Theaterdirektor kam mit offenen Armen auf mich zu und begrüßte mich. Ein kleiner Stehaufmann in geblümter Weste, der je nach der Situation bayrisch oder mecklenburgisch, sächsisch oder hamburgisch redete. Er warf die Arme wie Mühlräder: „Servus, Servus, küss' die Hand, Herr Doktor. Heiß willkommen auf der Insel der Seligen. Schaun's, Sie kommen grad zur rechten Zeit. Suchen's mich auf heut abend im Tempel der Musen. Wissen's, i hab' a Naive an meim Kunsttempel, a Naive, so was Naives hat noch nit gelebt. Schaun's, i schenk' sie Ihnen zu Weihnachten, Herr Doktor, wenn's heut in mein Komödienhaus kommen. Grüß di Gott, küss' die Hand, Servus, Herr Doktor. Oder kommen's heut abend in den ‚Pilsner‘ und bringen's gleich Ihren stolzen Freund mit. Sagen's ihm, er sei halt auch bloß a Christenmensch, und er sollt nit solch ausverschamte Nasen machen. Und vergessen's mir halt nit meine Naive, Herr Doktor, 's wär' zu schad' um das Madel.“

Ich trennte mich mit Mühe.

Der gute Eberhard runzelte die Stirn: „Weiß der Kuckuck, woher Sie alle diese ekelhaften Bekanntschaften haben. Wer war denn das schon wieder?“

„Ein Sklavenhändler, Eberhard.“

„Ja, das gibt es,“ sagte der Gute tiefsinnig. „Ich höre, Sie wollen heute abend in das Pilsner gehn?“

„Habe ich gedacht. Sie können ja mitkommen.“

„Bewahre mich der Himmel. Das ist übrigens wider unsere Abrede. Sie bleiben bei mir.“

„Aber — Eberhard."

Er wurde nervös. „Ich sehe es ja schon. Sie sind unzuverlässig. Nun, wie Sie wollen."

Da geschah etwas: Ich habe es oft beobachtet; wenn man solch eine Kurpromenade entlang geht, wo die Leute paarweise hintereinander gehn und sich gegenseitig auf die Hacken treten, so öffnet sich plötzlich der Weg und die Attraktion erscheint. Die Attraktion, der Clou, das allgemeine Interesse, die Schönheit sans phrase. Sechs Schritte war die Bahn plötzlich frei.

Und da raschelte etwas wie Seide und duftete etwas wie Pariser Parfüm, und da lachte etwas wie eine Theaterprinzessin, und eins der hübschesten Mädchen kam an, das mir je über den Weg gewechselt ist. Ein blondes, junges Ding in hellblauer Seide, einen Spitzenschirm geschultert. Viel mehr sah ich im Augenblick nicht. Nicht viel mehr, als daß der Rock, den sie trug, so eng war, daß sie nur mit kurzen kleinen Schritten gehen konnte. Nicht viel mehr, als ein rundes, rosiges Gesicht mit blauen, auf Treuherzigkeit dressierten Augen und rote lachende Lippen und weiße, tadellose, lachende Zähne. Himmel, was für ein Mädel! Mit der linken Hand hielt sie den Sonnenschirm, aber, wehe! unter dem rechten Arm hielt sie die Hand ihres greulichen, von der Vorsehung schief gewickelten Papas. Ein Monstrum von Papa: Ein alter graubärtiger Bürger in schlechtem Habit, mit Klappkragen und Schnallschlips, den verregneten Strohhut im Nacken, die eine Schulter schief und mit dem bösartigen Blick eines alten zerzausten Hahnes. Und mit diesem Blick schielte er sofort — es war merkwürdig — uns beide nachlässig boshaft an. Alle beide wie geschaffen als Illustration zu einem bösen Epigramm von Martial.

Sechs Schritte, und im Augenblick waren sie vorüber. Ich sah rasch auf den guten Eberhard. Er hatte seinen kleinen Spazierstock halbhoch in der Faust, als ob er zuschlagen wollte, und spitzte den Mund.

Nach einer Weile sagte ich: „Na, Eberhard?"

Im Augenblick ließ Eberhard die Hand mit dem Spazierstock sinken und sah mich harmlos an: „Wie meinen Sie?"

„Nun, wie sie Ihnen gefällt?"

„Danke."

Da kam ein Warnungszeichen. Die Schiffsglocke der „Cobra" läutete. „Eberhard, wollen wir nicht lieber gleich abreisen? Ich fürchte für das Programm."

Eberhard sagte fatalistisch: „Dazu ist jetzt keine Zeit mehr."

Die Promenade, die wir auf- und abschritten, war nicht groß. Genau, alle drei Minuten, ging das Paar an uns vorüber. Immer vor und hinter ihnen eine von den guten Bürgern freigelassene Respektpause. Die Kleine hatte uns übrigens mit dem ersten Blick erfaßt und eingereiht. Von der zweiten Begegnung an waren wir ihr Luft. Eine ganze Weile war mir unheimlich zumute. Solche kindliche Augen waren mir schon einmal als Student begegnet. Ich hatte Grund, die Duplizität der Fälle zu fürchten.

Der gute Eberhard dachte sicher etwas Ähnliches. Er wurde gesprächig. Er wollte einen Taler in die Pinke zahlen und erzählte einen ganz blödsinnigen Fall der Eigentümerhypothek. „Also Ihre Meinung. Ich verlange Ihre Meinung. Ich habe die Hypothek eingetragen."

Doch ich hatte keine Meinung.

Als das Paar verschwunden war, wurde Eberhard wortkarg und verlangte, Kaffee zu trinken. Das hatte ich schon längst gewollt.

Also wir saßen im Kurhotel. Eberhard war aufgebracht. Er wollte dem Kellner an den Hals, weil er ihn im Vorübergehn an die Schulter gestoßen hatte. Er stierte auf die friedlichen Badegäste und murmelte ingrimmig: „Ausgesucht ekelhafte Menschen."

Grad vor mir hinter einer Nische saß das hübsche Mädel mit dem Papa und machte mir Augen. Es ist, als ob die jungen Damen der ganzen Welt diesen unschuldigen Flirt eine von der anderen abgesehen haben: Sie blicken einen voll an, und dann gleitet der Blick langsam weiter, wie ein Sonnenstrahl, der über das Meer fliegt. Ein süßes Mädel. Bloß zu sehr aufgeputzt.

Außerdem saß der Theaterdirektor da, den Bauch mit der bunten Weste vorgestreckt, den Strohhut im Nacken

und die beiden Arme über zwei Stuhllehnen geflegelt. Er hielt die breiten Lippen schmalgepreßt und rollte unruhig die abstehenden Augen, wie ein Frosch, der nach Fliegen schnappt. Sobald ich hinsah, wedelte und winkte er. Als nichts half, schickte er durch den Kellner zwei Billetts zur Abendvorstellung, die ich zurückschickte. Als er ging, kam er an meinem Platz vorbei und legte seine Fleischerhand auf meine Schulter. „Also die Naive. Denken Sie an mich, Herr Doktor. Ich habe es mir bereits notiert. Die Naive ist für Sie.“

Eberhard runzelte die Stirn: „Der Sklavenhändler kompromittiert uns. Bleibt er noch lange? Könnten Sie ihn nicht festnehmen lassen?“ Da ging das hübsche Mädel mit ihrem Vater vorüber, und Eberhard verdrehte den Kopf wie ein Schlangenmensch. „Natürlich. Fällt Ihnen ja gar nicht ein, mir zu sagen, daß das Mädel hier gesessen hat.“

„Bewahre, Eberhard.“

Dann saßen wir in Smoking und Lackschuhen an einem kleinen reservierten Tisch bei Bödewig, und der Wirt hatte uns einen Blumenstrauß als Willkomm hingestellt. Ein paar Marineoffiziere saßen mit ihren Damen nebenan, in der Ecke eine elegante schwedische Familie. Eberhard bestellte zur Feier des Tages das „große“ Souper. Als wir gerade den Wein aussuchten, kam das hübsche Mädel mit dem Papa, und Eberhard klappte die Weinkarte zu und bestellte Heidsick. „In anständiger Gesellschaft ist Sekt stilgerecht.“

Wir hatten Glück. Das Paar setzte sich dicht neben uns. Jetzt trug die Kleine eine weiße Golfjacke und ein weißes Kleid. Sie kam mit gesenkten Augen und sah aus wie eine Siebzehnjährige. Der alte Esel sah appetitlicher aus; er hatte einen Gehrock angezogen und trug einen wackelnden goldenen Klemmer. Wieder dieser kurze, schiefe Blick auf uns.

Eberhard hatte einen roten Kopf. „Lassen Sie mir das Mädel,“ sagte er leise, „sie gefällt mir.“

„Ich kann für nichts garantieren. Übrigens: confessio est regina probationum. Da wir aber morgen mittag abfahren, lohnt ja auch kaum eine Garantie.“



Die Grazie des Rokoko. Das Erwachen der Venus. Gemälde von François Boucher.

Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und Newyork.

Als der Kellner kam, fragte Eberhard: „Wer sind die Herrschaften?“

„Ein Herr aus Berlin mit Tochter. Wohnen ‚Empress of India‘. Sind schon eine Woche hier.“

Eberhard gab ihm eine Mark. „Hier. In zehn Minuten sagen Sie mir Namen und Stand des Herrn.“

„Jawohl, Herr Baron.“

Wir löffelten schweigend die Suppe. Neue Gäste erschienen. Unter ihnen ein berühmter Berliner Maler. Ich hatte ihn schon an Bord bemerkt. Er setzte sich hinter uns.

Jetzt kam der Kellner und beugte sich herab: „Ein Herr Wollheim aus Berlin, Kaufmann.“

Eberhard ließ die Hand auf den Tisch fallen, daß es einen leichten Knall gab. „Buenos Aires —, das fehlte gerade noch!“

Ich grinste: „Eberhard, vielleicht wäre es wirklich etwas für Sie.“

Doch er fauchte mich an: „Keine Witze, wenn ich bitten darf.“

Nun kam der Hummer und dann der garnierte Hammel.

Das Mädchen war bezaubernd. Blütenjung und frisch, schlank und rosig. Durch die dünne Bluse sah man den Umriß der Arme. Solche Arme hatte ich lange nicht gesehn. Sehr schöne Hände und feinpolierte Fingernägel. Sie hob oft die Hand, um ihre Ringe zu zeigen. Beim Lachen runzelte sie die Stirn und bekam Grübchen in den Wangen. Außerdem hatte sie hellblaue seidene Strümpfe mit schwarzen Ringeln an und Spangenschuhe.

„Sagen Sie mal, Scherz beiseite, anständig ist das Mädel doch?“

„Unbedingt.“

„Ich möchte wohl wissen, wie sie mit Vornamen heißt.“

„Sie heißt Lilli.“ Ich hatte es eben gehört.

„Weiß der Kuckuck, woher Sie immer gleich alles wissen. Dann wissen Sie auch, für wen von uns beiden sie sich entschieden hat?“

„Ich glaube für mich, Eberhard.“

„Kreuz und Türken, verdammte Zucht! Buenos Aires, ich drehe Ihnen den Hals um, wenn ich etwas merke.“

Eberhard versuchte, ihr heimlich zuzutrinken. Der Versuch mißlang glänzend. Sie drehte ihm halb den Rücken zu.

Der Maler hinter uns saß immer noch bei der Suppe. Er hatte neben sich ein Blatt Papier und zeichnete unauffällig das hübsche Mädel. Eberhard sah neidisch hinüber. „Ich wollte, ich könnte auch so was. Es ist immerhin etwas. Wenigstens kriegt man vom Pinseln keine Alimentenklagen. — Wissen Sie, ich kaufe dem Kleckser die Zeichnung ab. Ich lasse ihm unbesehn durch den Kellner zwanzig Mark anbieten."

„Eberhard, das wäre ein Spaß. Dann hätten Sie morgen Plattfüße und eine eingedrückte Glatze."

Der Gute gab mir seine Nichtachtung dadurch zu verstehen, daß er eine zweite Flasche Sekt bestellte. Lilli und der Papa schienen sich zu langweilen. Auch schien Lilli zu schmollen; sie zuckte die Schultern und sagte leise etwas Unfreundliches. Der Papa sah nach der Uhr. „Es ist zehn, mein Kind." Darauf zog Lilli gehorsam die Handschuhe an, der Papa zahlte, und ein paar Augenblicke später waren beide fort.

Unser Gespräch kam immer wieder auf Lilli zurück. Der gute Eberhard war recht kleinlaut. „Eins müssen Sie mir doch zuerkennen, Geschmack habe ich."

„Ich behaupte, Sie sind ein Held, Eberhard." Wir waren heute morgen bei der Begriffsbestimmung des Heldenhaften zu dem Schluß gekommen, daß zum Heldenhaften das bewußte Handeln mit Ausschaltung der Erkenntnis der Gefahr gehöre.

„Danke," quittierte der Gute.

Wir hatten übrigens noch einen reichbewegten Abend.

Im Pilsner saß die Theatergesellschaft. Um mich festzuhalten, setzte sich Eberhard zu einem jungen Ehepaar an den Tisch, und zwar so, daß ich nicht herauskonnte. Es war ein Hochzeitspärchen mit Gemüt; Eberhard begann sofort mit der jungen Frau ein Gespräch und log ihr vor, daß er Nordpolfahrer sei und daß er in Nacht und Eis und Heißhunger schon einmal einen kleinen Eskimo gegessen habe. „Ich versichere Sie, meine Gnädigste, die Keulchen

schmeckten ganz gut, nur etwas süßlich." Worauf die Gnädigste seekrank wurde und das Hochzeitspärchen sich empfahl.

Nun kam der Sklavenhändler, und es gab keine Rettung. Er holte uns an seinen Tisch, stellte mit großer Geste vor, ohne Eberhards Namen zu wissen, führte mich zu der Naiven und breitete die Hände zum Segen über uns beide.

Die Naive kam direkt von der Theaterschule und fand alles göttlich. Auch der Direktor sei ein göttlicher Mensch, so verehrungswürdig; wie ein Vater. Sie war rundlich und hübsch.

Eberhard nannte sie „Fräulein Philine", und als ihr erzählt wurde, daß Philine eine Goethesche Figur sei, klatschte sie in die Hände. „Der göttliche Goethe."

Der Sklavenhändler nickte mir zu. „Wie gesagt, nun wird es Ihnen doch klar, Herr Doktor: Ein Prachtexemplar."

Die Liebhaberin beschäftigte sich ausgiebig mit Eberhard. Er nannte sie „meine Allergnädigste", und sie wollte ihm schreiben, wenn die Saison zu Ende sei. Dann wollten sie in Hamburg soupieren.

„Kinder, nennt euch doch du," gröhlte der Sklavenhändler. „Bei uns ist alles Freundschaft und Brüderschaft."

Das ließ sich der Gute nicht zweimal sagen. Auch Philine war geneigt. Sie fände es so originell, sagte sie. Sie dächte sich nichts mehr dabei.

Die Brüderschaftsküsse sollten auf dem Oberland gewechselt werden, und wir brachen auf. Die Liebhaberin war drei Köpfe größer als Eberhard, doch das machte nichts. Der Morgen dämmerte schon, und die beiden sprangen uns voraus die Treppe zum Oberland empor.

Ich folgte Arm in Arm mit Philine.

„Mein Konrad," sagte sie zärtlich. „Du bist ein edler Mensch. Ich finde auch deinen Freund so furchtbar edel."

Der Sklavenhändler war unten sitzengeblieben; er hatte drei Knöpfe seiner Weste geöffnet und ein paar verspätete Badegäste zu einem harmlosen Mauschelspiel überredet. „Bloß zur Unterhaltung, bloß zum Spaß. Avanti, die

hohen Herrn, hergesehn und nicht gezittert." Er streifte die Manschetten hoch wie ein Schlächter, bekam Glotzaugen und mischte fingergewandt die Karten.

Das Meer war pechschwarz; ganz in der Ferne die Lichter von Neuwerk; die Brandung murrte und grollte, denn die Flut setzte eben ein. Es war auf dem Oberland windig und kalt; die schöne Philine kroch unter meinen Mantel wie ein Küchlein.

Um vier Uhr nachts waren wir im Hotel. Ich lag schon längst im Bett, da kam Eberhard noch einmal im Nachthemd. Er könne nicht schlafen; ob ich nicht ein Mittel wüßte. Nebenan schnarche jemand so fürchterlich. Er wünschte schließlich ganz naiv, daß wir die Zimmer tauschen sollten.

Als ich ihn ernstlich mit allen erreichbaren Gegenständen bedroht hatte, zog er ab.

„Seien Sie milde," rief ich ihm nach. „Der Schnarcher ist vielleicht Ihr Schwiegervater."

III.

Man muß die Düne von Helgoland kennen. Sie ist unvergleichlich. Man muß von der weißen Düne das Meer in allen Farben sehn: hellgrün, gelb, blau, hellblau, weinfarben, grau, braun, schwarzblau. Man muß in diesem Wasser stehn und an seinem Körper die frischen Wasserperlen fühlen, zu seinen Füßen den schillernden Meeresboden sehn, die kühle Heilkraft des Wassers spüren. Man muß auf das offene Meer hinausschwimmen und griechische Verse hersagen, auf dem Rücken liegen und mit halbgeschlossenen Augen auf dem nassen Gesicht und den nassen Schultern das Sonnenlicht fühlen. Mit weitausholenden Armen rudern, mit offenen Nüstern atmen, mit den Armen in die Luft greifen und sehn, wie der Arm bis zum Ellenbogen einen blauen Widerschein erhält. Sich in den heißen Sand legen und ausdörren lassen und dann wieder ins Wasser gehn und frei sein wie ein Fisch. Es gibt nichts Treueres als das Meer. Man soll nur gewahr werden, daß jede Welle ein eigenes Gesicht hat, ein freies, stürmisches, schönes Gesicht; man soll nur sehen und hören, wie die

Wellen sich an den Strand werfen, lange, aufrauschende Wellen wie Verse aus den Psalmen, kurze harte Wellen hinterher, wie göttliche Kommandorufe, und dann zusammenstürzend ein Wogengeprall, wie der Gedankenblock eines Weltweisen: Es gibt nächst dem Wein nichts Sorgenlösenderes als das Meer, nichts Größeres an Nachdenklichkeit und Feier.

Ich lag auf dem Rücken und schwamm. Ich stieß leise mit den Füßen und merkte an den Schultern, daß ich vorwärtsschnellte; ich rollte mich im Wasser wie ein vergnügter Seehund, tauchte unter, blies die Backen wie ein Triton und begann zu singen.

Ferien, Ferien! Ich war weit draußen im Meer.

Da tauchte, mir entgegenschwimmend, ein bärtiges Gesicht auf, prustete wie ein erkältetes Walroß, schüttelte sich und schnaufte.

„Schwimmen wir noch ein Stück zusammen? Da vor uns ist eine kalte Strömung, und ich wollte nicht allein schwimmen."

Herr Wollheim! Herr Wollheim in Person mit einem Kopf wie ein grauer nasser Kater.

Wir schwammen vorwärts. Alle paar Minuten drehte ich mich um: „Können Sie auch noch weiter?" Herr Wollheim schnaufte nur und ruderte.

Dann kehrten wir um: Ein Badediener brachte die Laken und trocknete uns ab. Ich wollte mich in den Sand legen, doch der alte Herr redete mir zu, mit in das Sonnenbad zu kommen. Er nähme schon seit dreißig Jahren regelmäßig nach dem Baden ein Sonnenbad. — Ich folgte. Er begann zehn Pfund schwere Keulen zu schwingen, langsam, vorsichtig, systematisch. Sein schielendes linkes Auge blitzte. Jetzt sah ich, daß er ein wenig verwachsen war. Die eine Schulter kam bedenklich heraus. Ich tat es ihm einige Minuten nach. Dann wurde es mir langweilig.

„Wollen wir ringen?"

Ich maß seine Figur. Er war viel kleiner als ich.

„Gern."

In drei Augenblicken lag ich im Sand und spürte im Rücken seine harten Fingerknochen.

Der alte Herr war vergnügt. „Man muß sich jung halten. Es gibt soviel Mittel. Was meinen Sie? Ich bin bald sechzig Jahr."

Nun, viel jünger sah er auch nicht aus. Er hatte behaarte Arme wie ein Affe.

„Übrigens, Wollheim ist mein Name."

Ich nannte meinen Namen.

„Ja, wir saßen uns gestern gegenüber. Wollen wir zusammen fechten? Ich kann mir sofort telegraphisch das Fechtzeug für Säbel und Florett kommen lassen."

Ich winkte ab. Die Tochter heraus, auf die Tochter kam es mir an!

Der gute Eberhard lag, wie ich wußte, weit drüben im Sande und hatte vorher gesagt, er habe Migräne. Natürlich hatte er Katzenjammer. Herr Wollheim, die Gelegenheit ist allzu günstig, im Trüben zu fischen.

„Badet Ihr Fräulein Tochter nicht?"

„Das Kind ist im Damenbad. Sie holt mich hier fünf Minuten nach elf ab. Wissen Sie, das Familienbad ..." Er grinste und erzählte eine freche Familienbadgeschichte.

„Wissen Sie, ich bin sonst sehr für Familienbad. So was Hübsches und Üppiges, und der Mann ist nicht da, das hat mir immer sehr gefallen. Man muß bloß scharf ins Zeug gehn, das wollen die Weiber gern. Aber, wenn man, wie ich, so'n junges Ding mithat ... Sie badet natürlich im Damenbad. Ich bin sehr fürs Kaltbaden."

„Das Fräulein Tochter ist gewiß noch sehr jung?"

Er zog die Augenbrauen hoch: „Schade, soll sie alt sein? Wollen wir noch einmal ringen?"

„Nein, danke, Herr Wollheim," sagte ich aufrichtig.

Er legte sich in den Sand und kümmerte sich nicht weiter um mich.

Ein paar junge Menschen waren im Sonnenbad und warfen einen großen Stein.

In einer Ecke saß nackt und zusammengekauert der Maler, eine Zigarre schief im Mund, und zeichnete.

Als ich angezogen war, wartete ich auf Herrn Wollheim. Er reichte mir bieder die Hand.

„Sie sind wohl Jurist?"

„Ja, Assessor."

„Was verdienen Sie?"

„Nichts."

„Was heißt nichts? Machen Sie keine Geschichten. Mich interessiert das. Ich soll Handelsrichter werden. Wie Sie wissen, für einen Fabrikanten große Ehre. Hat sich was ... Ich meine, Sie sind doch richterlicher Beamter. Sie haben doch ein Anfangsgehalt?"

„Nein."

„Wie alt sind Sie?"

„Gegen neunundzwanzig Jahre."

„Mit dreißig Jahren muß man so alt sein, daß man tüchtig Geld verdient. Arbeiten Sie denn? Ich weiß nicht, wie man das bei Ihnen nennt ... Haben Sie ein Dezernat?"

„Natürlich. Sechs bis acht Stunden Dienst täglich. Meist auch Sonntags."

„Und dafür kriegen Sie keinen Pfennig?"

„Keinen Pfennig."

„Dann rate ich Ihnen zu streiken oder sich aufzuhängen. Oder den Beruf zu wechseln. Erzählen Sie das in Amerika, so stehn die Leute vor Vergnügen Kopf."

„Ich fürchte, wir verstehen uns nicht ganz, Herr Wollheim."

„Was verstehe ich nicht?"

„Daß man einem Gedanken dient."

Nun wurde er wild und fuchtelte mit den Armen. „Das verstehe ich nicht? Die Leiter herauf, das ist der Gedanke. Mit dreißig Jahren habe ich vierzigtausend Mark netto verdient, und mit zwanzig Jahren reichte es kaum so weit, daß ich jeden zweiten Tag in der Volksküche zu Mittag essen konnte. Wir dienen alle einer Idee. Ich exportiere in alle Erdteile Talg und Schmalz. Ist das keine Idee? Auf meiner Fabrik sind siebzehn Schornsteine. Also, wie gesagt, Sie müssen Ihren Beruf wechseln. Oder sich aufhängen. Lebt Ihr Herr Vater noch?"

„Nein."

„Schade. Ich hätte ihm gerne einen Brief geschrieben. Sagen Sie, was hat Sie Ihr Beruf bis jetzt gekostet?"

„Etwa dreißigtausend Mark."

„Und was verdienen Sie, sobald Sie etwas verdienen?"

„Dreitausend Mark im Jahr. Es ist der Gedanke, Herr Wollheim."

Herr Wollheim lächelte. „Gibt es noch viele solche, wie Sie?"

„Eine ganze Menge."

Er schüttelte den Kopf. „Wir reden noch darüber."

Die Uhr war zehn Minuten nach elf. Er wollte sich verabschieden.

„Ich begleite Sie, Herr Wollheim," sagte ich energisch. Herr Wollheim antwortete nicht. Er schien meine Begleitung höchst unnütz zu finden.

Draußen stand wirklich Lilli. Und fünfzig Schritte hinter ihr, schuldbewußt, der gute Eberhard. Ich würdigte ihn keines Blickes.

Lilli trug ein weißes Kleid mit blauem Matrosenkragen. Sie winkte und lachte. Herr Wollheim ging ihr entgegen. Er war sehr besorgt und schielte sie an. Ob sie sich auch sofort habe abreiben lassen? „Ja, ja." Ob sie auch nicht zu lange im Wasser geblieben sei? „Nein, nein." Und ob sie sich auch wohl fühle? „Ausgezeichnet." Ob sie auch genügend Geld bei sich gehabt habe? „Danke, natürlich." Dann sei es ja gut.

Sie hatte ihre Badesachen zu einem Bündel geschnürt unter dem Arm und die beiden Arme in die Hüften gestützt, schlanke, mädchenhafte Hüften. Auch war sie etwas gepudert.

Ich hielt es für angebracht zu avancieren. „Gestatten Sie, meine Gnädigste."

Der Papa stellte notdürftig vor. Sie reichte mir am herabhängenden Gelenk die Hand. Dann gingen wir. Nach einer Weile sah ich mich schadenfroh um. Der gute Eberhard war auf zwanzig Schritt nahgekommen und drohte mir mit beiden Fäusten.

Herr Wollheim wollte sofort zur Insel herüber. Man äße dort besser, auch erwarte er Depeschen. Ich bat, mich anschließen zu dürfen. Ich bat, ein Frühstück auf der

Düne zu arrangieren. Ich redete mit Engelszungen. Lilli sekundierte zaghaft, aber sie blieb in der Reserve.

„Kind, du mußt dich doch ausruhn nach Tisch. Wir haben keine Plaids hier und keinen Sonnenschirm. Du bekommst mir wieder Kopfschmerzen."

Doch die schöne Lilli verschwor sich, daß sie keine Kopfschmerzen bekommen würde, und der Alte willigte ein. „Herrlich," sagte sie leise, schnippte mit den Fingern und strahlte mich an.

Wir gingen in das Restaurant, und ich suchte den Tisch aus. Angenehme Nachbarschaft, freien Blick auf das Wasser. Keinen Zugwind. Ich setzte das alles sachkundig auseinander.

„Als Lebensschule ist Ihre Juristerei gut," lobte Herr Wollheim, bestellte sich einen inkommentmäßigen Schnaps und wollte rauchen.

„Wir rauchen nachher, Herr Wollheim." Er steckte seine Zigarre wahrhaftig wieder ein. Dann ging ich und bestellte die drei allerschönsten Hummer, die in der Auslage standen, und drei Flaschen Porter. Als ich zurückkam, war Herr Wollheim sehr ernst, und Lilli hatte rote Wangen und war verlegen. Unten ging, ein brüllender Löwe, der gute Eberhard auf und ab, immer schneller auf und ab, und warf mir drohende Blicke zu.

Als Lilli einen Blick von mir an ihn auffing, sagte sie: „Ist das nicht Ihr Freund?"

„Ja, mein Freund ist er."

„So holen Sie ihn doch herauf."

Herr Wollheim rückte auf dem Stuhl hin und her.

„Aber, liebe Lilli."

„Die Herren haben sich sicher verabredet. Der Herr geht schon eine ganze Weile auf und ab." Sie lachte.

„Also, wenn Sie erlauben, hole ich meinen Freund."

Herr Wollheim ließ sich vorher den Namen sagen und meinen Namen wiederholen.

Und Eberhard kam, schlug die Hacken zusammen und machte seine Verbeugungen. Schwupp, hatte er sich auf meinen Platz neben Lilli gesetzt.

„Eberhard, das ist mein Platz."

„Ach, mein Bester, da ist ja noch ein Stuhl.“ Und er unterhielt sich weiter mit Lilli.

Herrn Wollheim war die Situation sichtlich unangenehm. Er war ganz auf meine Unterhaltung angewiesen, denn Eberhard sprach bloß mit Lilli. Er drehte mir sogar den Rücken zu, und ich stieß ihn unter dem Tisch mit dem Fuß. Doch er ließ sich nichts merken. Schnell hatte sich auch Eberhard einen Hummer bestellt, hob sein Porterglas und hielt einen Toast auf die reizende, unvermutete Badebekanntschaft. Er hoffe, daß dieser angenehme Verkehr nicht bloß auf den heutigen Tag auszudehnen sei, und schloß in seinem Toast den sehr verehrten Herrn Vater ein.

Lilli war süß, Lilli war anbetungswürdig. Ihre Augen schwammen in Seligkeit. Auf einmal sagte sie anstatt Parfum „Parfüm“. Ich sah, wie Eberhard zuckte, und stieß ihn unter dem Tisch an. Doch das war rasch verflogen. Des guten Eberhard Redestrom riß nicht ab. Theater, Konzerte, Kopenhagen, Paris, Madrid, — ich kannte das alles längst. Er genierte sich auch vor mir nicht im geringsten. Dieselben Witze, dieselben Pointen — und alles so spielend, so frisch erzählt, als hätte er noch hundert andere Geschichten aus dem Ärmel zu schütteln.

Der süßen Lilli imponierte der Baron, das war keine Frage. Sie studierte die fünfzeilige Visitenkarte mit Andacht, sie ließ sich seinen Wappenring zeigen und erklären und streifte mich kaum mit einem Blick. Ich aß schweigend an meinem Hummer und stellte Betrachtungen an, wie der alte Schurke neben mir zu einer so schönen Tochter kam. Dem guten Eberhard aber wollte ich heimleuchten, wenn wir unter vier Augen waren.

Alles sehr hübsch. Vor der offenen Strandhalle flimmerte und schillerte das Meer. Dampfer erschienen am Horizont, ließen lange graue Rauchwolken hinter sich, entschwanden dem Blick. Vorn in der Bläue flammten rotbraune Segel. Der berühmte Maler kam erregt, setzte sich mit dem Rücken gegen uns — das schöne Mädchen war abgetan —, spannte eine Leinwand auf die Rückenwand seines Farbenkastens und pinselte lustig drauf los. Im weißen Sande unten gingen langsam in weißen Kleidern

junge Mädchen, blaue Kavaliere neben sich. Blaues Meer, weiße Mädchen, brauner Porter. Das war ein Akkord, der sich in Noten übersetzen ließ.

Der gute Eberhard strahlte. Er hatte eben seine etwas bedenkliche Geschichte aus Barzelona erzählt und erntete einen vollen Heiterkeitserfolg. Sogar Herr Wollheim zeigte seine gelben Zähne. Eberhard hob prüfend sein Porterglas, der Höhe der Situation bewußt, und sagte: „Gestatten Sie, Herr Wollheim, daß mein Freund und ich eine Huldigung auf das allergnädigste Fräulein Tochter ausbringen?"

Herr Wollheim rückte auf dem Stuhl hin und her und gestattete. Aber er fand es offensichtlich unnötig.

Er war wirklich nicht sehr sympathisch: Er hatte an der linken Hand einen viel zu großen Brillanten, er trug einen niedrigen, nicht ganz sauberen Stehkragen und dazu einen längst verbrauchten Blechschlips. Er aß den Hummer mit dem Messer und schmatzte. Er schmatzte, daß die Wände zitterten. Nachdem ich ihn notdürftig über Handelspolitik und Zölle unterhalten hatte, brach er das Thema ab und behauptete, der Ort sei ihm zu elegant. Er fühle sich hier nicht wohl.

Darauf schwieg ich, und nun begann er eine neue Unterhaltung. Er erzählte, daß er sich als junger Mensch quer durch Amerika bis Frisko als Erntearbeiter durchgeschlagen habe und daß er in Washington Straßenbahnschaffner gewesen sei.

Lilli wurde aufmerksam: „Erzähl' doch, wie du die Strolche totgeschossen hast. Denken Sie, drei Kerle hat er mit seinem Revolver totgeschossen, — wie finden Sie das?"

Doch Herr Wollheim wollte die Geschichte durchaus nicht erzählen.

Da Lilli sich nun plötzlich auch mit mir beschäftigt hatte, wollte ich das Gespräch in Gang halten: „Sind gnädigstes Fräulein in Amerika geboren?"

„Bewahre." Sie zeigte die Zähne. „Ich stamme aus Frankfurt an der Oder."

Das war nun freilich kein neuer Anknüpfungspunkt. Sie sah auch sofort wieder weg und unterhielt sich mit Eberhard über das Theater. Ich wurde böse: Der Alte

stocherte in den Zähnen, sah alle fünf Minuten nach der Uhr und bestellte Käse. Er wolle etwas Vernünftiges essen, sagte er, er habe Hunger. Darauf erzählte er mir, die Hand vor dem Mund, eine Zote.

Wie kam der Schurke zu der schönen Tochter? Ich war durchaus nicht verliebt, ich war bloß beleidigt. Unbestreitbar ein bildschönes Exemplar. Jetzt hatte ich sie genug aus der Nähe gesehn: Blaustrahlende Augen, lange blonde Wimpern. Ein Kindergesicht, weiche Wangen und zierliches Kinn, eine nicht zu kleine Nase. Das Haar, — ich suchte lange nach einem Bilde: es hatte goldbraune, rotbraune und dazu ganz helle Farben; eine entfernte Ähnlichkeit mit Goldlack und Kastanienbraun. Sie trug einen herrlichen Rubinring und drei schwere Armbänder. Der Mund war zum Küssen. Doch was ging mich ein Mund an, der nicht küssen wollte? In zwei Stunden ging unser Dampfer. Ich blies energisch zur Retraite, nahm Eberhard am Arm und zeigte ihm die Uhr.

Sie verstand. „Entschuldigen Sie, Herr Doktor. Ihr Freund hat so interessant erzählt. Nun sagen Sie, was treiben S i e eigentlich?"

Ich war böse. Eberhard drehte sich belustigt zu mir um. „Jetzt rede du."

Ich war wirklich nicht bei der Sache. Ich hatte mir schon vorgenommen, heute abend, falls wir noch hier bleiben sollten, mit Philine ans Meer zu gehn. Ich sah die schöne Lilli an. „Was ich treibe? Ich fange Fliegen."

„Ja, da hat er recht," lachte Eberhard, „das ist seine Beschäftigung. Er fängt Fliegen."

Warte, mein Junge. „Ja, ich fange Fliegen. Ihnen kommt das lächerlich vor, gnädiges Fräulein. Aber sehn Sie, ich bin Chemiker und habe eine Fabrik. Eine Fabrik mit siebzehn Schornsteinen, in der täglich viele Millionen Fliegen zum Nutzen der Menschheit verarbeitet werden. Sehn Sie, nun suche ich hier die Nordseefliege. Sie werden sie schon beobachtet haben. Die Nordseefliege ist etwas kürzer in den Flügeln, aber fester im Fleisch. Außerdem legt sie anstatt dreihundert Eiern täglich fünfhundert Eier. Diese Fliege suche ich. Aber ich brauche ein paar Prachtexem-

plare. Die sperre ich dann in die Glasröhre" — ich zeigte eine leere Röhre für Aspirintabletten — „und zu Hause habe ich den Erfolg. Denn bei guter Pflege habe ich in acht Tagen anstatt fünf Millionen Fliegen täglich acht Millionen."

Die schöne Lilli hörte andächtig zu. „Von dieser Industrie habe ich noch nie gehört. Und, sagen Sie, Herr Doktor, was machen Sie mit all den Fliegen?"

„Daraus mache ich den weltberühmten, von allen Kulturstaaten anerkannten, von fünf Hofräten und zwölf Ärzten bescheinigten Fliegenleim."

Herr Wollheim legte sich in den Stuhl zurück und lachte wie ein Besessener. Der gute Eberhard sah auf Lilli, und Lilli guckte hilfesuchend nach rechts und links.

„Ja, so."

Herr Wollheim lachte immer weiter: „Ja, Lillichen, das gibt's! Fliegenleim, das gibt's! Kenne ich auch, diese Industrie! Glaub's ihm, Lillichen, er versteht sich auf den echten Fliegenleim!"

Nun wurde die schöne Lilli traurig. Sie sei so nett zu mir gewesen, und ich mache sie lächerlich. Aber sie wolle sich schon revanchieren. „Warten Sie nur."

„Gnädigstes Fräulein, ich kann mich nur auf Ihren Herrn Vater berufen. Etwas Wahres ist bei der Geschichte. Ein tüchtiger Kaufmann verrät bloß nicht sein Geschäftsgeheimnis."

„Ja, Lillichen, da hat der Herr Doktor recht."

Der gute Eberhard kam ihr zu Hilfe. Er schlug vor, sich zu der Siesta in den Sand zu legen. Das gehöre zur Kur, das sei stilgerecht.

Herr Wollheim stellte sich schwerhörig. „Ernsthaft in den heißen Sand? So, wie wir sind?"

„Einfach in den heißen Sand. Das ist das Gesündeste. Sie können jeden Arzt fragen." Er machte ein undurchdringliches Gesicht.

„Ach ja, Papa," sagte Lilli — sie sah jetzt wie eine Puppe aus — „in den Sand."

Herr Wollheim war von soviel Jugend sichtlich mitleidig berührt. Also wir gingen in den Sand. Der gute

Eberhard hatte ein paar Decken aufgetrieben und ließ sie durch einen Kellner voraustragen.

Etwas ärgerlich wurde die Sache, als bezahlt wurde. Herr Wollheim hatte für seinen Teil eine Rechnung von dreizehn Mark achtzig und verlor die Fasson. Hier seien alle Leute Seeräuber, und er wolle den Wirt sprechen. Doch der gute Eberhard wiegelte kunstfertig ab, und Herr Wollheim bezahlte, gab vierzig Pfennig Trinkgeld und bestellte sich eine Importzigarre.

Als wir endlich im Sande lagen, war Herr Wollheim sofort eingeschlafen. Er lag da und schnarchte mit offenem Munde, in wenig malerischer Stellung.

Der Gute stutzte. „Sagen Sie, gnädigstes Fräulein, welche Zimmernummer haben Sie?"

„Wir haben Nummer fünf und sechs."

Wir hatten Nummer drei und vier.

„Weshalb fragen Sie?"

„Buenos Aires — nur zum Spaß."

Ich lag dicht neben Lilli, auf derselben Decke. Auf der zweiten lag Herr Wollheim, auf der dritten Eberhard. Er konnte gerade die Schuhe von Fräulein Lilli bewundern, und das war mir eben recht. Doch Lilli wollte Zigaretten rauchen, und Zigaretten waren nicht da. Der gute Eberhard lag faul und räkelte sich. „Zigaretten," befahl Lilli. „Sie haben mich vorher furchtbar frech angelogen. Holen Sie keine Zigaretten, so verzeih' ich Ihnen das nie."

„Aber garantieren Sie mir für meinen Platz, Gnädigste?"

„Erst die Zigaretten holen."

Also ich sprang.

Als ich wiederkam, lag Eberhard auf meinem Platz. Ich packte und rüttelte ihn, aber er blieb liegen.

„Da unten ist es eben so schön," sagte Lilli, und ich kuschte mich. „Sehn Sie, das ist die Revanche."

Eine Weile lang beobachtete ich Herrn Wollheim. Ganz fest schlief er sicher nicht. Dann beschaute ich mir Lillis Füße, ihre naturfarbenen Lederschuhe und den Ansatz ihrer schwarzen Strümpfe. Ein gelbseidener Zwickel

lief hinauf, aber er war nicht bis zur Pfeilspitze zu verfolgen. Sehr hübsche, intelligente Füße.

Ich empfahl Lilli und Eberhard den Göttern, wickelte mich wie Plinius in meine Toga und begann zu schlafen. Als ich nach einer Stunde erwachte, lagen beide noch in gleicher Stellung. Ich reckte leise den Kopf hoch. Der Gute erzählte gerade das Schlußkapitel von der gräflichen Linie. Da waren Zwischenfälle unmöglich gewesen. Es war nichts geschehen, was mich hätte betrüben können.

An die Abreise dachte Eberhard nicht mehr. Heute war Dienstag, und zur Reunion für Mittwoch und Freitag hatte er bereits mit Lilli Tänze verabredet. Heute abend wollten sie in die „Meereswoge" gehn und tanzen und morgen in aller Frühe wollten sie segeln. Und nun wollten sie gleich hinüber zur Insel, im Kurhaus Kaffee trinken, das Konzert hören und dann bis zum Essen einen Spaziergang über das Oberland machen.

Herr Wollheim zog seine gestrickten Strümpfe hoch, gähnte wie ein Löwe, setzte seine versandete Importzigarre wieder in Brand und klopfte Lilli auf die Schultern: „Amüsiere dich, Kindchen."

Als wir einen Augenblick allein waren, faßte ich Eberhard an den Arm.

„Morgen früh reisen wir ab."

„Gott bewahre, ich bleibe hier."

„Ich erinnere Sie an unser Programm."

„Sie sind bloß eifersüchtig und sollten sich schämen."

Auf der Landungsbrücke verabschiedete ich mich kurz. Ich hätte Briefe zu schreiben. Lilli wünschte mir Glück zum Fliegenfang, und der gute Eberhard winkte mir wohlwollend zu.

IV.

Es war wirklich sehr schön auf Helgoland. Ich ließ mich im Boot auf das Meer hinausrudern, schoß Enten, schrieb Noten auf, unterhielt mich mit den Fischern. Ich besuchte einen alten Dichter, der auf dem Oberland ein puppenstubenkleines Haus bewohnt, dort zwischen persischen Teppichen, Büchern, Lenbachbildern und Erinnerungen in

weltscheuer Betrachtung ein Einsiedlerleben führt, und wurde zu einer Flasche Cypernwein eingeladen. Ich traf einen Marineoffizier, der mir von Kiel her bekannt war, studierte den Marconiapparat und tafelte in der Messe eines Kriegsschiffes. Ich lernte im biologischen Institut einen Professor kennen, der mich in seinen Tiefseeforschungen unterwies. Er hatte auf dem Meeresboden eine unscheinbare Alge gefunden, deren Blätter sich abschnürten, und jedes dieser Blätter trug einen roten Punkt. Der rote Punkt war ein richtiges lichtempfindliches Auge. Einmal des Abends war Konzert, und auf dem Programm stand ein von mir komponiertes Lied. Ich schwamm jeden Morgen mit Herrn Wollheim in das Meer hinaus und führte mit ihm im Sonnenbad Gespräche über das neue Scheckgesetz, die innere Politik und andere langweilige Dinge. Es gab viel Spaß. Nicht zuletzt mit der schönen Philine. Sie war still und ergeben und tröstete sich bei allen Geschehnissen ihres Lebens mit dem Grundsatz: „Ich finde bei allem nichts mehr dabei. Ich liebe das Originelle."

Der gute Eberhard hatte mich die ersten Tage geschnitten. Ich traf ihn natürlich jeden Tag ein Dutzendmal mit Lilli und grüßte förmlich. Nach einer halben Woche kam er jedoch morgens um sechs auf mein Zimmer und tat, als sei nichts geschehn.

Er fragte harmlos nach meinem Befinden, und ich tröstete ihn. Ich sei mit Philine sehr zufrieden.

„Aber die Liebhaberin," sagte Eberhard. „Sie ist sicher auch ein gutes Mädchen. Bitte, trösten Sie sie von mir."

„Die Liebhaberin, Eberhard, spuckt Gift und Galle. Passen Sie auf, sie macht Ihnen eine Szene, wenn Sie mit Lilli ihr begegnen."

„Meinen Sie das wirklich?" Er war sehr bedenklich. „Nun, sie ist ein gutes Mädchen. Ich habe sie sowieso auf heute abend bestellt. Ich danke Ihnen für Ihren Wink."

„Also so ernst ist es Ihnen nicht mit Lilli?"

„Doch, sehr ernst. Aber was soll ich nach zehn Uhr anfangen? Um zehn Uhr abends geht sie zu Bett."

Wir sprachen noch über allerhand anderes. Ob Herr



Die Grazie des Rokoko.

Bildnis der Comtesse de Bonneval geb. Biron.

Gemälde von A. Roslin im Besitz des Herrn Chevalier de Stuers in Paris.

Wollheim ein Perser sei und ob man zusammen Postkarten an die Bürgermädchen schreiben müßte. Doch ich redete ihm zu laut. „Ich finde, Sie sind rücksichtslos. Wir dürfen das holde Geschöpf in seinem Schlafe nicht stören." Das holde Geschöpf, sagte er. „Aber wir sind doch drei Zimmer von ihr getrennt." Half nichts. Er starrte verdöst durch das Fenster, sah mich böse an und zog wieder ab.

Eines Nachmittags — Lilli mußte schlafen — stellte er mich vor dem Kurhaus. Er hatte das Ansinnen, daß ich mich bei einem Auskunftsbureau über Herrn Wollheim erkundigen sollte. Bloß über seine gesellschaftliche Stellung, nichts weiter. Ich könnte das doch viel besser. Er sei zu sehr Partei.

„Bedaure, Eberhard, eher lasse ich mich räuchern."

Dann wolle er sich erkundigen. Er tat ganz scheinheilig. Er habe sich sagen lassen, es sei durchaus nicht unanständig, eine solche Erkundigung einzuziehen.

Nachher, als ich beim Kaffee saß, kam er noch einmal an meinen Platz, setzte sich aber nicht. Er wolle mir bloß sagen, daß Herr Wollheim ein durchaus anständiger Mann sei. Ich machte mich lächerlich, wenn ich den Verkehr schnitte. Übrigens wäre ein Großvater von Herrn Wollheim Pastor in Thüringen gewesen. Ich sähe natürlich nur auf Äußerlichkeiten und hielte Herrn Wollheim für einen Schloten. Da könne ich mal wieder sehn, wie falsch ich urteilte. Er habe sogar ohne alle Übertreibung politische Ansichten, die sich halten ließen.

„Ist gut, Eberhard. Und die Kleine?"

Nun wurde er wieder wütend, daß ich „die Kleine" sagte. Fräulein Lilli sei durchaus ladylike, sie spräche sogar fließend französisch und hätte eine ausgezeichnete Erziehung genossen. Es sei einfach empörend, daß ich so mißachtend über sie spräche.

Als ich nicht antwortete, ging er schnaubend ab.

Herr Wollheim war mir sichtlich gewogen. Wenn er mich irgendwo traf, trennte er sich von Lilli und Eberhard, kam auf mich zu und zeigte mir begeistert eine Kursnotierung in der Zeitung oder gab mir einen Handelsbericht zu lesen. Er knüpfte damit an Gespräche an, die

ich längst vergessen hatte. Ich hatte ihn einmal gefragt, ob es ratsam sei, dies und das Papier zu behalten. Er hatte sofort bei drei großen Banken angefragt und riet mir eifrig, die Papiere zu verkaufen. Noch sei es Zeit. Ich mußte versprechen, gleich zu schreiben. Dann erzählte er gräßliche Börsenwitze.

Einmal, mitten im Keulenschwingen, sprach er von Eberhard. Ob er ein anständiger Charakter sei? „Ich lege meine Hand für ihn ins Feuer, Herr Wollheim." Das freute ihn. Er versicherte mich seiner Hochachtung. „Sagen Sie mal, vermögend ist er wohl nicht?" — „Ich glaube nein, Herr Wollheim." Nun, das täte auch nichts zur Sache. Er sei nun ganz beruhigt. Dann nahm er seine Keulen wieder auf und schwang.

Also die Sache war im Gange.

Nach langem Überlegen kam ich zu dem Standpunkt, daß der gute Eberhard ein Glückspilz sei. Den Alten heiratete er ja nicht. Der Alte konnte ja ruhig in Berlin sitzen bleiben. Blieb bloß der Zusatz auf der Visitenkarte: geborene Wollheim. Das war eben schließlich nur ein kleiner Schönheitsfehler. Der thüringische Pastor machte alles wieder gut.

Übrigens: Die Schar unserer Bekannten wuchs ins beängstigende. In jedem Lokal mußte man sechsmal den Hut ziehen, ehe man sich setzte. Der unserem Wohnort benachbarte Landrat, bei dem wir verkehrten, war mit Frau und Tochter da, der Landgerichtspräsident aus Altona, ein halbes Dutzend Großkaufleute aus Hamburg, die uns zu Bällen eingeladen hatten, und nicht zu vergessen, das größte Klatschmaul des ganzen Bezirkes, ein verabschiedeter Regierungsrat aus Altona. Mit der schönen Philine hatte ich mich bereits genügend kompromittiert. Selbst nachts auf dem Oberland war man nicht mehr sicher. Der schönen Philine war es sehr schwer klar zu machen, daß ich eine Abneigung gegen Wirtshäuser, Licht und Menschen hatte. Sie konnte das absolut nicht begreifen. Schließlich verlangte sie als Beweis meiner Liebe, ich sollte mit ihr im Familienbad baden. Nun hatte ich wieder sittliche Bedenken. In vierzehn Tagen hatte sie Benefiz

und wollte durchaus die Kameliendame spielen. Doch ihre großen Toiletten seien sämtlich bei der alten Wirtin in Breslau. Wenn sie bloß eine gute Toilette hätte. Sie könnte sich ja von der Liebhaberin das rosa Ballkleid leihen. Aber die Liebhaberin sei so eifersüchtig. Jetzt hatte ich künstlerische Bedenken. Sie möge meinetwegen die Sappho oder die Iphigenie zu spielen. Dazu brauche sie doch bloß einen Bademantel.

⌘ ⌘ ⌘

Eines Tages — ich denke, mich rührt der Schlag, — traf ich Lilli mit einem fremden Herrn. Einem Herrn, dreißigjährig, schlecht im Zeug, mit kurzem Spitzbart und goldenem Klemmer. Herr Wollheim wohlwollend nebenher. Der fremde Herr redete wie ein Buch mit goldenen Lettern und bewegte im Sprechen die Hände. Die schöne Lilli, elegant wie immer, in einem neuen, wieder viel zu engem Kleid, vor und hinter sich die Respektspause der Bürger. Sie zeigte ein steifes, immer gleiches Lächeln und bewegte ihr Stöckchen.

Also, das war mir doch zu arg. Der gute Eberhard lag im Hotelzimmer und schlief. Ich trommelte ihn heraus. „Eberhard, es ist aus. Die süße Lilli läuft draußen mit einem anderen."

„Weiter nichts?" Er sah mich verschlafen an. „Nun, ich kann Ihnen bloß sagen: Das wäre ein Mann, da könnten Sie sich verstecken. Wir kennen ihn erst seit gestern. Ein Ausländer, wenigstens in England geboren, spricht mangelhaft Deutsch, ist unglücklich verheiratet, kennt Ihnen jedes Buch, schreibt Theaterkritiken, kennt jedes Theater und jedes Stück. Da nehmen Sie sich nur in acht, daß der Mann Sie nicht abfertigt. Er war sogar mit Ibsen bekannt. Kongeniale Naturen. Ein höchst interessanter Mensch, macht Fräulein Lilli gar nicht mal den Hof. Ist außerdem verheiratet. Freilich ist er nicht so dumm wie Sie, sich den Reizen eines schönen Mädchens gänzlich zu verschließen."

„Hat er Ihnen das alles erzählt?"

„Ja, was meinen Sie denn?"

Nun, meinetwegen. Ich an Eberhards Stelle wäre weniger gleichmütig gewesen. Doch drei Tage später kam Eberhard zornentbrannt nachts an mein Bett.

„Sie, ich kriege morgen wohl eine Forderung. Bitte, ich verweise die Leute an Sie. Bleiben Sie bis elf zu Hause."

„Gern. Was ist denn los?"

„Dieser Verbrecher. Er ist gar kein Ausländer. Wissen Sie, was er ist? Ein Oberlehrer aus Dresden ist er. Und mir hat er's anvertraut, der Gemütsmensch. Ein richtiger Oberlehrer."

„Ja, das ist freilich schlimm. Was haben Sie denn gemacht?"

„Ich wurde deutlich. Er wurde auch deutlich. ‚Herr, verlassen Sie die Insel. Sie kennen mich nicht, wenn ich rasend werde.' Dann wurde auch er unfreundlich. Wissen Sie, ich kann Ihnen das alles nicht so erzählen. Er wohnt nebenan und wird wohl morgen früh anrücken."

„Gut, ich warte."

Doch ich wartete vergebens. Nachmittags reiste der Edle ab.

„Sie haben sich gewiß rauhbeinig benommen, Eberhard?"

„Keine Spur." Doch dann ward er wieder böse, daß ich sein Benehmen tadelte. Er benähme sich immer höchst anständig. Es vergingen ein paar Tage. Eines Abends hatte er wieder mit mir Frieden gemacht. Er ging mit mir in das Pilsner und bat himmelhoch, ich möchte keine fremden Leute an den Tisch holen. Sein Herz sei so voll. Er müsse mir nämlich gestehn ...

„Ich weiß schon, Eberhard."

Ja, aber er müsse sich doch noch prüfen. So schnell, wie ich meine, ginge die Sache doch nicht. Er bot mir eine Zigarre an. Übrigens, Fräulein Lilli hätte immer so nett von mir gesprochen, mit wahrer Hochachtung und wärmerem Interesse. Ich dürfe nicht denken ...

„Was, Eberhard?"

Nun, sie sei ja noch so rührend jung. Unberührt und blütenfrisch. Er käme sich oft schlecht vor, wenn er an

seine Vergangenheit denke. Das hätte aber auch nun ein für allemal ein Ende.

„Recht so, Eberhard. Nun glauben Sie natürlich, ich bin wieder an allem schuld gewesen, was Ihre verehrliche Vergangenheit anlangt."

Ja, er bestätigte das, in gewisser Weise. Schuld hätte ich auch. Ich müsse auch einen andern Lebensweg einschlagen. Herr Wollheim sei übrigens entzückt von mir. Er habe nicht einmal Anstoß genommen, daß ich zu Philine ...

„Erlauben Sie mal, Eberhard."

Er schmunzelte. Er kam immer wieder auf Wollheim zurück. Er zog seine Brieftasche hervor und zeigte mir die Auskunft. Ich las den Zettel, er war kurz und sachlich. „Kredit unbedingt bis hundert Mille. Zum Handelsrichter vorgeschlagen. Große Fabrik. An der Börse achtbar. Privatleben Nachteiliges nicht bekannt."

„Wissen Sie, wenn man sich bloß irgendwo über Fräulein Lilli erkundigen könnte. Ich möchte sie doch nicht gern zappeln lassen und denke es mir sehr amüsant, mit ihr verlobt zu sein. Sie ist nämlich kapriziös."

„Ah?"

„Ja. Für Sinnigkeit und sogenannte Gefühle ist sie nicht. Das hat sie von Herrn Wollheim geerbt."

Er wiegte ungeduldig den Kopf. „Wenn ich bloß einen Weg wüßte, wie ich Aufschluß über ihren Charakter erzielte."

Ich lächelte. „Ich weiß etwas. Sie müssen ihre Handschrift an einen Handschriftendeuter schicken. Dann wissen Sie es gleich."

Nein, damit wollte er nichts zu tun haben. Damit sei er schon einmal gründlich hereingefallen. Das sei nichts.

„Ich habe noch einen Plan, Eberhard. Fahren Sie auf zwei Tage nach Borkum und lassen Sie das Mädel, pardon, Fräulein Lilli, so lange mir. Wenn sie dann nicht mit mir anbändelt, hat sie ein gutes Gemüt."

„Schlaukopf," sagte Eberhard. „Das fehlte gerade."

„Nein, ernsthaft."

Doch ich konnte den Guten nicht für den schönen Plan begeistern. Fräulein Lilli sei für dieses Experiment noch zu jung. Pfui, nein; er liebe sie ernstlich.

Ich wollte noch ein Glas Bier trinken. Aber Eberhard, der in guten Tagen zwölf Glas auf einem Sitz getrunken hatte, verlangte ins Bett zu gehn. Also gingen wir. Aber als ich im Bett lag, kam er noch einmal im Nachthemd. Er stellte vorsichtig sein Licht auf den Tisch und begann geräuschlos seinen selbsterfundenen Indianertanz zu tanzen. Die alte Stellung: Die rechte Hand starr vorgestreckt, die linke im Winkel auf der Hinterhand und sich im Kreise drehend. Der schüchternste Backfisch hätte den Tanz nicht leiser tanzen können.

Er wollte schwatzen. Wenn ich nur ahnte, w i e reizend sie sei. An jedem Tage neu bezaubernd. Und so drollig.

„Haben Sie sie schon abgeküßt, Eberhard?“

Wo ich hindächte! Noch nicht mal die Hand habe er ihr geküßt. Es sei ein solch reizender Verkehr. „Wissen Sie, bloß das eine. Das ist eine Gemeinheit. Wir beide sind doch daran gewöhnt, nachts lange aufzubleiben. Von zehn Uhr abends bin ich immer allein. Punkt zehn Uhr, aber auch auf die Minute, zieht Herr Wollheim seine Uhr und sagt: ‚Komm, Kindchen.‘ Er hat ja eigentlich recht. Lilli muß sich unbedingt erholen. Sie ist nämlich doch ein wenig zart.“

Ich tröstete ihn. Sie sähe doch famos aus. Solch frische Farben.

Doch er, mit dem Eifer des Verliebten: Da hätte ich unrecht. Sie sähe doch oft recht leidend aus. Am schönsten sei sie in den Morgenstunden. Dieser Genuß, mit ihr Kaffee zu trinken . . .

Kurz: Es gäbe nur eine wahre Liebe. Er sei mir ja so dankbar, daß wir nach Helgoland gefahren seien.

Also, abgeküßt hatte er sie noch nicht. Auch eine Beruhigung.

ꕥ ꕥ ꕥ

Der frisch geschlossene Friede dauerte nur bis zum nächsten Morgen. Das sinnige Frühstück mit Lilli hatte

mir eingeleuchtet. Ich wollte gar nichts mehr: bloß ihre Morgenfrische sehn. Außerdem saß um diese Zeit Herr Wollheim im Schreibzimmer und erledigte seine Post. Also bloß bescheiden zusehn.

Und da saßen die beiden, girrend wie ein junges Hochzeitspaar. Ich hatte sie schon hinter der Glastür beobachtet: Sie schenkte ihm den Kaffee ein, sie machte die Honneurs. Es war richtig: Sie war jetzt am Morgen der Inbegriff aller Lieblichkeit.

Als ich eintrat, scheuchte mich der gute Eberhard sofort weg. „Bedaure sehr, aber auch sehr, lieber Freund, das Boot ist bereits unter Segeln, und wir fahren in zwei Minuten ab. Nichts für ungut, und amüsieren Sie sich schön."

Die schöne Lilli saß lammfromm, und ich konnte ihr nicht mal die Hand geben. Nachher saß das Paar beim Frühstück noch eine gute halbe Stunde!

Das war doch zu arg. Natürlich mußten sie mir mittags beim Frühstück auf der Düne zwei Tische entfernt sitzen. Porter und Hummer hatten sich die Herrschaften abgewöhnt. Sie saßen beim Butterbrot und Bier. Sie schienen sich auch nicht gut zu unterhalten und unter der galligen Laune des Herrn Wollheim zu leiden. Der Gute schämte sich sichtlich.

„Wollen Sie nicht zu uns rüberkommen?" rief er laut.

„Danke, nein."

Ich tranchierte einen mächtigen Hummer und trank Porter mit Sekt. Ich wurde mit sichtlicher Hochachtung bedient und hatte den Triumph, daß das große Klatschmaul von Altona mich mit übertriebener Grandezza begrüßte, während er an Eberhard und Konsorten mit erhobener Nase vorüberging.

Porter und Sekt schmeckten sehr gut. Das finstere Antlitz des Lebens begann sich zu erhellen. Ich hatte die schöne Lilli scharf auf dem Visier. Sie zuckte mit keiner Wimper. Das konnte aber bloß Eitelkeit sein. Die meisten schönen Damen sind, wenn sie an ihre Schönheit denken,

wie stumm und blind für die Außenwelt. Ich begann mich zu verlieben. Süße Lilli, holde Lilli, bezaubernde Lilli.

Nichts zu machen. Die alte Art, einen anzugucken: Ein langer ernsthafter Blick, lang durchdringend, daß einem das Herz stillstand, — und dann flogen die Augen zu dem nächsten Stuhl und betrachteten ihn ebenso lange.

Süße Lilli, goldene Lilli, entzückende Lilli.

Jetzt trank ich ihr mit einem langen Wagnerblick zu: Sah gleichgültig auf, hob das Glas, sah sie an und hob das Glas zum Munde.

Sie änderte keine Miene. Doch als ich das Glas hinsetzte, hob sie ihr Glas, ganz langsam mit langem Blick, und führte es an den Mund.

Gott sei Dank, sie verstand Komment. Süße Lilli, allerschönste Lilli, süßeste Lilli der Welt. —

Als sie das Glas hinstellte, verbeugte ich mich leicht. Und sie lächelte.

Sie lächelte.

Nun war alles gut. Nun wollte ich alles dem Zufall überlassen; sah nicht mehr auf und war so über meine Zeitung gebückt, daß ich nicht einmal darauf achtete, als alle drei fortgingen.

Einen Tag später, abends, war großer Festtag auf Helgoland. Ein Kriegsschiff lag vor der Insel, die Kapelle spielte in der „Meereswoge" und vor dem Kurhaus, und die ganze Insel sollte illuminiert werden. Die schöne Philine hatte sich so auf den Tag gefreut. Sie wollte mit mir in einem originellen Boot fahren und Raketen schießen. Doch leider war ich gerade an diesem Abend versagt.

Als ich gegen die Dämmerung auf die Landungsbrücke kam, um ein letztes Boot zu suchen, begegneten mir Herr Wollheim und Fräulein Tochter. Große Begrüßung.

„Nun, Sie sind nicht unterwegs?"

Herr Wollheim war ernst. Er liebte den Spektakel nicht. Von Massenvergnügungen hielte er sich prinzipiell fern. Außerdem habe Lilli heute Kopfschmerzen. Sie bedürfe stets sehr der Schonung.

Eine kleine Pause entstand. Die schöne Lilli fragte,

ob ich ihnen Gesellschaft leisten wollte. Es sei solch ein schöner Abend. Vielleicht hätte man heute Meerleuchten. Die See sei so ruhig. Ein Schiffer habe gesagt, daß man dieser Tage das Meerleuchten erwarten könne.

Nein, nein. Jetzt war ich bockbeinig. Äußerstes Bedauern. Doch ich hätte mich verabredet.

Die schöne Lilli wurde eisig. Sie nickte bloß kurz, als mir Herr Wollheim die Hand gab.

Ich fand ein Boot und fuhr hinaus. Als wir an die Spitze der Insel kamen, — der äußerste Felsen heißt „die lange Anna", — lagen dort hunderte Boote. Weit im Meer brannten schwimmende Teerfässer. Ein großes Boot war mit unzähligen elektrischen bunten Lampen beleuchtet. Überall schossen Raketen. Zwei besonders große Kähne hatten die Kapelle an Bord. Wenn die Musik entfernt war, klang es nett. Nun wurde der Felsen bengalisch beleuchtet, zuerst in grün, dann in rot, dann in beiden Farben zusammen. Schön sah es nicht aus, aber es war festlich. In einem heiter schaukelnden Segelboot, das die Segel gerefft hatte, war die ganze Schauspielergesellschaft versammelt. Der Sklavenhändler trug heute eine weiße Weste, stand am Bug, hielt Ansprachen und schwenkte die Arme. Der jugendliche Liebhaber warf Kußhände, die komische Alte sang. Die schöne Philine stand reglos am Mast, beleuchtet von den dreißig Stearinkerzen, die rings um den Bord des Schiffes in Flaschenhälsen brannten.

Schließlich sah ich auch den guten Eberhard. Er saß in einem großen dunklen Boot, ganz allein mit dem Fischer, saß geduckt und brannte ingrimmig Raketen ab. Vor sich hatte er einen großen Korb voll Feuerwerk stehn.

Ich stellte mich auf und schrie: „Sie, Eberhard, ist das Ihre einzige Art, Feuerwerk zu machen?"

Er griff in den Korb und versuchte, mir ein paar Frösche ins Gesicht zu werfen. Doch die Frösche fielen ins Wasser.

Die Pechtonnen schwelten, das Oberland lag im Dunkel, das Wasser begann zu steigen, und die Boote schaukelten. Schließlich sang man: „Deutschland, Deutschland über alles."

Die Rückfahrt war schwer. Der Wind hatte eingesetzt, und das Meer rauschte gewaltig. Ich saß noch lange allein auf dem Brückenkopf, bis ich naß war wie eine Katze.

⌘ ⌘ ⌘

Es ging nicht so weiter. Auch Eberhard sah das ein. Vierzehn Tage unseres Urlaubs waren vorüber. Die Sache mußte zum Klappen kommen. Wieder waren wir einige Tage fremd aneinander vorbeigegangen. Es schien, er prüfte sich noch immer. Einen Taler aber war ihm die Sache schon wert: Ich sah eines Tages ein Postpaket. Er hatte sich bei Kronenwert in Hamburg telegraphisch einen neuen Frack bestellt.

Eines Vormittags faßte er mich auf der Düne. Ich verdürbe ihm die Geschichte. Auch Fräulein Lilli könne sich mein Verhalten nicht erklären. Was Fräulein Lilli nur von mir denken solle. Kurz und gut, er sei drauf und dran ...

„Also bitte, was ... daß Sie drauf und dran sind, weiß ich längst ..."

Er sei drauf und dran, sich mit Fräulein Lilli zu verloben. Ernsthaft. Sich zu verloben und Fräulein Lilli zu heiraten. „Glücklich sein. Wissen Sie, bloß glücklich sein. Rund heraus — der Name Wollheim wird mir Nebensache."

Er schwieg und zog an seinen Manschetten. „Haben Sie etwas dagegen einzuwenden?"

Ich sagte dies und jenes. „Also zunächst: Sie sagt ‚Parfüm.' Ich finde das bedenklich."

„Habe ich ihr längst abgewöhnt. Weiter."

„Herr Wollheim ist doch recht gewöhnlich. Sie wollen Karriere machen. Herr Wollheim ißt den Hummer mit dem Messer."

„Wenn so'n Mann Millionen hat, gilt das bloß als liebenswürdige Schwäche. Weiter."

„Lilli ist großes Leben gewöhnt. Sie ist zu elegant für unsere Kreise. Sie können ihr das als Amtsrichter nicht bieten."

„Bitte, woher wissen Sie das? Sie ist achtzehn Jahre. Wie geschaffen zur Ehe."

Ja, nun war nicht viel mehr zu sagen. „Eberhard, sie liebt Sie gar nicht. Sie möchte bloß die Partie machen. Warten Sie noch sechs Wochen und verloben Sie sich in Berlin. Da es Ernst ist: Sie kokettiert auch mit mir, und ich bin überzeugt, ich habe noch immer Chancen, bis Sie sich erklärt haben. Ich wollte Ihnen das bloß sagen."

Eberhard saß eine Viertelstunde still. „Gut," sagte er, „ich habe mir folgendes überlegt. Ich will Sie ad absurdum führen. Nicht, als ob ich auch nur mit einem leisen Gedanken auf Ihre Zweifel einginge. Gott bewahre. Aber es kann mir schließlich nicht ganz gleich sein, daß ein guter Freund von mir eine junge Dame, die ich heirate, in ihren Qualitäten anzweifelt." Er sah mich zögernd an. „Das ist doch auch Ihre Meinung?"

„Vollkommen, Eberhard."

„Also ich habe folgenden Plan. Ich decke Ihnen meine Karten vollständig auf. Der Alte ist wirklich nach unseren Begriffen, entre nous, ein vollkommener Schlot. Das sage ich Ihnen."

„Begreife ich, Eberhard."

„Der Alte ist sehr vermögend. Zweifellos. Auch habe ich Grund zu der Annahme, daß er die Partie begünstigt. Nicht weil er mich mag, sondern weil er weiß, daß Lilli bei mir gut aufgehoben ist."

„Weiß ich." Ich erzählte ihm treu und ehrlich unser Gespräch im Sonnenbad.

„Also sehn Sie. Den Alten bedrohe ich, daß er, solange ich im Staatsdienst bin, nicht zum Vorschein kommt. Man kann das ja in liebenswürdigster Form erledigen."

„Ganz gewiß. Eine verschärfte Form Ihrer Liebenswürdigkeit wäre aber doch geboten. Sie verfügen ja doch über eine große Skala in solchen Fällen."

„Danke. Werde ich schon machen. Daß Lilli mich nimmt, ist selbstverständlich. Soviel Blick müssen Sie mir schon zutrauen. Folgendes Programm: Der Alte hat morgen einen Prokuristen bei sich und hat einen Tag zu arbeiten. Ich habe die Erlaubnis erhalten, mit Lilli zum Souper zu gehn, wenn ich Sie mitbringe. Sie kommen doch?"

„Natürlich."

„Wir essen von sechs bis acht. Um zehn Uhr muß Lilli unweigerlich im Hotel sein. Und zwar genau auf die Minute. Ich überlasse Ihnen Lilli von acht bis zehn, und Sie können mit ihr so lange Kahn fahren. Ich meine, die beiden Stunden können Ihnen genügen, um sie kennen zu lernen."

„Darauf wage ich mich nicht zu äußern, Eberhard. Ich muß vorsichtig sein. Am Ende heiraten Sie sie wirklich und geben mir dann alle Schuld."

„Weiter. Um zehn Uhr liefern Sie Lilli ab. Wir können uns dann sprechen oder nicht. Haben Sie ein ungünstiges Urteil, so sprechen wir nicht. Jedenfalls müssen Sie sie auch noch am nächsten Vormittag beschäftigen. Leider. Der Prokurist reist am Mittag ab. Ich will am Vormittag Gelegenheit nehmen, Herrn Wollheim meine Werbung vorzutragen. Dann wäre es mir erwünscht, wenn Lilli nicht im Hotel wäre. Ich habe ihr natürlich kein Wort von allem gesagt. Sie müssen Lilli um zehn Uhr abholen und fahren auf die Düne. Lilli badet im Damenbad, Sie wissen ja. Um halb zwei Uhr bringen Sie Lilli zurück, und wir feiern Verlobung."

„Ich habe alles verstanden, Eberhard."

Er war großmütig. „Sie können sogar auf der Düne mit ihr frühstücken."

„Und Lilli weiß von dem ganzen Plan nichts?"

„Absolut nichts. Sie ahnt hoffentlich allerlei."

„Und ich darf Lilli den Hof machen?"

„Soviel Sie wollen."

„Gut, Eberhard. Diese unumschränkte Vollmacht bringt hoffentlich eine Lösung."

Er trank mir seine Blume zu: „Buenos Aires."

⁂

Mir ahnte, daß in achtundvierzig Stunden die Anker gelichtet werden würden, so oder so.

Ich kaufte auf der Insel eine Bonbonniere und legte unter den Deckel einen Hundertmarkschein. Ich ließ die Bonbonniere in festes Papier wickeln und holte nach der Vorstellung die schöne Philine ab.

Sie fiel mir im Dunkeln um den Hals. Ach, sie hätte sich ja so gesehnt. Ich tat ihr den Gefallen und trank im Oberland mit ihr eine Flasche Sekt. Am meisten freute es sie, daß nebenan die erste Liebhaberin saß, und zwar in Begleitung eines Touristen. Ich mußte ihr erzählen, daß nächster Tage ein welterschütterndes Ereignis bevorstehe. Im strengsten Vertrauen: Nächster Tage stände ein englischer Flottenangriff auf die deutsche Küste bevor. Eine leidlich ernste Sache. Und da sei geplant, zehn Meilen vor Helgoland eine gleiche Insel aus Pappe vorzuschieben, damit die Engländer auf diese Pappe schießen sollten. Nun, und ja, und dabei würde ich auch tätig sein. Sie müsse schwören, daß sie strengstes Stillschweigen bewahren wolle.

Sie schwor jauchzend. Das sei ja ganz ungeheuer originell. Nein, da dürfe sie nicht stören. Gewiß nicht.

Als wir uns trennten, gab ich ihr die Bonbonniere.

Sie war sehr gerührt. „Wirst Du weinen, Philine, wenn ich falle?"

Sie küßte mich. Sie blieb sich treu und sah in den Mondschein.

„Ich denke mir bei allem nichts mehr. Ich würde es originell finden, mein geliebter Konrad."

Ich ging getröstet in das Pilsner. Heute wollte ich noch einmal vergnügt sein. Übermorgen waren wir in Westerland.

Der Sklavenhändler fing mich ein, es war mir gleich. Ich nahm ihm im Makao fünfundsechzig Mark ab.

Es war schon hell, als ich in das Hotel kam. Im Vorübergehn nahm ich die zierlichen Stiefel Lillis auf. Kleine, niedliche, sorgsam auf den Leisten gestreckte Stiefel.

Der linke Absatz war etwas schief getreten.

Auf morgen, Lilli. Süße Lilli, schöne, angebetete, süße Lilli.

V.

Anderen Tags, ich schlief noch, um sieben Uhr früh kam Eberhard. Er war sehr feierlich und wiederholte das Programm. Die Hauptsache war: Zwei Stunden am

Abend und dann den ganzen Vormittag sollte ich die süße Lilli für mich haben.

„Eberhard, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie noch nicht verlobt sind, und daß das Mädel sehr hübsch ist."

Er lächelte mitleidig. Es sei ihm ja eine Freude, mich ad absurdum zu führen. Auch änderte er das Programm in einer Kleinigkeit: Er wolle heute abend nicht durch ein mißvergnügtes Urteil von mir gestört werden. Morgen mittag sei die Entscheidung. Bis dahin wollten wir nicht, auch mit keinem Wort, miteinander sprechen.

„Eberhard, noch einmal. Es ist mir nicht ganz leicht: Ich bin auch verliebt in das Mädel."

„Immerzu."

„Ich möchte nicht gerne bis morgen mittag mit abgeblendeten Lichtern fahren. Ich bin meiner Sache gar nicht sicher. Aber verlieren möchte ich Sie nicht."

„Ich Sie auch nicht. Blenden Sie ruhig alle Lichter ab."

Wir schüttelten uns die Hände.

Ich ging auf die Landungsbrücke und suchte mir einen Fischer aus, mit dem ich oft gefahren war. Ich gab genaue Weisung: „Sie fahren direkt auf See, so daß wir durch Ferngläser nicht zu erreichen sind. Die junge Dame wird sich auf halber Fahrt an meinen Platz setzen und dann sehn und hören Sie nichts. Sie sind punkt acht Uhr segelfertig oben am Brückenkopf. Gibt es Sturm, so bekommen Sie einen Taler extra."

Er hatte alles verstanden. Aber Sturm gäbe es nicht. Er lachte aus seinem großen Bart.

Süße Lilli, süße Lilli.

Ich setzte mich an das Klavier im Kurhaus und spielte über das Thema: „Süße Lilli." Damit verging die Zeit.

Nein, sie verging nicht. Die süße Lilli war drüben auf der Düne. Ich schrieb eine Stunde lang Ansichtskarten. Die süße Lilli lag gewiß jetzt mit dem guten Eberhard im Sande, und er warf seinen Plan über den Haufen und erklärte sich. Er war ja unberechenbar.

Da kamen sie von der Düne zurück; ich drückte mich beiseite. Der Gute war bepackt mit ihren Plaids, ihrem

Staubmantel, ihrem Badezeuge, und sie ging rasch, die Nase in die Höhe, neben ihm und schwang ihr dünnes Stöckchen.

Schließlich kam die Stunde, wo wir uns zum Essen trafen. Beide kamen sehr befangen. Der Gute war wieder mit Plaids und zwei Kissen beladen. „Für die Abendfahrt," sagte er. Lilli sagte kühl, daß sie bedaure, mich bemüht zu haben. Ich versäumte gewiß andere Verpflichtungen. „Das Wort Pflicht gibt es während der Ferien nicht für mich, meine Gnädigste." Nun, ich verstände sie wohl schon. „Danke." Aber sie schlug nicht die Augen auf. „Herr Baron Hohnstein will mich sogar nachher mit Ihnen allein lassen, Herr Doktor. Ich wette, er hat sicher eine Verabredung. Sie brauchen sich wirklich keinen Zwang aufzuerlegen, Herr Doktor. Ich kann auch ebensogut in das Hotel gehn."

„Ich habe bereits ein Boot bestellt, meine Gnädigste."

„Daraus wird nichts," sagte Eberhard rasch. „Sie fahren in dem Boot, das ich bestellt habe."

Ich tat maßlos erstaunt. „Also, unter keiner anderen Bedingung."

Die schöne Lilli warf ihm bloß einen Blick zu. Das genügte. Der gute Eberhard kuschte sich.

„Abgemacht, Herr Doktor." Kleine Kröte. Eine Giftkröte war sie.

Wir aßen. Wir aßen das „kleine" Diner und tranken schlechten Brauneberger, Lilli bestimmte alles in Herrn Wollheims Auftrag. Es war nicht zu leugnen, sie tyrannisierte den Guten. „Nicht wahr, der Baron hat eine abscheuliche Vergangenheit, Herr Doktor? Er hat mir nur einiges erzählt. Doch ich war ganz entsetzt." Eberhard sah mich hilfeflehend an und hatte einen roten Kopf. „Wir werden, wenn wir aus dem Urlaub zurückkehren, in den christlichen Jünglingsverein eintreten, meine Gnädigste. Eberhard ist reif dafür dank Ihres guten Einflusses, und Sie wissen ja, daß Eberhard mich kommandiert."

„Bitte, Baron, es zieht; schließen Sie das Fenster." Eberhard sprang. Jetzt sah sie mich endlich an. Süße

Lilli, süße Lilli. Sie hatte ein blaues Kleid. Ich weiß den Stoff nicht. Aber das Kleid war ein Gedicht.

„Wollen Sie heute Klavier spielen? Der Baron sagt, Sie spielten so schön. Wir könnten ja nach dem Segeln ins Kurhaus gehn. Ich höre leidenschaftlich gern gute Musik."

Eberhard lachte gutmütig. „Sie müssen ja um zehn Uhr im Hotel sein, Fräulein Lilli."

„Ach so. Dann ist es nichts. Schade."

Es kam wirklich kein verständiges Gespräch zustande. Ihre Backen wurden immer röter. Jetzt war es sieben Uhr.

Die süße Lilli hatte eine komische Art zu lachen. Sie biß die Zähne aufeinander und öffnete die Lippen weit. Dazu verzog sie die Augen. In dieser Stellung schien sie sich hübsch zu finden.

Ein paar neue Gäste kamen und erzählten, daß seit einer Stunde Meerleuchten sei. Richtiges Meerleuchten.

Für uns war das nichts Neues. Aber Lilli atmete hoch auf: „Herrlich."

Da traf ich unter dem Tisch ihren Fuß. Ihr Fuß wich nicht zur Seite. Doch im Nacken wurde sie rot.

„Es ist noch nicht acht Uhr," sagte Eberhard, wie ein Nachtwandler, der lichte Momente hat. Ich zog den Fuß zurück.

„Weshalb lachen Sie, Fräulein Lilli?" Er hustete nervös.

„Herr Baron, ich kann Ihnen wirklich nicht über jeden Gesichtsausdruck Rechenschaft geben."

Da hatte er's. „Seien Sie nicht gleich böse," sagte er gereizt.

„Ach, Sie sind langweilig. Und es zieht schon wieder." Er sprang auf.

Süße Lilli, süße Lilli.

Es war dreiviertel acht, und sie zog sich die Handschuhe an.

„Den Nachtisch können wir uns wohl schenken."

⌘ ⌘ ⌘



Die Grazie des Rokoko. Enkelkind des Künstlers.
Gemälde von Antoine Pesne.

Nun saßen wir glücklich im Boot. Der Gute hatte für Lilli selbst den Platz ausgesucht, sie auf die Kissen gesetzt und in das Plaid gewickelt. Der Schiffer seilte das Segel an. Das Segel flatterte. Der Gute wies mich auf den Platz am Bugspriet. „Da bleiben Sie sitzen," sagte er leise durch die Zähne und knuffte mich. Dann sprang er aus dem Boot.

Die schöne Lilli winkte ihm kurz. Sie streckte den Arm wagerecht aus und bewegte die Hand auf und ab. Dazu sperrte sie die Lippen auf und lachte ihr einstudiertes Lachen.

Als das Boot einen Meter vom Steg abgestoßen hatte, rief ich: „Sie, Eberhard, wollen Sie nicht doch lieber mitkommen?"

Er hatte schon sein Taschentuch gezogen, um zu winken. Jetzt ballte er die Faust hinter mir.

Schwupp, wir waren in See. Der Himmel war bedeckt, der Abend war dunkel. Der Fischer saß ruhig am Steuer, die linke Hand an der Leine, die rechte Hand am Steuer. Er hatte ein unbewegtes steinernes Gesicht. Lilli wollte durchaus das Meerleuchten sehn.

Sie lächelte befangen. Wir saßen uns schräg gegenüber. Ich hatte mein Cape umgehängt, mein altes, welterfahrenes, oft erprobtes, treues Cape.

Gewiß, ich hatte Herzklopfen. Lilli lächelte immer zaghafter. Nun waren sicher schon zehn Minuten vergangen, und wir hatten geschwiegen.

„Was macht das Fliegenfangen, Herr Doktor?"

Ich sah sie eine Weile an. „Aus dem Fliegenfangen ist nicht viel geworden. Es ist hier bloß eine Fliege, die ich fangen möchte."

Sie, rasch: „Das soll ich wohl sein?"

Ich sah sie eine Weile an. „Ja."

„Sie sind frech."

Wir waren schon weit in See. Auf dem Unterland der Insel funkelten die elektrischen Lichter wie ein Glühwurmschwarm. Sscht, klatschte eine Welle an Bord. Der Fischer ging über Stag. Lilli mußte aufstehn.

„Setzen Sie sich doch zu mir, Lilli," sagte ich leise.

„Was soll das alles." Ich griff ihre Hand, und sie sah mich ungewiß an.

Da saß sie neben mir. Sie mußte noch einmal aufstehn, damit ich sie unter mein Cape nehmen konnte. Ich legte leise den Arm um sie. Sie biß sich auf die Unterlippe und atmete tief.

Es war dunkel, stockdunkel.

„Süße Lilli, süße Lilli, süße Lilli."

Sie griff an ihren Hut, sie sah mich zaghaft an. Dann sank sie an meine Schulter. „Süße Lilli, süße Lilli."

Sie schlug die Augen auf und hob den Mund. Sie schloß die Augen, und wir küßten uns. Nun lagen unsere Hände zusammen.

„Wie kalt deine Hände sind, Lilli."

„Ja, ich friere."

„Willst du dich auf meinen Schoß setzen?"

Sie schüttelte den Kopf.

Wieder küßten wir uns. „Süße Lilli, süße Lilli."

Dann lag sie eine Weile still, den Kopf an meiner Schulter, die Augen geschlossen, die Zähne in der Unterlippe.

Der Hut inkommodierte sie. „Nimm ihn doch ab."

Sie nahm den Hut ab. Die Plaids und Kissen waren von der Bank gefallen und lagen im Wasser. „Ach laß doch."

Sie umschlang mich mit ungestümer Heftigkeit und sah mich angstvoll an.

„Ich bin verliebt in dich, Lilli," sagte ich gepreßt.

Sie lächelte. Küsse, Küsse, Küsse.

„Hast du mich gern, Lilli?"

„Ja, sehr."

„Wie lange schon?"

„Seit ich dich sah."

„Ich dich auch."

„Du bist aber mit der Schauspielerin herumgezogen. Der Baron hat es gesagt."

„Ach laß."

„Ich liebe dich sehr," sagte Lilli. „Ich war immer glücklich, wenn ich dich sah."

„Ich auch."

„Ich habe immer nach dir ausgeschaut. Aber du kamst ja nie."

„Ich wollte nicht stören."

„Ach laß."

In der Kiellinie des Bootes begannen die Funken zu blitzen.

Ich griff mit der Hand ins Wasser und bewegte die Finger. Es sah aus, als hätte ich silberne Klumpen in der Hand.

„Ist das das Meerleuchten?"

„Ja."

„Danach habe ich mich schon als kleines Kind gesehnt."

Sie griff ins Wasser und griff eine silberne Kugel. Silbern, mit einem grünlichen, funkelnden Schimmer.

Sie bog sich über den Bordrand und griff nach meiner Hand.

„Komm. Unten funkelt alles. Was ist das?"

„Weiß ich nicht."

„Ich hab' dich ja so lieb." Zwischen Worten und Küssen langes Schweigen.

Wir mußten wenden. Es war, ohne daß ich es ahnte, halb zehn geworden.

„Wir verspäten uns um zehn Minuten," sagte ich.

„Laß doch."

Sie setzte sich auf meinen Schoß. Hinter uns funkelte die lange silberne Kiellinie. Sie fröstelte. Nun lag sie, ganz in das Cape eingewickelt, in meinem Arm.

„Mach' auch die Augen zu," sagte ich. „Wenn man die Augen zumacht, ist es am schönsten."

„Ja."

„Ich habe dich nur noch morgen vormittag." „Ja." „Freust du dich?" Sie umschlang mich heftiger. Und nun ganz leise Worte. „Nein, es geht nicht." „Doch, es geht. Ich warte auf dich. Ich stelle die Waschkanne vor die Tür." „Nein, ich habe so Angst." „Doch, du kommst." „Du mußt mich lieb haben." „Ich habe dich lieb." „Auf morgen, Geliebte." Küsse, viele Küsse.

„Laß mich nicht allein, komm.“ — „Ich will sehn, ich habe zuviel Angst.“ — „Süße Lilli, süße Lilli.“

Da lag die Insel erschreckend nah. In fünf Minuten waren wir da.

Sie setzte ihren Hut auf. Es ging rasch. Sie setzte sich wieder auf ihren alten Platz und hob die nassen Decken hoch.

„Nun haben wir deinen Freund betrogen,“ sagte sie und lachte.

„Nicht betrogen. Er wollte es so.“

„Nicht wahr, du sagst ihm nichts? Ich möchte ihn nicht kränken. Ich bin so schlecht.“

„Ich sage ihm nichts.“

„Er ist ein solch guter Mensch. Er liebt mich so.“

„Ich weiß.“

„Hat er dir das gesagt?“

„Ich glaube, er will dich heiraten, Lilli.“

Sie sah mich einen Augenblick an. „Er ist wirklich so gut. Wir wollen nett zu ihm sein. Du mußt auch nett zu ihm sein.“

„Das werde ich jetzt sehr nötig haben.“

„Adieu.“

„Adieu.“ Wir preßten uns die Hand. Das Boot stieß ans Land. Der Schiffer sah uns mit seinem hölzernen Gesicht an.

Da kam Eberhard, ganz entsetzt. Es sei fünf Minuten vor halb elf.

Lilli lachte: „Es schadet ja nichts.“ Sie erzählte: Es sei alles herrlich gewesen. Richtiges Meerleuchten. Sie erzählte lang und umständlich.

„Die Plaids sind ja ganz naß,“ sagte Eberhard.

„Nun, das bleibt ja nicht aus.“ Sie war ganz gleichmütig.

Nein, nach Hause wollte sie jetzt nicht gehn. Sie wollte ihren alten Bären noch um Urlaub bitten. „Wir gehn noch ins Kurhaus, und der Herr Doktor spielt. Er hat es mir versprochen.“

Also, wir brachten sie bis an das Hotel. Wir blieben draußen. In der Glasveranda saß Herr Wollheim und rechnete. Wir sahen, wie Lilli mit ihm sprach.

Eberhard und ich standen einander abgewandt. Ich zitterte, daß er mich fragen würde. Doch er fragte nicht. Er hatte den Kopf im Nacken und sah empor.

Lilli stürmte heraus, jauchzend. „Bis ein Uhr habe ich Urlaub. Ach, es ist ja herrlich. Wollen wir Sekt trinken? — Sekt und Musik."

Unterwegs nach dem Kurhaus kam ein unbewachter Moment. „Ich bin so glücklich," sagte sie.

Im Kursaal saß eine Menge Menschen.

„Jetzt spielen Sie."

Ich ging an den Blüthnerflügel und spielte Tristan. Ich wandte gelegentlich den Kopf und sah nach Lilli. Dann spielte ich den großen Tanz der Salome aus der Straußschen Oper. Mir wurde heiß und kalt, kalt und heiß, während ich spielte.

Als ich aufhörte, klatschten die Leute.

Ich küßte Lilli die Hand. Eberhard stand auf und sah mich wunderlich an. „Spielen können Sie."

Dann tranken wir Sekt. Um dreiviertel auf eins kam Herr Wollheim und war sehr aufgeräumt. Es wurde noch eine zweite Flasche Sekt bestellt, und Lilli wollte, daß ich noch aus Carmen spielte. Das tat ich.

Um zwei Uhr kamen wir nach Haus.

Ich wartete bis sechs Uhr. Aber Lilli kam nicht. Ich schlief bis neun Uhr.

Als ich meine Stiefel ins Zimmer nahm, lag in dem einen ein Zettel. „Auf heute. Deine Lilli."

⁂ ⁂ ⁂

Der Tag war bewölkt, und es war kühl. Als wir zusammen Kaffee tranken, fehlte Herr Wollheim. Er war schon seit sieben Uhr mit dem Prokuristen an der Arbeit. Allerhand Hochachtung!

Eberhard war ruhig und selbstbewußt. Er habe leider den ganzen Vormittag zu tun. Wir träfen uns, hoffe er, wie gewöhnlich um zwei Uhr. Er wolle uns von der Landungsbrücke abholen. Sprach's und schwieg. Lilli und ich hatten uns auch nicht viel zu erzählen. Sie sah blaß aus.

„Buenos Aires,“ sagte Eberhard und wollte uns allein lassen.

Lilli sah stumm auf.

„Könnten wir uns nicht einen Augenblick sprechen, Eberhard?“ fragte ich auf englisch.

„Es bleibt bei unserem Programm.“ Er rannte fort und sagte flüchtig Adieu.

„Was hat er nur?“ Lilli sah mich ängstlich an.

Ich war unwirsch. „Gemerkt hat er nichts, Lilli.“

Wir segelten nach der Düne hinüber. Mein Gott, wie sah alles nüchtern aus! Das Meer farblos, und Lilli blaß und still.

Wir saßen dicht aneinander.

„Magst du mich nicht mehr?“

„Viel zu sehr.“

„Bist du böse? Ich konnte nicht. Ich hatte zu große Angst.“

Schweigen.

Doch dann kam irgend etwas Lächerliches — ein Passagier sächselte überwältigend — und wir lachten wieder.

Sie preßte meine Hand. „Du darfst nicht fortgehn. Du mußt noch hierbleiben. Ich verspreche dir alles.“

„Ich bin zu sehr verliebt in dich. Ich tue alles, was du willst.“

„Wollen wir baden?“

„Wenn du magst.“

„Baden wir im Familienbad?“ Sie lachte. „Ich möchte gern mal im Familienbad baden.“

„Mir ist's recht.“

Als wir im Wasser waren, zitterte sie. Sie hatte wieder den unsicheren, zaghaften Blick.

„Schnell untertauchen und schwimmen.“

Sie tauchte unter, aber schwimmen konnte sie nicht. Sie war so süß und hilflos, so süß und jung und hilflos.

„Du magst mich nicht mehr.“

Die Sonne kam. Wir lagen in der Sonne im Sande. Die Leute gingen vorüber und guckten sie an. Sie wurde übermütig und lachte leise hinter den Leuten her.

„Erzähle mir doch von dir, Lilli.“

Sie legte den Kopf in die Hände.

„Wenn du von dir ehrlich erzählen wolltest, käme da viel Gutes heraus?"

„Nein."

„Also, laß uns schweigen." Sie spritzte Sand auf mich. „Du sollst mich lieb haben."

„Hast du das schon von vielen verlangt?"

„Du bist unausstehlich."

Wir sahen beide gerade aus. Ich faßte ihre Hand. Ich dachte an Eberhard.

Wir frühstückten. Rechts am Tische saßen Hamburger, die mich kannten. Der Landrat kam mit seiner ganzen Familie vorbei, und ich wurde streng begrüßt. Dann kam das große Klatschmaul. Ach, was scherte mich das alles.

Wir aßen schnell und legten uns in den Sand, ganz an der Spitze der Düne. Ein Regenschirm beschützte uns.

„Nichts fragen. Nichts denken." Das war alles, was sie verlangte. „Süße Lilli, süße Lilli."

„Du hast wenigstens ein Talent," sagte sie grüblerisch. „Ich beneide dich. Glaubst du, daß ich auch ein wenig Talent habe?"

„Wozu?"

Sie warf kleine Steine in das Meer. „Ich schwöre dir, wenn ich nicht gelegentlich an mein Talent glaubte, so wäre ich längst ins Wasser gegangen."

Wir gingen umschlungen nach den Booten. Die Uhr war zwei. Wir mußten zurück. Wir saßen im Boot und sahen uns an. Es waren zuviel Menschen, als daß wir sprechen konnten.

„Um sechs Uhr."

„Ja, um sechs Uhr."

„Kommt etwas dazwischen, so schicke ich dir einen Zettel durch das Kammermädchen. Du mußt sie bestechen."

„Ja."

Das Boot war an den Landungsbrücken. „Achtung, der Vater."

Herr Wollheim stand oben. Er nahm Lilli in Empfang und grüßte mich nicht. Solche Freundlichkeiten war ich gewohnt.

Er drehte sich um. „Ah, guten Tag. Ich muß Ihnen leider Lebewohl sagen. Wir reisen heute nachmittag ab. Sag' dem Herrn Adieu, Lilli."

Die schöne Lilli starrte ihn an. Herr Wollheim zuckte mit den Schultern und fuchtelte mit den Händen. „Ja, wir reisen ab. Du hast mich verstanden. Hoffentlich darf ich doch auch noch ein Wort hier sagen."

Die schöne Lilli war klug. Sie vermied jede weitere Aussprache.

„Also adieu, Herr Doktor. Es hat mich sehr gefreut."

„Ich bedaure lebhaft, gnädigstes Fräulein." Ich verbeugte mich. Herr Wollheim trabte mit Lilli ab.

Das Zimmermädchen bekam einen Taler. Es begriff rasch. Ich blieb auf meinem Zimmer. Eine halbe Stunde später kam ein Zettel. „Warte auf mich."

Ich horchte am Nebenzimmer. Es war totenstill. Ich schellte nach dem Zimmermädchen: „Ist der Herr auf Nummer fünf da?"

„Nein, der Herr ist nicht da."

„Sehn Sie nach."

Sie sah nach. Der Herr war nicht da. „Es ist gut."

Dann kam sie, zitternd, in fliegender Angst, auf zehn Minuten . . .

⌘ ⌘ ⌘

Was soll ich erzählen? Um fünf Uhr waren Herr Wollheim und Fräulein Tochter an Bord. Ich war im Hotel geblieben. Ich stand am Fenster und konnte den Dampfer nicht sehn. Der Dampfer tutete, einmal, zweimal, dreimal. Als ich nach einer halben Stunde ins Freie trat, lag das Meer spiegelglatt. Nicht mal eine Rauchwolke des Dampfers war zu sehn.

Zum Abschied hatte sie einen Zettel auf meinen Tisch gelegt. Ich sollte den Zettel erst lesen, wenn sie fort war. Ich respektierte das kleine Vermächtnis. Es war nur ein ganz kleiner Zettel.

Da stand: „Ich liebe dich. Lilli —" Und dahinter stand nicht etwa Wollheim, sondern ein anderer Name. Es ist wirklich gleichgültig, welcher Name. Und dann weiter stand: „Mitglied des Goethetheaters, Berlin."

⌘ ⌘ ⌘

Den guten Eberhard traf ich nach langem Suchen um sechs Uhr im Pilsner. Der Sklavenhändler hatte ihn eingefangen. „Servus, servus,“ jauchzte der Sklavenhändler. Ich trat resolut vor. „Verzeihen Sie, Direktor. Ich muß meinen Freund unbedingt sprechen. Nur auf zehn Minuten.“

„Es gibt nichts zu besprechen,“ sagte Eberhard. Er trank Grog und sah wütend aus.

„Sie kommen sofort mit mir heraus, Eberhard.“ Er sah mich wütend an und kam. Er stellte mich gleich: „Ich bin nicht begierig zu wissen, ob Sie den Vogel abgeschossen haben. Schweigen wir darüber. Ich kann Ihnen nur sagen: Sie haben keine Schuld. Und jetzt lassen Sie mich zu den Karten zurück.“

„Wollheims sind weg. Ich nehme an, der Alte hat Ihnen einen Korb gegeben?“

„Wenn Sie es wissen wollen: ja. Erlassen Sie mir das Weitere.“

„Haben Sie eine Erklärung?“

„Nein.“

„Kommen Sie. Wir wollen die Sache aufklären. Und dann: Schwamm darüber.“

„Das sagen Sie so leicht.“

„Ich war auch in das Mädel verliebt. Übrigens: Sie heißt gar nicht Wollheim. Sie heißt anders.“ Ich riß von dem Zettel die Worte „Ich liebe dich“ ab und zeigte ihm den Zettel. „Hier, das ist die Adresse.“

Er nahm, las und gab mir den Zettel wieder. „Was meinen Sie?“

Wir gingen auf das Telegraphenamt. Ich überlegte Tag und Stunde. In Berlin hatte ich einen guten Freund, den schönen Lamprecht. Der schöne Lamprecht redigierte an einem Käseblatt und wußte alles, was in Berlin geschah. Er schrieb über Kunst und Reichstag, über äußere und innere Politik, über Lokales und Wissenschaft, er schrieb über alles, was man von ihm haben wollte. Bloß über Theater schrieb er nicht; dazu war er zu sehr Partei. Es handelte sich um einen Versuch. Bis fünf Uhr saß der schöne Lamprecht regelmäßig bei Steinert und Hansen in

der Bülowstraße. Dann legte er sich bis halb acht ins Bett. Jetzt war es dreiviertel fünf. Es war ein Versuch.

Wir mußten zwanzig Minuten warten, bis wir den Telephonanschluß hatten. Der gute Eberhard saß zusammengesunken in einer Ecke. „Für mich hat alles kein Interesse mehr.“

Da wurde die Verbindung gemeldet. Der gute Eberhard mußte das zweite Hörrohr nehmen.

Rrr. Rrr. Tak tak. „Ist jemand da?“ — „Hier Steinert und Hansen, Bülowstraße.“ — „Ich möchte Herrn Lamprecht sprechen.“ — „Jawohl, einen Augenblick.“ Rrr, rrr, tak, tak. „Hier Lamprecht. Wer dort?“ Ich nannte meinen Namen. „Kenne ich überhaupt nicht.“ „Hier“ ... ich nannte nochmals meinen Namen. „Verstanden; können Sie mir zwanzig Mark pumpen?“ — „Sie, Lamprecht, kennen Sie das Goethetheater?“ — „Natürlich, halb bankerott.“ — „Lamprecht, kennen Sie ein Fräulein Lilli ...“ Ich nannte den Namen. „Natürlich. Soll ich die Lilli nicht kennen.“ — „Ist sie dort engagiert? Was spielt sie?“ — „Ein süßer Fratz. Sie spielt Dienstmädchen, Chor, kleine Chargen und Hosenrollen. In Trikots ist sie wirklich niedlich. Leider noch nicht genügend entdeckt.“ — „Lamprecht, wissen Sie, wo sie augenblicklich sich aufhält?“ — „Natürlich weiß ich das: Sie ist mit ihrem Verhältnis, einem alten dreckigen Kerl, auf Helgoland. Sonst noch was gefällig?“ — „Danke.“

Ich sah den guten Eberhard an. Das Telephonzimmer war klein und schmucklos. Er hängte vorsichtig den Hörer an den Haken.

Er ging in das Pilsner zurück und nahm die Karten auf. Nach einer Stunde spielte ich mit. Draußen ging meine Naive mit einem andern vorbei. Andern Morgens reisten wir nach Hamburg und von dort auf einem Sitz nach München.

⁂ ⁂ ⁂

Herr Wollheim hatte tatsächlich siebzehn Schornsteine. Ich habe mich später davon in Berlin überzeugt. Er hat jetzt seine Wirtschafterin geheiratet und ist begeisterter

Automobilist. „Man muß nur Mittel haben, um sich jung zu halten. Es gibt so viele Mittel."

Die schöne Philine ist im Theateralmanach nicht zu finden. Sie hat sicher geheiratet.

Der gute Eberhard bekam bald danach Wind in die Segel. Er arbeitet jetzt im Ausland bei einer großen Botschaft. Wir sind immer noch Freunde. Ich selbst wurde kurz danach nach Thüringen verschlagen.

Ich liebe die Wunderlichkeit der Welt: Lilli ist eine berühmte Schauspielerin geworden. So berühmt, daß heute jeder leidlich gebildete Mensch zwischen Hamburg und Triest ihren Namen und ihr Gesicht kennt.

Ich überzeugte mich: Sie hat noch denselben Blick, noch dasselbe Lachen, das mir so geziert vorkam. Doch um dieses Lachens wegen bewundern sie jetzt Tausende.

Zigarettensonett.

Im blauen Rauche meiner Zigarette
Erblick' ich längst vergessene Gestalten
Aus meiner Zeit; die Jungen wie die Alten
Sie bilden eine farbenfrohe Kette.

Dazwischen ich, die Junge, die Kokette.
War's wirklich ich, die so hell lachen konnte,
Die sich im Glück und in der Liebe sonnte,
Das heitre, junge Ding, das frische, nette?

Es kommt mir vor, als wär's ein Traum gewesen,
Daß einstmals ich gejauchzt in tausend Wonnen,
Als hätt' ich irgendwo das nur gelesen.

Nun ist die Zigarette mir verglommen,
Die Jugend war, das Alter wird nun kommen —
Das Glück ist mir wie blauer Rauch zerronnen.

Ruth Gräfin Fau.

Vom Küssen.

Von Alexander v. Gleichen-Rußwurm

Wollte man mit gelehrter Gründlichkeit die Geschichte des Küssens schreiben, so wäre es recht gut möglich, den Gegenstand zu klassifizieren und zu rubrizieren. Es gab und gibt Küsse aus religiöser Überzeugung, aus politischen Gründen, aus gesellschaftlichem Anstand, aus Gewohnheit, aus Mitgefühl. Und dann würde man vielleicht unter dem Titel „Miszellaneen“ alle anderen zusammenfassen. Alle jene anderen, die unser Leben begleiten von der Wiege zum Totenbett, von dem Augenblick, wo das Wunder warmen neuen Lebens mit bebenden Lippen begrüßt wird, bis das ungern geglaubte Todeswunder die verzweifelt prüfende Lippe zurückwirft mit seinem Eisesschauer. Dornröschens Erwachen und der Walkürenkuß bezeichnen die beiden äußersten Pole in der dichterischen Anschauung dieser mystischen Grußform, die zu Anfang und Ende des Daseins uns in der Gemeinschaft der Menschen empfängt und wieder entläßt.

Märchen und Mythos führen mit unnachahmlicher Hoheit vom Schlummer zum Leben, vom Leben zu Schlummer und Traum. Der Kuß als Erlösungsmotiv tritt immer wieder auf in verschiedenen bedeutsamen Märchen, und es gibt wenig Dichtungen, in denen diesem Ziel nicht zugesteuert wird als einer endgültigen Befreiung entgegen. In seinem Zeichen versöhnen wir uns mit der Welt, mit dem Tod, mit den Menschen. Darum haftet dem Kuß eine Ehrwürdigkeit, die unantastbar ist, wie oft ihn auch menschliche Lippen entweihen mögen, wie leichtsinnig man mit seiner Kostbarkeit umgehen oder sie zu teuflischer Bosheit benutzen mag, im Judaskuß.

Die Küsse, diese Blüten im großen Liebesgarten, fordern

zum Vergleich heraus mit den individuell verschiedensten Blumen. Es fehlt keine Art noch Abart in diesem reichen Land. Der bunten, einfach gebauten Bauernblume ähnelt der derbe, gutmütige Schmatz, der schwärmerisch verschämte Kuß mahnt an zarte Schmetterlingsblütler, an sonnenscheue Winden und Vergißmeinnicht. Die Rosen erinnern an alle süßvollendeten Geheimnisse, und die schönen Giftblumen scheinen der lieben Unschuld zu spotten. Denn viel berührte Lippen sind oft noch begehrter als die frühlingsfrohen unberührten.

Im Lebensbuch berühmter Schönen bilden erste Küsse die jeweiligen Initialen neuer Kapitel. Eine solche Schöne traf mit drei interessanten Männern zusammen, die als Sieger über Frauen hoch gefeiert waren. Sie betrachtete alle drei lächelnd, gleichsam eine Erinnerung schlürfend. Dann flüsterte sie einer Freundin zu: „Ich gedenke meiner Erfahrungen. — — Jener mit den blitzenden Augen und den lustig lachenden, kleinen Kinderzähnen — der küßt wie ein Kind. Der andere — sieh, wie schön er ist — wie eine Statue Griechenlands. Doch beim Kuß erhält der Marmor Leben, als stände der Unsterblichen einer auf. Doch jener dritte mit den seltsamen Augen, mit dem blutroten Mund im ruhigen bleichen Gesicht — der küßt wie ein lüsterner Teufel."

„Und welcher war Dir der liebste?" fragte die Freundin.

Die Schöne antwortete nicht. Sie sah, von altem Zauber neu umfangen, zu jenem hin mit dem blutroten Mund im ruhig bleichen Gesicht.

Bei tiefer angelegten Frauen bedeutet der Kuß den ganzen Lebensinhalt; wenn seine Flammen verglimmen, bricht die Eiszeit für sie herein. Wie es eine Marter gab, die darin bestand, das Opfer im Winter ausgekleidet mit Wasser zu begießen, bis das Wasser allmählich fror und eine Eisstatue bildete, so wirkt die langsame psychische Erstarrung, die eine erkaltende Liebe dem sehnsuchtswarmen Gemüt bringt. Von dem zerstreuten höflich mitleidigen Kuß bis zum ganz kalten, vielleicht vollständig unlustigen geht diese eigentümliche Marter.

Die psychische Eisfolter ist mit fortschreitender Kultur häufiger geworden. Dagegen waren die äußeren materiellen

Gefahren, die ein Kuß mit sich bringen kann, in primitiven Zeiten erheblicher. Welch weiter Weg zwischen der ursprünglichen altrömischen Auffassung, nach der ein junger Bürger den Tod erlitt, weil er einer Matrone einen Kuß geraubt hatte, und dem behaglichen Wort der Biedermeierzeit: „Ein Küßchen in Ehren kann niemand verwehren!"

Den Kuß beim Tanz, den Goethe noch erwähnt, und jenen beim Pfänderspiel, der noch in unseren Zeiten gebräuchlich war, hätte der Altrömer als Frevel empfunden. Die Berührung der Lippen von Mann und Weib setzte ein feierliches Verlöbnis voraus. Starb der Bräutigam vor der Vermählung, so stand der überlebenden Braut eine hohe materielle Entschädigung zu, weil sie durch den Verlobungskuß der Schamhaftigkeit ein Opfer gebracht hatte.

Küsse zwischen Eheleuten galten in Gegenwart anderer, oder auch nur von einem dritten belauscht, für höchst unstatthaft. Solcher prosaischen Auffassung gegenüber erreichten die gräzisierenden römischen Dichter großen Fortschritt. Nach Art dekadenter griechischer Dichter wurde nun auch der Kuß gefeiert, besonders reizend, sogar mit anmutiger Natürlichkeitt von Catull:

> Wieviel Küsse von Dir — soll ich Dir sagen —
> Lesbia, geliebte, mich sättigen können?
> Soviel libyschen Sandes die Wüste trägt...
> In der Stille der Nacht so viele Sterne
> Auf der Menschen verstohl'ne Liebe blicken.
> Soviel Küsse, Du Holde, mußt Du geben
> Dem trunkenen Freunde, damit er satt sei,
> Küsse, die kein lauerndes Auge zähle
> Und keine giftige Zunge beschreien kann.

Ovid meint, mit dem ersten Kuß sei für den Liebenden das Spiel gewonnen, und ein blöder Narr bleibe, wer dann noch zagt. Der Dichter singt:

> Und süßer Küsse Gewalt, wer möchte sie missen!

Da in der antiken Mythologie jedes einzelne Geschehen und einzelne Ding einer besonderen Gottheit geweiht war, so nahm auch das Küssen von Wange, Hals oder Arm

Beziehung auf die Gottheit, der Wange, Hals oder Arm anvertraut wurde. Der Mund galt der Keuschheitsgöttin für heilig. Für fromme Gemüter drückte also der Kuß eine Art von Weihe aus.

Hand und Fuß wurden den Bildern der höchsten Götter, später den Kaisern in Person geküßt. Die traditionelle Berührung der Lippen, mit der die Andächtigen Sankt Peters Bronzefuß in Rom begrüßen, der dadurch schon ein gutes Stück seiner Größe verloren hat, und der Kuß des päpstlichen Schuhes stammen noch von dieser alten Sitte. Byzanz nahm diese Traditionen des Kusses auf als notwendige Gebärde frommer Ehrfurcht, als Zeichen der Versöhnung mit der Gottheit, und die russisch- (oder griechisch-) orthodoxe Kirche machte sie sich später zu eigen. Bei verschiedenen Zeremonien küßt der russische und griechische Geistliche die Bilder seiner Stola und reicht den Andächtigen das Kreuz zum Küssen. Der heilige Osterkuß, mit dem sich in der Auferstehungsnacht jung und alt, vornehm und gering dreimal zu umarmen pflegt, wird unter folgender Rede und Gegenrede gefeiert. Der Küssende sagt: „Christ ist erstanden", und der Geküßte erwidert: „In Wahrheit, er ist auferstanden, Bruder." So unangenehm diese Sitte in der Praxis manchmal sein mag, sie hat einen uralt-ehrwürdigen Zug, der wahrscheinlich noch von nordisch-heidnischen Erinnerungen herrührt und sich mit der christlichen Bedeutung des Festes gemischt hat.

Unverkennbar heidnischen Ursprungs ist die hübsche altenglische Sitte, daß zu Weihnachten unter dem Mistelzweig Küsse erlaubt sind. Wer sich im Schutz der blassen immergrünen Pflanze begegnet, darf oder muß die Lippen im Kusse vereinen. Ein Hinweis auf die zur Sonnenwende verjüngte, wieder zu frischer Bräutlichkeit sich wendende Erde liegt in solchem Gebaren.

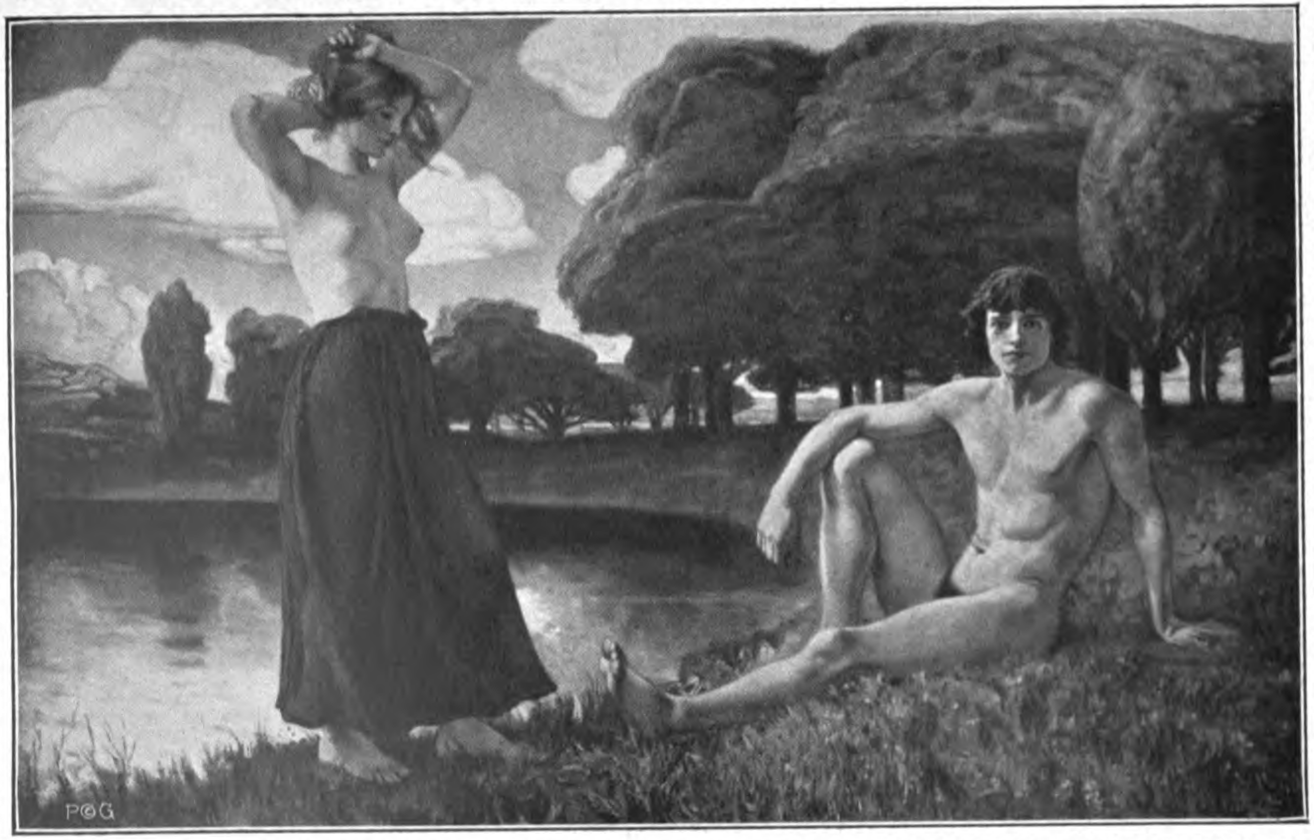
Alter Brauch heiligen Gastrechts war der Kuß in vielen Ländern, und die Heldenlieder erzählen gern von diesem Willkomm. Die Gattin des Häuptlings, des Führers, des Burgherrn hatte ihn zu leisten, er leuchtet mild über das Morgengrauen mittelalterlicher Kultur. Im Nibelungenlied ist die zarte Poesie festgehalten, die minnigliche Sitte

umweht. Abseits hielt sich Siegfried und sah wie im Traume zur Königstochter Kriemhild auf, als diese unter den Frauen zur Kirche schritt. Während er noch schaute, gingen die Freunde zu König Gunther, um für Kriemhild die Erlaubnis zu erwirken, daß sie den sieghaften fremden Königssohn begrüßen dürfe. Der lange, lange Zug, in dem die Frauen der vielreichen Königin Ute folgten, blieb stehen, und erglühend sah die schöne Maid den Ritter nahen. Ganz leise sagte sie: „Seid willkommen, Herr Siegfried!" Er neigte sich tief, dann gingen beide nebeneinander, der Held und die Jungfrau, weil sich auf einen Wink des Königs der Zug wieder in Bewegung setzte. Vor der Kirche aber durfte Kriemhild die Stirn des Gastes mit den Lippen berühren, wie es Brauch war als Zeichen höchster Ehre.

Ihr ward erlaubt zu küssen den weidlich schönen Mann,
Ihm ward noch nie so Liebes auf dieser Welt getan.

In Rußland, wo die Frauen bis weit in das achtzehnte Jahrhundert hinein dem Terem, wie die Kemenate bei den slawischen Völkern hieß, treu bleiben mußten, behielt diese Zeremonie etwas besonders Eindrucksvolles. Leo Tolstoi erzählt nach alten Chroniken in dem farbenprächtigen Roman „Der Silberritter", wie die junge Hausfrau an der prunkvollen Bojarentafel den ritterlichen Gästen der Reihe nach den Willkommtrunk mit einem Kuß reicht und wie sie unter der Last ihres schweren, aus Pelz und Goldbrokat gebildeten Gewandes hinzusinken meint, als sie auch den küssen muß, den sie liebt. Doch sie faßt sich, denn sie weiß, daß ein Zittern oder Erbleichen ihn dem Tod ausliefern würde.

Zu einer großen, feinausgebildeten Kunst erhob sich das Küssen zur Zeit der Troubadoure und Minnesänger, in der sich an den Äußerungen der Liebe des Mannes oder vielmehr des Ritters eigentlicher Bildungsgrad erkennen ließ. Damals erlebte der Kuß die Zeit seiner Frühlingsblüte, denn zur vollendeten Gabe ließ es die Dame selten und dann nur sehr langsam kommen. Wie manches Tagelied vermeldet, galt es für schicklich und ritterlich, selbst in den Armen der begehrten Frau nichts zu fordern und auf



Idyll. Gemälde von Ludwig v. Hofmann. Mit Genehm. der Photograph. Gesellschaft in Berlin.

abenteuerlicher gefährlicher Fahrt von der Erinnerung an ein zartes Berühren der Lippen zu zehren. Walter von der Vogelweide singt:

> Möcht' ich's noch erleben, daß ich Rosen
> Läse mit dem holden Mägdelein;
> Wollt' ich doch mich so mit ihr erkosen,
> Daß wir ewig Freunde müßten sein.
> Würde mir ein Kuß zur guten Stunde
> Von dem roten Munde,
> So genäs' ich aller Not und Pein.

Darin, daß die höchste Ehre, deren ein Gast teilhaftig werden konnte, und die süßeste Sehnsucht, nach der minnefrohe junge Ritter strebten, im Kuß der Dame sich vereinigten, zeigt sich der Kern einer poetischen Gesellschaftsordnung, in der die Sinnlichkeit reiferer Zeiten noch durch einen Überschwang der Empfindung gebändigt war. Daß der Kuß unter Männern damals ebenfalls zu erhöhter Bedeutung gelangte, spricht sich in der Form aus, unter der Verträge beschworen wurden. Das Versprechen, zu gemeinsamer Fehde auszuziehen, die Übereinkunft zweier Familien, ihre Kinder miteinander zu verheiraten, ja selbst der beschlossene Kauf von Burg und Land: dies alles besiegelte feierlich ein dreifacher Kuß auf beide Wangen und den Mund. Symbolisch sollte es das Unwiderrufliche sowie das Freiwillige und von Herzen Kommende der Angelegenheit ausdrücken. Von ähnlicher Anschauung aus knüpfte sich, um eine mittelalterliche Verlobung rechtsgültig zu machen, an das Geschenk eines Ringes der Kuß vor Zeugen, mit dem öffentlich der Antritt des Brautstandes verkündet war. Nach altem Wort war nun das Mädchen in die „Mundschaft" des Mannes aufgenommen.

Als der Frühlingsreigen der Minne seine keusche und strenge Poesie verlor, als seine Schritte schneller und seine Bewegungen leidenschaftlicher wurden, schwand auch die einstige hohe Bedeutung des Kusses. Ein anderer Ton, als ihn Trouvères, Troubadours und Ritter nach Walters Art anschlugen, ging durch die Dichtung. Frische, doch immer noch süße Sinnlichkeit atmen die Kußlieder eines Ronsard:

Baiser fils de deux lèvres closes,
Filles de deux boutons de roses
Qui serrent et ouvrent le ris
Qui dérident les plus marris.

Baiser ambroisin que j'adore
Comme ma vie et dont encore
Je sens en ma bouche souvent
Plus d'un jour après le doux vent.

Et vous, mes petites montaignes,
Je parle à vous, lèvres compaignes,
Dont le coral naïf et franc
Cache deux rangs d'ivoire blanc.

Je vous supplie, n'ayez envie
D'estre homicide de ma vie,
Sans vous baiser vivre ne puis
Et vous baisant vivant je suis.

Montaigne aber klagt, daß zu seiner Zeit die Damen den Ehrengästen alt oder jung die Lippen reichen müßten, und daß dadurch der Kuß immer mehr im Preise sänke. In dem Essay über einige Verse des Virgil meint der kluge Beobachter: „Voyez combien la forme des salutations qui est particulière à nostre nation, abastardit par sa facilité, la grâce des baisers, lesquels Socrates dit estre si puissant et dangereux à voler nos cœurs. C'est une déplaisante coustume et injurieuse aux dames, d'avoir à prester leurs lèvres à quiconque à trois valets à la suite pour malplaisant qu'il soit. Et nous mêmes n'y gagnons gusère: car comme le monde se voit party pour trois belles, il nous en faut baiser cinquante laides et à un estomach tendre, comme sont ceux de mon age, un mauvais baiser en surpasse un bon." Die Sitte, die den ganzen Kulturkreis des Mittelalters beherrscht hatte und nur in Frankreich als eine veraltete und stark übertriebene Gewohnheit übrig geblieben war, gab anderen Nationen bald berechtigten Anlaß, darüber zu spotten. So galt in Italien das Sprichwort: In Gallia oscula non tam caro venduntur.

Daß jedoch solcher Spott, der das allzuviele Küssen verheirateter und älterer Frauen traf, dem Kuß aus echter Liebe sein Recht ließ, zeigt eine der erfrischendsten Szenen in Shakespeares König Heinrich V. Bald nachdem die Engländer in der Schlacht von Azincourt die Franzosen geschlagen hatten, traten die Heerführer zusammen, um über den Frieden zu unterhandeln. Unterdessen spricht der jugendliche König Heinrich mit der französischen Prinzessin Katharina, deren Hand zum Siegespreis gehören soll. Da die Sprachstudien Katharinas nicht allzuweit gediehen sind und Heinrich kaum einige Worte des Französischen beherrscht, entsteht trotz der Dolmetschversuche eines Hoffräuleins ein solcher Wirrwarr, daß nur der Kuß, die echte Sprache des Herzens, die Mißverständnisse lösen kann. Katharina will fliehen, weil es in Frankreich nicht Sitte sei, die Mädchen vor der Hochzeit zu küssen, aber Heinrich besiegt ihren Widerstand mit den Worten: „Strenge Gewohnheiten beugen sich vor großen Königen ... Die Freiheit, die unseren Rang begleitet, stopft allen Splitterrichtern den Mund, wie ich es jetzt mit dem Deinen tue." Ehe die Eltern der Braut und das Gefolge kommen, tröstet er sie noch: „Du hast eine Zauberkraft in den Lippen, Käthchen, die beredter ist, als die Zungen des ganzen französischen Rats." Den Wert, der nach dem großen Frauenkenner Shakespeare den Küssen innewohnte, hat er in seiner Dichtung nie verleugnet. Am schönsten vielleicht drückt es Hermione im Wintermärchen aus:

Our praises are our wages: you may ride us
With one soft kiss a thousand furlongs, ere
With spur we heat an acre.

Unser Lob ist unser Lohn; eh treibt ihr uns
Mit einem sanften Kusse tausend Meilen
Als mit dem Sporn zehn Schritt.

Der Kuß war lange Zeit auch bei höfischen Tänzen gebräuchlich und eine wichtige Begleiterscheinung des Reigens im wohlausgebildeten gesellschaftlichen Leben. In der preziösen Zeit, die dem Sinnentaumel der Renaissance Zier-

lichkeit und streng abgemessene Zeremonien entgegensetzte, blieb nur der Handkuß des Kavaliers übrig, als sinnreich zarte Huldigung der Dame gegenüber. Friedrich von Logau, der Freund natürlicher Ausdrucksweise in Wort und Leben, zeigt sich in seinen Sinngedichten als Feind solches Gebarens und bekämpft es, wie alles, was „à la mode“ aus Frankreich gekommen sei:

> Jungfern, euch die Hände küssen,
> Pflegt euch heimlich zu verdrießen,
> Weil man läppisch zugewandt,
> Was dem Mund gebührt, der Hand.

Die galante Mode, die dem derben Edelmann so wenig gefiel, breitete sich von Frankreich über das ganze zivilisierte Europa aus. Sie wurde derart zur feinen Sitte und Lebensform der höheren Stände, daß die französischen Revolutionsmänner den Handkuß mit besonderem Erlaß verfolgten und als unmännlichen Sklavendienst für strafbar erklärten. Er überdauerte aber die Revolution und weicht auch jetzt nur langsam dem kameradschaftlichen Händedruck, mit dem Sportsman und Sportswoman sich begrüßen. In slawischen Ländern war es von jeher üblich, in übertriebener, unterwürfiger Art nicht nur Frauen, sondern auch hochgestellten Männern die Hand zu küssen. Die Redensart „Küss' die Hand“ ist in der habsburgischen Monarchie bis zum Überdruß gebräuchlich, und im gesellschaftlichen Leben ist sie bei den Süddeutschen als liebenswürdige Konversationsphrase der Herren erhalten geblieben.

Es wäre aber schade, wenn die elegante Sitte des Handkusses, das letzte Andenken ritterlichen Minnedienstes, in unserer Geselligkeit noch mehr schwinden würde und schließlich den Feinden höfischer Zierlichkeit zum Opfer fiele. Der Kuß, den Männerlippen als Dank für Gastfreundschaft auf wohlgepflegte Frauenhände drücken, erzeugt im Salon eine höchst anmutige Silhouette. Seine Eleganz und Vieldeutigkeit hat entschieden großen Reiz, wenn Takt und Grazie beiden Partnern des artigen Intermezzos zu eigen ist; wo gar echtes Gefühl sich im dämmernden Werden

ans Licht sehnt, kann diese erste erlaubte Huldigung zu den schönsten Augenblicken des Liebesfrühlings gehören.

Von den Tanzküssen des Mittelalters retteten sich in später weniger unbefangenen Zeiten außer den Handküssen der vornehmen Welt nur die „Busserl" mancher Bauerntänze. „Schnadahüpfln" in Menge preisen das Recht der Burschen gegenüber den sich sträubenden Mädchen.

Und a Busserl und a Druckerl
Das ist ja ka Sünd,
Das hat mir mei Mutter g'lernt
Als a kloans Kind.

Früher galt es für fromm und unerläßlich, Verwandte sowie Freunde und auch Kinder zum Küssen der Toten zu zwingen. Verschiedene Dichter feierten den Liebesmut, den vollkommenen Sieg über das Grauen, der dem Sterbenden den letzten Kuß seiner Liebsten beschert. Thomas Moore hat diesem Mut eine Stelle in seiner Dichtung „Paradies und Peri" gewidmet. Die Peri kann ins Paradies gelangen, wenn sie das Kostbarste, was die Erde bietet, findet und bringt. Da erscheint sie an der verschlossenen Pforte und bietet den Kuß als Gabe an, den die Liebende dem pestkranken Geliebten als Stärkung für die große Reise mitgegeben.

When the stem dies, the leaf that grew
Out of its heart, must perish too
Then turn to me my own love, turn
Before like thee I fade and burn
Cling to these yet cool lips and share
The last pure life that lingers there.

— — —

One kiss the maiden gives, one last
Long kiss which she expires in giving.

Der Abschiedskuß, sei es vor dem Tod, sei es vor jenem Scheiden und Meiden des Lebens, das oft eine noch schlimmere Trennung bedeutet, hat in Volks- und Kunstpoesie ergreifenden Ausdruck gefunden. „Bitter und süß ist der Abschiedskuß an der Lippe des Freundes," sagt

Herder in der Blumenlese aus morgenländischen Dichtern, und der Schotte Robert Burns singt in dem Liede „Der Abschiedskuß“:

Sorrowing joy, Adieus last action
Lingering lips must now dispoin
What words can ever speak affection
So thrilling and sincere as thine.

Scheiden Herzen, die sich teuer —
Letzter Lust- und Schmerzerguß —
Gibt's 'ne Sprache wahrer, treuer,
Als die deine, laut'rer Kuß?

(Übers. v. Pringsheim.)

In preziöser Art wurde am häufigsten der erste Liebeskuß gefeiert; man versuchte stets seine Süßigkeiten durch Gleichnisse auszudrücken, die sich vom klassischen Altertum getreulich vererbten. So erschien immer wieder das charakteristische Gleichnis vom Bienlein, das Guarini, der Verfasser vom Pastor fido, von antiken Dichtern entnahm, und das in ähnlicher Form durch die ganze pastorale Poesie in spielerischer Anmut zog, bis es von zünftigen Lyrikern als banale Phrase verachtet wurde. Das Bienlein umschwärmte die Liebeslieder aller Seladons und aller süßen Schäfer in einer Zeit, wo die Gelehrten sich schon mit der Erklärung des Kusses beschäftigten und einer von ihnen in einem Dictionnaire für das Frauenzimmer schrieb: „Kuß oder Mäulgen, auch Schmätzchen und Heitzgen genannt, ist eine aus Liebe herrührende und entbrannte Zusammenstoßung und Vereinigung derer Lippen, wo der Mund von zwey Personen so fest aneinander gedrückt wird, daß die Lippen bei dem Abzug einen rechten und deutlichen Nachklang zum Zeichen des Wohlgeschmacks von sich geben.“

Wir sind etwas erstaunt, in dem Dichter Paul Fleming, den man als Sänger frommer Kirchenlieder kennt, auch einen verliebten Schäfer zu finden, der im Modeton seines Jahrhunderts auf höchst neckische Art das Küssen feiert und eine Regel aufstellt „wie man wolle geküsset sein“:

Nicht zu wenig, nicht zu viel,
Beides wird sonst Kinderspiel.
Nicht zu laut und nicht zu leise,
Bei der Maß' ist rechte Weise.

Nicht zu hart und nicht zu weich.
Bald zugleich, bald nicht zugleich.
Nicht zu langsam, nicht zu schnelle,
Nicht ohn' Unterschied der Stelle.

Halb gebissen, halb gehaucht.
Halb die Lippen eingetaucht.
Nicht ohn' Unterschied der Zeiten,
Mehr alleine, denn bei Leuten.

Küsse nun ein jedermann.
Wie er weiß, will, soll und kann.
Ich nur und die Liebste wissen,
Wie wir uns recht sollen küssen.

Die Dichter der galanten Zeit waren verliebt, aber nur verliebt, sie wußten nichts von der großen Leidenschaft, die unentrinnbar herrscht wie der Tod, von jener Liebe, die Schopenhauer mit einem Fallstrick der Natur verglich. Solche bittere Weltanschauung brach immer durch, wenn das süße Girren und Schnäbeln einer lebenslustigen Gesellschaft allzu offenkundig hervortrat. Dann rauschen Weltschmerz und Liebesleid in gewaltiger Fuge über die empfänglichen Gemüter, und nur allein der Zauber seliger Küsse widersteht dem leidvollen Sinnen und Grübeln.

Wohl bringt die Liebe uns zuletzt auch Leid;
Doch all die bitt'ren Tränen, die ich weine,
Sind durch den ersten Kuß vorausbezahlt! —

sagt Hebbel in solcher Stimmung.

Wohltuend wirkt Goethes natürliche Welt- und Lebensanschauung in allen Fragen der Liebe; er verläßt den empfindsam zierlichen Garten, in dem die Menschen buntbebändert ihre Schäferkomödie spielten, um draußen in Wald und Feld gesunde Sinnlichkeit und frohes Behagen wiederzufinden. Aber er wußte auch um jenen Taumel der Sinne, der schwanke Schritte bis zum Abgrund führt.

Die Zwangsvorstellungen, die solcher Liebeswahn auch einem keuschen Geschöpf, ja diesem erst recht ins Blut zaubert, sagen die qualvollen Seufzer am besten, die sich Gretchens Brust entringen:

> Mein Busen drängt
> Sich nach ihm hin.
> Ach, dürft' ich fassen
> Und halten ihn!
> Und küssen ihn,
> So wie ich wollt',
> An seinen Küssen
> Vergehen sollt!

Hier ist alles Spielerische in der dichterischen Vorstellung des Kusses vollkommen abgestreift; das Schicksalsschwere nicht nur dieser Gretchen-Küsse, sondern der menschlichen Zärtlichkeit überhaupt erscheint schaurig entblößt.

Ist das Leben trauriger und ernster geworden? Sind sonnige Heiterkeit und anmutiges Getändel verschwunden? Fast scheint es so, denn immer tiefer, immer trauriger wird das Motiv des Küssens in der modernen Poesie angeschlagen, die kindlich naive Lustigkeit oder das preziös zierliche Gebaren sind seltener. Die kleinen Gruppen, deren Rückkehr zu solchem Wesen der Vergangenheit den Glauben an ein Wiederaufleben erwecken möchten, sind mehr aus historischen Kenntnissen als aus Herzensbedürfnis entstanden, und ihre Worte vom Küssen klingen matt. Eines der hübschesten unter diesen nachempfundenen Liedern ist das zierliche Tanzlied Bierbaums „Ich küsse meine Frau", durch das in freundlicher Erinnerung der Biederton unserer Großväter klingt.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts, als das Sinnige jede Sinnlichkeit zu überwuchern strebte, machte sich eine behaglich schmunzelnde neben einer geziert wehmütigen Auffassung geltend. Heinrich Heine schlägt leichteren Ton an:

> Jetzo weiß ich, überflüssig
> Wie so manches ist der Kuß,
> Und mit leichtern Sinnen küss' ich
> Glaubenlos im Überfluß.

Nicht nur sinnig naiven Liebespaaren, auch solchen lachenden Naturen, die glaubenlos im Überfluß küssen, gelten die Reflexionen des philosophischen Katers Hidigeigei, dessen Schnurren die Trompeterlieder begleitet:

Warum küssen sich die Menschen?
's ist nicht Haß, sie beißen nicht,
Hunger nicht, sie fressen sich nicht,
's kann auch kein zweckloser, blinder
Unverstand sein, denn sie sind sonst
Klug und selbstbewußt im Handeln,
Warum also, frag' umsonst ich,
Warum küssen sich die Menschen?

In „Hortense" gibt Heine die einzig mögliche Antwort auf Hidigeigeis tiefsinniges Fragen:

Küsse nahm ich, und ich küßte
So mit Ernst in jener Zeit,
Als ob ich erfüllen müßte
Taten der Notwendigkeit.

Das Gesamtbild neuerer und neuester Poesie spiegelt aber eine melancholische Auffassung des Kusses. Sie begleitet das Leben von den tränenreichen Umarmungen der empfindsamen Zeit durch die unter Tränen lächelnde Ironie aus Heines Liebesgarten bis zu den schauerlich schönen Landschaften eines Swinburne, den schwülen Städtebildern eines Beaudelaire, wo der Kuß zum lüsternen Vampir wird, der Tränen wollüstig trinkt und mörderisch das Blut aus roten Lippen saugt.

Auch drängt sich der Altruismus an die Lyrik, die im Grunde so egoistisch ist wie die Liebe selbst.

Romantische und moderne Dichter fanden aber auch den Mut, die Tragik käuflicher Küsse schön zu besingen. Schmerzliche Betrachtung erfüllt schon Musset. Was den Antiken als ein selbstverständlich heiteres Spiel erschien, zeigt in ganz neuem Licht die ernste Art unserer Zeit, die altruistisch und psychologisch vertieft die Dinge betrachtet:

The burden of bought kisses this is sore:
A burden without fruit in child-bearing
Between the nightfall and the dawn threescore,
Threescore between the dawn and evening
The shuddering in the lips, the shuddering
In thy sad eye-lids tremulous like fire
Makes love seem shameful and a wretched thing
This is the end of every mans desire.

Käuflicher Küsse Last, wie schwer und schneidend:
Unfruchtbar Weh, Dir wächst kein Kind im Schoß,
Unnötig küssest Du die vielen, vielen Küsse
Wohl zwischen Morgendämmern und dem Abendgrau,
Wohl zwischen Morgengraun und fahler Dämmerung
Mit Schauder auf der Lippe, kaltem Schauder
In Deinen müden, trauervollen Augenlidern,
Ist Liebe Schmach nur, ekelvoller Zwang,
Ist dies ein Ende ird'schen Liebbegehrens?

Wie lastet der Himmel schwer und schwül über dem Land der Liebe! Wenn die Blumen dieses Landes so berückend duften, wissen wir, sie entsteigen dem Moder, sie blühen dank düsterer Geheimnisse, und nur scheinbar zeigt diese Gegend lachende Fluren. Die Wissenschaft erzählt Märchen viel grausamer, als es die alten Märchen waren, obwohl sie dieselben Stoffe behandelt. Um dem Spuk und Zauber nachzuforschen, liegt Dornröschen unter dem Messer. Wir wollen den Sinn auch des Kusses erforschen, statt von dem Kusse aus den Sinn der Welt zu umarmen.

Schon das 18. Jahrhundert hat versucht, den Zauber der Liebe wissenschaftlich zu ergründen. Ich fand in einem alten Buch folgende Hypothese. Die eigentliche Beseelung des Körpers erfolge durch ein „feurig luftiges Wesen", das ihn ganz durchdringt, den Nerven, Muskeln und der Maschinerie des Denkens Weisung erteilt. Dieser Feuergeist sei das „Phlogiston", der ewige Brennstoff, der nie verbrennt. Er sei es, der in Gegenwart von lieben Menschen, deren „Phlogiston" wie eine schöne, ruhige Flamme strahle, ein Gefühl wohliger Wärme erzeuge sogar ohne

Berührung. Bei der Berührung, beim Kuß, durchzucke er mit elektrischem Schlag und durchriesele den Körper wie feuriger Trank. So lautet ja auch ein Dichterwort: „So schlagen zusammen die Flammen.“ Diese Hypothese weist das Anfeuern, Begeistern, Lebenspenden, das dem Kuß im Lied zugemutet wird, keineswegs in das Reich poetischer Fabel, sondern versucht, ihm materielle Wahrheit zu geben: „Welche elektrische Kraft“ schrieb Weickardt im Philosophischen Arzt, „kann man von dem Odem eines küssenden Mädchens empfangen!“

Schön träumten große Menschen von der Erwärmung der kalten Welt durch das Zauberphlogiston der allgemeinen Sympathie. Wenn auch mancher Traum mit weher Enttäuschung endete wie der Versöhnungstaumel in der Gesetzgebenden Versammlung vom Jahr 1792, wo sich nach der begeisterten Einigkeitsrede des Abbé Lamourette alle Abgeordneten küssend in die Arme fielen, so daß in Frankreich heute noch falsche Küsse „baisers Lamourette“ genannt werden, so bleibt doch die natürliche Kraft des „Kußphlogiston“ unwiderlegt. Schiller konnte bessere Allegorie als das Verlangen nach Umarmung nicht finden. Ein großes Funkenschlagen, ein Freudenfeuer, das die ganze Schöpfung festlich erleuchtet, liegt in dem Wort:

Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!



Unsterblich.

von

Friedrich Werner van Oestéren.

Die Scheite im Kamine sanken,
Das Glutrot ward zu Aschengrau.
Der Priester starrte in Gedanken,
Und schweigend saß die schöne Frau.
Vier helle und elf dumpfe Schläge
Erklangen von der Säulenuhr;
Die Zeiger rückten ihrer Wege
Im Kreis auf immergleicher Spur.
Die Kerzen im kristallnen Luster
Vertropften müdgebrannt. Den Raum
Durchzog ein gegenwartsbewußter,
Vergangenheitsgeborner Traum.
Die schöne Frau ergriff die Tasse
Und sog den kaltgewordnen Tee.
Dann fragte sie: „Wenn ich ihn hasse,
Das wäre christlicher, Abbé?“
Der Geistliche, in dessen Haaren
Das Alter längst sein Silber spann,
Dieweil noch glatt die Wangen waren,
Erhob den Blick und sah sie an.
„Bin ich zu lange stumm geblieben?
Mich bannte die Erinnerung.
Ihn hassen? Nein. Jedoch vom Lieben
Zum Hassen ist's ein Meilensprung.
Das wär': von einer Sünde eilen
Zur andern wie ein schlechter Christ.
Im goldnen Mittelraum verweilen —

Das ist's, was gottgefällig ist.
Das Ziel zu halten, fiel vor Jahren
Wohl schwer im heißen Jugendschwung.
Ja, Frau Marquise, damals waren
So Sie wie er noch frühlingsjung.
Doch jetzt! Sie müssen mir vergeben,
Wenn ich es sage, liebes Kind:
Der Sommerreife naht Ihr Leben,
Ob Sie auch maienschön noch sind.
Heut wär' es keine rasche Regung,
Der man ja leichter stets verzeiht;
Heut wären Sie mit Überlegung
Zur schweren Sündenschuld bereit.
Und Gottes Strafe, Frau Marquise,
Ist gleich ein Ewigkeitsgeschick.
Zur Hölle führt vom Paradiese
Gar oft ein einz'ger Augenblick.
Sie sollen keinen Haß entfalten,
Doch auch nicht neue Schuld begehn.
Drum, können Sie nicht Freundschaft halten,
Vermeiden Sie das Wiedersehn!"

Es lag ein Ausdruck in den Mienen
Der Frau wie Trotz und Seelenqual.
Die Wangen färbten sich, beschienen
Von einem letzten Feuerstrahl;
Und unter den gesenkten Brauen
Verließ das Auge nicht sein Ziel,
Es ward nicht müde, starr zu schauen,
Wie Glut zu Aschengrau zerfiel.
Dann zuckte es in Brust und Händen,
Zur Kehle stieg ein heißes Weh,
Und, ohne ihren Blick zu wenden,
Sprach die Marquise zum Abbé:

„Mein Gott, ich weiß, ich weiß, Sie haben
Ja recht, Sie haben's tausendmal;

Man soll sein Herz schon jung begraben;
Nur das ist weise Lebenswahl.
Man soll — Doch nein, ich kann's nicht fassen,
Daß dies Entsagen Gott gefällt.
Er hat uns nicht umsonst gelassen
Voll Licht und Blüten diese Welt,
Er will, daß uns von Edens Leben
Im Liebesglück ein Abglanz blieb,
Er hat die Herzen uns gegeben,
Und ich — Abbé, ich hab' ihn lieb."
Ein tiefes Atmen. Die Marquise
Erklärte leiser dann: „Abbé,
Und wenn ich ihn von hinnen wiese,
Was dann? Verziehe ich mir's je?
Bereute ich's nicht stets vom neuen,
Wenn ich ihn nimmer wiederseh'?"
„Wir können Sünde nur bereuen,
Nicht Tugend," mahnte der Abbé.
„Und dann — noch ist er nicht gelandet.
Und was Ihr Herz zum Sturme rief
Und Sie als Schuldgefahr umbrandet,
Ist, Frau Marquise, nur ein Brief.
Zwei Wochen sollen noch vergehen,
Bis er vor Ihnen steht. Mein Kind,
Sie wissen, daß beim Wiedersehen
Enttäuschungen nicht selten sind.
Die lange Trennungszeit zerstörte
— Es sind nun sieben Jahre bald —
Wohl manches, das Sie einst betörte,
Und kerbte Antlitz und Gestalt.
Und Sie bekannten, Frau Marquise,
Grad reuig mir an Gottes Statt:
Die äußre Form — es war nur diese,
Die Sie zum Fall getrieben hat.
Ja, Sinnenliebe war's. Sie haben,

Getrennt durch manches lange Jahr,
Nur im Gedächtnisse begraben,
Was häßlich und verächtlich war.
Sie lassen es begraben, lassen
Bloß Liebenswertes auferstehn;
Was Sie ins Geistesauge fassen,
Ist wie ein schöner Traum zu sehn.
Sie sollen denken, sollen wägen,
Wie weit der Traum zur Wahrheit kehrt;
So schön Sie auch die Münze prägen,
Nur das Metall bestimmt den Wert.
Den Wert bedenken Sie, den Ihren,
Dazu den seinen! Leichte Wahl!
Bewahrt Sie vor dem Selbstverlieren
Ihr Stolz nicht? Nein, kein zweites Mal!" —
Und Stille herrschte, bis versonnen
Gedämpften Tons die schöne Frau
Das Schweigen löste. „Leid wie Wonnen.
O, ich entsinne mich genau.
Begraben nicht, doch eingegraben
Für immer ist's in meinem Sinn,
Wie ich für tausend Liebesgaben
Belohnt mit Undank worden bin.
O, ich entsinne mich der Tränen;
Ich hab' so viel um ihn geweint.
Doch weiß ich auch von meinem Sehnen,
Vom Glücke, waren wir vereint.
Und wäg' ich Wonnen nun und Leiden
Und sinn' ich ihren Werten nach,
Die Wonnen wert' ich von den beiden
So hoch; sie wiegen tausendfach.
Sie raten mir, ich solle schreiben:
‚Ich will Sie nicht mehr wiedersehn.
Sie müssen mir ein Fremder bleiben
Nach allem, was einmal geschehn.'

Das Glück der Liebe soll ich meiden,
Verständig der Gefahr entfliehn,
Soll tugendhaft Entsagung leiden
Und — — Nein und nein, ich liebe ihn!
Und schied er damals noch so häßlich,
Was immer er an mir verbrach,
Für alles Leid bin ich vergeßlich
Und überwinde alle Schmach.
Ich habe keinen Stolz, ich gehe
Demütig in mein Schicksal ein.
Und wenn er kommt und ich ihn sehe,
Abbé, ich weiß, dann bin ich sein."
Wie schmerzenswilde Schreie klangen
Die letzten Worte, die sie rief.
Dann barg sie die erglühten Wangen
In beiden Händen, seufzte tief.
Der Priester mühte sich im Sinnen,
Ein Wort zu finden, stark genug,
Um der Entsagung zu gewinnen
Dies Weib, das schwer an Liebe trug.
Er ahnte, was die Zukunft brächte,
Wenn dieser Bund erneuert ward,
Die vielen tauerfüllten Nächte! —
Und hätte sie ihr gern erspart.
Doch wie? Wie sollte er's beginnen?
Er fühlte sich zu ungewandt,
Aus Märchenwort ein Bild zu spinnen,
Darin ein Mene Tekel stand.
Und dennoch — — „Frau Marquise, lassen
Sie mich," erklärte der Abbé,
„So gut ich kann, in Worte fassen
Noch das, was ich voll Bangen seh'!
Sie brauchen nicht für wahr zu halten,
Was ich erzähle. Doch vielleicht
Belebt erfundene Gestalten



Franz von Stuck nebst Frau auf einem Münchener Künstlerball. Gemälde von Franz von Stuck.
Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Ein Hauch, der auch Ihr Herz erreicht. — —
Einst trat in einen heil'gen Hain
Ein Mann. Er trat zum Zeitvertreib,
Aus Neugier, Langeweile ein.
Lustwandelnd traf er auf ein Weib.
Es war gleich einem Heil'genschein
Rings um ihr Haupt ein Glanz zu sehn.
Denn sie — sie war mit gläub'gem Herzen
Gekommen, um daselbst zu flehn,
Es möge ihr aus Sehnsuchtsschmerzen
Erfüllung glückbesonnt erstehn.
Das Wunderbare, Ungeahnte
Erflehte sie. Sie sah den Mann,
Der sich zu ihr die Wege bahnte,
Und sieh, da hob das Wunder an.
Denn als ihr Blick in holder Scham
Zum Ziel den grünen Rasen nahm,
Da wurde sie — wie sonderbar! —
Ein Kind, ein kleines Kind gewahr.
Erschrocken wies sie es dem Mann
Und beugte sich hernieder dann
Und bettete das Mägdlein warm
An ihrer Brust, in ihrem Arm.
Mit Siegerlächeln trat der Mann
Noch näher an das Weib heran;
Er streckte seine Hand entgegen,
Als wollt' er auf das Kind sie legen
Und streicheln seinen zarten Leib.
Jedoch er streichelte das Weib.
Und dann? Aus beiden ward ein Paar,
Weil es im Hain das Wunder fand,
Das es so innig eng verband.
Das Märchen wäre, Frau Marquise,
Vorbei, wär' es geblieben so.
Und, glauben Sie, ich selber priese

Den Fund im Haine herzensfroh.
Doch kam es anders. Denn die Kleine,
Als Herzenspfand und Lebensband
Von Gott geschenkt im heil'gen Haine,
Erfuhr sodann im Alltagsland
Ein Schicksal, das zuletzt gedieh
Zum — — Frau Marquise, hören Sie!"
„Ich höre." Die Marquise nickte.
„Doch fürcht' ich, keine gute Fee
Verschönt Ihr Märchen." Und sie blickte,
Das Aug' verdunkelt, zum Abbé.
Er seufzte. „Wär' es nur ein Märchen,
So fände manches liebe Wort
Die gute Fee für jenes Pärchen."
Dann fuhr er zu erzählen fort:

„Sie hütete sorgsam den Findling, sie hegte
Und pflegte ihn zärtlicher, besser als sich;
Und sengten die Brände des Lebens und regte
Sturmkündend sich's eisig in Lüften und schlich
Die drohende Horde der Leiden und Sorgen
Ums Haus, wo das Pärchen sich heimlich befand,
Stets ruhte das Mägdlein beim Weibe geborgen
Und kannte nicht Bangen, nicht Sturm und nicht Brand.
Doch er war ein lässiger Hüter; er herzte
Zwar gerne das Kind, wenn ihr Auge es sah.
Doch niemals mit sorgendem Ernste; er scherzte.
Er bangte nicht weiter, was immer geschah;
Er scherte sich nicht um Gedeihn und Erblühen
Der Kleinen, gefunden im heiligen Hain.
Es währte nicht lange, da schienen voll Mühen
Und Lasten ihm Spielen und Kosen zu sein.
Die Kleine gedieh nicht, sie krankte und bleichte,
Ob sorgend auch niemals das Weib von ihr wich;

Ihr fehlte die Sorgfalt des Hüters. Er reichte
Ihr niemals die Hand, und da grämte sie sich.
Das Weib, das die Kleine so völlig beseelte,
Erkannte den Grund, dem die Krankheit entsprang.
Sie sagte dem Manne es sanft; sie verhehlte
Nicht Kummer und Sorge und mahnte ihn bang.
Da aber ergrimmte der Mann, und er faßte
Das arme Geschöpfchen mit roher Gewalt
Und warf es zur Erde. Sie sah's und erblaßte,
Sie wankte und stürzte, vom Schmerze umkrallt.
Und als sie aus Ohnmacht erwachte nach Stunden
Und blickte und forschte in Angst und in Not,
Da fand sie den Mann nicht, da war er ver-
schwunden,
Doch sah sie ihr Kleinod, verblutet und tot." — —

Und Schweigen folgte schwer und lastend.
Der Priester regte ohne Laut
Die Lippen wie nach Worten tastend,
Aus denen die Versöhnung taut.
Aus dem beredten Schweigen starrte
Mit trübem Blick vergangne Schmach.
Die Frau war tief erbleicht und harrte,
Bis der Abbé von neuem sprach:
„Es trug das schmerzdurchbebte Weib
Den allzufrüh erstarrten Leib,
Der einst ihr Alles war, ihr Glück,
Gebeugt zum heil'gen Hain zurück,
Wo es vor einem kurzen Jahr
Von ihm und ihr gefunden war.
Sie suchte Steine, die die Welt
Dem Liebesglück entgegenstellt;
Es waren viele, die sie fand.
Aus ihnen baute ihre Hand
Ein Tempelchen im heil'gen Haine.

Der Altar barg die tote Kleine,
Mit Tränenperlen reich geschmückt,
Den Dornenkranz ins Haar gedrückt,
Dann schrieb das Weib noch auf die Pforte
Mit ihrem eignen Blut die Worte:
‚Dies Tor bleibt offen für das Glück.
Vielleicht lenkt es hierher den Schritt
Und ruft ins Leben dich zurück,
Du Liebe, die den Tod erlitt.
Erwachst du, ist das Tor dir offen.
Ich werde warten, werde hoffen.‘
Ja, Hoffen hieß das letzte Wort.
Dann schluchzte sie und wankte fort. —

Sie harrte und hoffte; die Jahre entflohn,
Das erste, das zweite, schon waren es sieben.
Doch nur die Erinnerung war ihr als Lohn
Für einsames treues Gedenken geblieben.
Schon blich unterm dunklen Entsagungsgewand
Die Blume der Hoffnung und welkte und krankte.
Da kam einst ein Bote gezogen ins Land,
Gesandt von dem Mann, dem sie Leiden verdankte.
Der brachte die Kunde: ‚Ich denke noch dein,
Was immer ich tat, ich vergehe vor Reue;
Ich will nichts begehren als nur dein Verzeihn;
Ich träume und fühle, du wahrtest mir Treue.
Und kannst du die Liebe, die Tote, zurück
Ins Leben noch rufen, so geh' sie beleben!
Dann kehr' ich dir wieder in jubelndem Glück
Und werde sie hegen und alles ihr geben.‘ —
Wie stürmte das Weib da zum heiligen Hain
Und lief in den Tempel voll Jubel hinein
Und warf vor dem Altar im Staube sich nieder
Und weinte und weinte und lachte auch wieder!

„Du Liebe, ich trauerte lange dir nach.
Doch kam nun das Glück. O erwach', o erwach'!"

Und da geschah das Wunderbare:
Im Tempel strahlte Sonnenglanz,
Die Dornenkrone ward im Haare
Der Schlummernden zum Rosenkranz,
Die Perlen wurden Edelsteine,
Es färbte sich das Angesicht,
Und wie aus Träumen schlug die Kleine
Die Augen auf zum Tageslicht;
Es klang, wie wenn auf Glockenerzen
Die Auferstehungsstunde schlägt.
Da ruhte an des Weibes Herzen
Die Glückerweckte froh bewegt.
Das Weib trug jubelnd die Erwachte
Vom Tempel und zum Hain hinaus;
Sie hielt und küßte sie und brachte
Den köstlichen Besitz nach Haus.
Und Antwort gab sie dann dem Boten:
„Ich rief, was scheintot war, zurück
Ins Leben aus dem Reich der Toten
Und wart' auf dich und auf das Glück."
Der Bote ging. Wie eine Blinde,
Das Aug' getrübt vom Sehnsuchtstau,
Verblieb mit dem erwachten Kinde,
Des Mannes harrend, nun die Frau.
Wie eine Blinde. Sie versäumte,
Die Auferstandne anzusehn;
Statt Wahrheit sah sie das Erträumte
Vor sich in ihrem Taumel stehn.
Sie sah nicht, was in sieben Jahren
Der Toderstarrten widerfuhr,
Wie hohl und bleich die Wangen waren,
Wie tief darin die Tränenspur,

Wie von dem einen Lebensjahr
Im kleinen Antlitz unvergeßlich
Die Spur zurückgeblieben war
Von dem, was schmachvoll war und häßlich.
Da kam der Mann. Das Weib versenkte
In seinen Arm sich glückdurchbebt
Und stammelte berauscht: „Mir schenkte
Der Tod zurück. Es lebt, es lebt.“
Da sah er forschend nach dem Kinde
Und schrie und stieß das Weib von sich.
„Das ist es nicht. Du lügst. Ich finde
Ein andres. Niemals hätte mich
Erfüllt der Wunsch nach einem Kinde,
Verzerrt, vergrämt wie dieses hier.“
Erschrocken blickte sie. Die Binde
Entglitt dem Aug', das Glück mit ihr.
Für immer schied der Mann vom Weibe.
Da trübte ihr das Leid den Sinn,
Da stockte ihr das Herz im Leibe,
Da sank sie selbst im Tode hin.“ — —
Er schwieg. Und das Gemach durchhallte
Ein Schluchzen nun voll tiefstem Weh,
Ein Ton, der sich mit Klauen krallte
Ins Herz dem bebenden Abbé.
Dann Stille. Nur zwei Herzen klopften,
Wie wenn Gestein ein Hammer pocht.
Die letzten Kerzenlichter tropften
Verschwelend mit verzehrtem Docht.
Ganz leise schritt zu der Marquise
Der tieferschütterte Abbé;
Sie segnend sagte er: „Die Krise
Ist da. Nur weinen, tut's auch weh!
Ich durfte Ihnen nichts ersparen
Als Freund. Sie wissen ja genau,
Wer jene beiden Menschen waren — —“

„O,“ unterbrach die schöne Frau,
„Sie dachten, daß mir dunkel bliebe
Des Märchens Sinn? Ich bin die Frau,
Er ist der Mann, und unsre Liebe
Ist jenes Kind; ich weiß genau.
Ich muß ein einz'ges Wort verneinen
In Ihrem Märchen, eines bloß:
Sie sprachen immer von der Kleinen.
Abbé, sie war so groß, so groß!
Sie wuchs vom Anbeginn dem Weibe
Hoch übers Haupt und fand nicht Raum
Im Geiste, Herzen und im Leibe —
Ein weltengroßer Wonnetraum.
Mein guter Freund, ich danke Ihnen
Für dieses Märchen. Ja, es kann
Als Schicksalswink und Warnung dienen.
Und es ist wahr. Ich glaube dran.
Ich glaube dran. Und doch, wir gehen
Auch sehend ein ins bittre Los,
Wir Frauen. Aber uns verstehen
Die Männer nicht, die Frauen bloß.
Was liegt am schmerzgeweihten Leibe?
Der Tod verwischt das schwerste Weh.
Die Liebe aber ist im Weibe
Unsterblich. — Gute Nacht, Abbé!“



Seelenland.

Von M. E. delle Grazie.

Wie zögernd griff er nach Hut und Stock; ließ einen letzten Blick über das Buch gehen, das er nur ungern aus der Hand gelegt — einen fast befremdeten über die Stube, in der er nun schon so lange hauste und sann — immer allein, seit sie ihm sein Weib hinausgetragen . . .

‚Wie lange noch,‘ dachte er, ‚und sie tragen auch mich da hinaus, und in irgendeiner Mietskaserne greift einer meiner letzten Freunde nach Hut und Stock, um hinter meinem Sarg herzuschreiten, wie ich jetzt hinter dem eines anderen.‘

Und doch war er noch nicht alt, stand noch lange nicht in der Reihe derer, die nur mehr von heute auf morgen leben. Woher ihm diese Müdigkeit kam, diese Gleichgültigkeit gegen alles an die Seele schlich? Er wußte es selbst nicht. Aber so oft er den Blick durch die Stuben gehen ließ, die einst von ihrem hellen Lachen erklungen, über die weichen, bunten Teppiche, die der Saum ihres Kleides gestreift, hatte er diese Empfindung eines überlebten, unnützen Daseins. Man ging eben so mit, weil es sein mußte . . . Vom Tag zum Abend, vom Abend zum Morgen. Alles andere war Legende geworden.

Und doch war er gerade hier einmal so glücklich gewesen. In diesem weichen, warmen Nest, dem stetigen Einerlei endlich sorglos gewordener Tage. Noch entsann er sich der Freude, mit der sie jedes Stück des neuen Hausrates ausgesucht. Und ihr Einzug war wie ein zweites Hochzeitsfest gewesen. Nichts Altes, Verbrauchtes. So recht fühlen wollten sie, wie leicht und frei zuletzt ihr Leben geworden. An jedem der Fenster hatten damals Blumen geblüht. Die letzten hatte er mit eigener Hand auf ihr

Herz gelegt. Krokus und Narzissen. Sie hatte sich selbst Jahr um Jahr den bunten Flor gezogen, dem Frühling entgegen. Seitdem mochte er keine mehr sehen. Auch das hatte sie für immer hinabgenommen. Bilder und Möbel und Büsten und Bücher hingen und standen freilich noch auf den alten Plätzen. Mit keiner Haud hatte er daran gerührt. Das hatte sie so gewollt, ihr hatte es so behagt — punktum. Holte er sich ein Buch aus dem Schrank, wurde es um keine Linie weiter zurückgestellt. Auf ihrem Schreibtisch lagen noch die letzten Briefe, die sie mit dem zierlichen Papiermesser geöffnet. Wie ein Argus wachte er, daß jeder liegen blieb, wie sie ihn hingelegt. Mancher war unbeantwortet geblieben, er wußte es. Aber auf ihrem Schreibtisch war alles zurechtgerückt. Jeden Augenblick hätte sie kommen und sich daran niedersetzen können, wie einst.

Die Uhren freilich standen nicht still. Die wollten reguliert und aufgezogen werden, tickten mechanisch weiter, maßen die Sekunden und Minuten und Stunden der Tage, die weitergingen ohne sie. Aus den Tagen aber waren Wochen und Monde und Jahre geworden. Wirklich? Er merkte es kaum. Denn er hatte nicht gelebt, diese Tage und Monde und Jahre. Und zuweilen, wenn sich die Dämmerung der frühen Herbstabende grau und beängstigend in die Stuben hineinspann, schien es ihm, als lebe er überhaupt nicht mehr. Was ihm das Leben lieb gemacht und täglich neu, das war gewesen. Und die große, graue Riesenspinne, die draußen die allmählich erstarrende Natur umwob, spann ihn in das allgemeine Sterben hinein. Fast wie eine Sünde erschien es ihm zuweilen, daß er noch da war, müd und teilnahmlos und automatenhaft; wie er nun durchs Leben ging. Deutlich fühlte er aber, daß ihm in dieser langsamen Erstarrung auch etwas Heiliges und Unwiederbringliches untergegangen war, und gerade das, was er am ängstlichsten gehütet: sein — Schmerz! All seine Türen hatte er vor dem zudringlichen Leben verriegelt, nur um dieses eine Gefühl zu hüten. Und sieh': er selbst hatte es zwischen seinen vier stillen Wänden zu Tode gelebt ... er selbst! Er verachtete sich dafür, aber — es

war so und blieb so. Und das war es wohl, was die Menschen alt werden nennen ...

Vor dem Tore stand der Wagen. Er stieg ein, gab das Ziel der Fahrt an. Auf den Straßen lag noch der zerronnene Schnee der letzten Wintertage, aber vom Firmament lächelte schon der Frühling. Wie ein Schauer seines Nahens ging es durch die Luft, die etwas Seidiges hatte, und einen Duft, der wie von ferne her kam. Als hätte sich, allen unsichtbar, die Pforte eines verschlossenen Gartens geöffnet, der hoch, hoch zwischen Himmel und Erde hing, jeden Augenblick bereit, die Fülle seiner Blüten über die Menschen zu streuen, die so ahnungsvoll und festlich durch die Straßen dahingingen. Krokus und Narzissen ... Ja, es war die Zeit!

Er schloß die Augen, um sich jenen dunkelsten Tag seines Lebens wieder in Erinnerung zu rufen. Aber es wurde nur ein grauer, unbestimmter Dämmer — sein Herz schlug mechanisch weiter, wie daheim die Uhren. Zu Tode gehetzt, auch das. Auch der Tote, zu dem er fuhr. Der war doch einmal jung mit ihm gewesen.

Jung! „Kaufen Sie einen Kranz!" hatte er seinem Dienstmädchen aufgetragen. Da hing er, über der Laterne des Wagens. Krokus und Narzissen, wie damals. Nun erst bemerkte er's. Doch sein Herz brachte wieder nichts auf, als dieses dumpfe Weh der Gewißheit, daß man nun an einer Wende des Lebens stand, in der jeder Tag einen Verlust brachte. Man gewöhnte sich daran. Und vielleicht war es so am besten.

Der Stadtteil, in dem sein Freund zuletzt gewohnt, war ihm wohl bekannt. Er selbst hatte den größten Teil seiner Jugend dort verlebt. Nun freilich waren die schon damals uralten Straßen- und Häuserzüge gewiß von Grund aus umgebaut. Er selbst hatte fast zwei Jahrzehnte lang keinen Fuß dahingesetzt. Und wie er nun so dahinfuhr, freute es ihn fast. „Wenn du jetzt diesen Teil der Leopoldstadt sehn würdest!" hatte der nun Verstorbene oft gesagt. Vielleicht gerade in der Absicht, ihn auf diese Weise einmal heranzukriegen. Aber gerade diese Andeutung hatte ihn erst recht ferne gehalten. Er war so gar nicht neugierig, einen stei-

nernen Friedhof zu sehen, wo einmal die Gärten seiner Jugend geblüht. Nun geschah es doch. ‚Wieviel man den Toten zuliebe tut!‘ dachte er. ‚So ganz ohne Sinn! Der Lebende hätte sich darüber noch freuen können!‘ Er lehnte sich tiefer in den Wagen zurück. Die Sonne sah ihm so zudringlich ins Gesicht. Aber sein Blick ging unbewußt hinaus, den Straßen nach.

Plötzlich war ihm, als röche er Schneeglöckchen, diesen ganz feinen, ganz eigenen Duft zwischen Halmgeruch und Blüte, der eigentlich noch kein rechter Blumenduft ist, mehr ein leiser, keuscher Atemzug des Frühlings. ‚Täuschung!‘ sagte er sich. Aber ihm wurde ganz seltsam wohl dabei — leicht, fast fröhlich, und, wie von einem innersten Drang gelenkt, stieß er das Fenster herab, um diesen Frühlingsatem hereinzulassen und zu sehen, wo man denn eigentlich wäre.

Ja! Dort ragten die Wipfel des Augartens ins Blau, und die Gasse, die alte Gasse, in die er da rechts hineinsah, die grüßte ihn wie einst. Jedes Haus stand noch an seinem Platz. Das waren der Weg und die Steine und die Treppen, an denen er noch seine Bubenstiefel abgetreten, diese Stiefel, die ohnedies immer so dünne Sohlen hatten. Er war — arm gewesen ...

Etwas Warmes glitt über seine Wange — fiel auf die Finger, die den schwarzen Handschuh festhielten. Wirklich? Er konnte noch weinen! Ihm geschah, wie bei einem Wunder. Mit einem Ruck fuhr sein Kopf zum Fenster hinaus. „Wenn Sie mich von der Kirche zurückführen, Kutscher, wieder hier vorüber!“ befahl er. Der Mann nickte, schüttelte aber für sich etwas befremdet das Haupt. Er hatte gedacht, daß sich die Fahrt bis nach dem Friedhof erstrecken würde.

Wieder flogen die Häuser vorüber. Nun waren es wirklich fremde Straßen. Aber da und dort tat sich noch ein Ausblick auf, der dem Einsamen war, wie ein ferner Gruß aus der Jugend. Und als der Wagen vor der Kirche hielt, sah er wie in einem Traum um sich. Selbst die uralte Schule stand noch, und zwischen ihr und dem Pfarrhaus wölbte sich der gelbe Schwibbogen, durch den er jahrelang

hier aus- und eingegangen war, die Schultasche auf dem Rücken, die Augen groß von der Erwartung, was man wohl wieder zu hören bekommen werde? Er lernte so gerne, und die Welt war ihm noch so neu, lag vor ihm, blitzblank, wie ein eben aufgeschlagenes Bilderbuch.

Über seinem Haupt begannen die Glocken zu dröhnen. Läuteten sie wirklich den feierlichen Pomp des Todes ein? Ihm schien, als riefen sie ihn aufs neue ins Leben zurück, mit Stimmen, deren Gewalt aus einer Welt kam, die Gott soeben geschaffen, schön, leuchtend, blühend wie am ersten Tage — seine Jugend! Und doch war auch etwas vom Tode dabei. Etwas, das wie eine verschleierte Wehmut neben all dem Glanz einherging, der sich plötzlich in seiner Seele auftat — still, feierlich, geheimnisvoll winkend und rufend. ‚Wie geschieht mir?' sann er, aber er hütete sich daran zu rühren. Nur eins fühlte er: daß das Leben aufs neue in ihm auferstanden war, wie eine fühlbare Macht an ihm rüttelte: ‚Sieh mich noch einmal an ... aber mit einem ernsteren Blick — mit reinerer Seele.'

Und dann war er in der Kirche.

Langsam füllten sich die Sitzreihen vor ihm. Der Mesner erschien und zündete die Kerzen an. Vom Chore her klang ein leise gegriffener Orgelakkord, schwoll an, verhallte wieder. Ruhig und feierlich standen die brennenden Wachskerzen um das Tabernakel. Das hatte er so oft gesehen als Kind, und nie hatte es damals seine Wirkung verfehlt. Nun war ihm fast, als müßte er ersticken. So dürftig, so beängstigend erschien ihm diese Enge gegen die Welt, die sich in seiner Seele aufs neue zum Licht emporrang. Was wollte er nur hier? Ja so, das Leichenbegängnis.

Die Glocken dröhnten noch immer fort.

‚Könnt' ich sie draußen hören,' dachte er. Wie an seinem Hochzeitstag wurde ihm zumute.

Endlich fuhren die Wagen vor. Die Priester traten aus der Sakristei und schritten dem Sarg entgegen. Dort schwankte er heran ... vor ihm her glänzte hoch und still das schwebende Kreuz auf.

Auf dem Bahrtuch lagen die Kränze. Vielleicht auch seiner — er wußte es nicht. Aber ob auch der Weihrauch

in dichten Wolken emporwirbelte und hundert und hundert Blumenkelche ihre sterbende Seele hingaben, für ihn roch die ganze Kirche nach Schneeglöckchen. Nicht den kerzenflimmernden Altar sah er, noch den Sarg und das schwarze Bahrtuch ... Nur die fernen Wipfel des Gartens, aus dem ihm jener Duft wieder an die Seele geweht, der reine, ferne Duft der Jugend.

Wie erstaunt ging sein Blick umher. Ob den andern auch so geschah? Aber nein ... die standen — still, steif, ernst. Da und dort wischte sich einer die Augen. Warum taten sie bloß so? Er wußte es ja doch, fühlte es plötzlich, wie eine seligste Gewißheit: einmal, eh' er starb, kam zu jedem noch einmal das Leben, rein, schön, mächtig weckend und rufend. Auch zu dem, der dort unter dem schwarzen Bahrtuch lag, war es noch einmal gekommen, und plötzlich wußte er auch, wann dies geschehen war. „Wenn du jetzt diese Straßen sehn könntest!" hatte der Freund damals zu ihm gesagt. Und er war ferne geblieben — hatte ihn nicht verstanden ... Nun wußte er's!

Wie durch einen Nebelschleier sah er den Sarg wieder an sich vorbeischwanken. Wie in einem Traum ging er eine Weile hinterher. Ob er nicht doch mit nach dem Friedhof sollte? Plötzlich gab es ihm einen Ruck: die alte Gasse ... der Augarten!

„Wenn du sie jetzt sehn könntest!" Ihm war, als sei der Tote lebendig geworden — riefe es ihm selbst zu, mit der alten, lieben Stimme. „Ich geh', ich geh'," nickte er dem Sarg zu. Seinen Kutscher entließ er. Wozu den Fremden bei einem Gang, der ihm wie eine Wallfahrt war. Und er ging: an der Schule vorüber, durch den Schwibbbogen, links die Straße hinauf. Nun kam ein Platz, und wenn er da gleich rechts einbog, hatte er das Haus vor sich — das alte Haus in der alten, hallenden Gasse.

Die Leute gingen an ihm vorüber; er sah sie kaum. Was hatte er mit diesen Menschen gemein? Selbst die Luft, die er atmete, schien ihm eine andre.

‚An der Ecke hat immer das Werkel gespielt,' dachte er. ‚Auf der Treppe dort ist immer der große graue Kater gesessen und hat mich angeschaut.' Und da ... Sollte er

hineingehen? Er stand vor dem Hause. Ein Schauer lief ihm über die Glieder. Wie in einen Abgrund starrte er in den dunklen Torflur hinein — entsetzt und doch auch voll heimlichster Sehnsucht. Hier hatte er aus- und eingetragen, was einmal sein war: Kinderlust und Lebensneugierde. Das halbe Wissen des Reisenden und die ganze große Torheit des Sehnenden. Wieviel brachte er zurück von dem allen? Da war nur ein Portal und ein Mensch davor. Aber er wagte sich nicht hinein! Er würde nie mehr über diese Stufen kommen, nie mehr. Während er aber so stand, fühlte er, wie ein lebenschwellender Hauch zu ihm herüberwehte, als ströme das alte Gemäuer aus geheimnisvollen Fugen ihm einen Teil der Kräfte zurück, die er verspielt und verloren. Weit, weit draußen. Hier — stand er wieder am Ufer.

Er war nur ein armer Junge gewesen und hatte sich oft hungrig zu Bette gelegt. Und doch hatte er damals lachen können! Der Zwanziger fiel ihm ein, den er hier einmal im Rinnstein verloren. Gott — hatte es damals Schläge gegeben! Und er hatte geweint, geweint ... Wie reich mußte die Kindesseele sein, daß sie sich so hingeben konnte — so maßlos, so fraglos, in Leid und Freud. Nun war ihm, als wehe ihm wieder eine Ahnung davon an die Seele, rein, frisch, keusch ... Schneeglöckchenduft!

Langsam schritt er dem Augarten entgegen. Als er aber so den Weg entlang ging, der zwischen den geschnittenen Hecken zum Eingang führt, sah er plötzlich wie suchend um sich und — ‚wo bist du?‘ schluchzte es leise in seinem Herzen, quoll ihm in die Augen empor. Zwei heiße Tränen — eine einzige Sehnsucht. Hier war es ja, wo er ihr so oft begegnet, wo sich ihre Straßen so lang gekreuzt, bis sie eines Tages Hand in Hand denselben Weg gingen, weiter und weiter — ins Leben hinein.

‚Wohin soll ich jetzt?‘ dachte er und blieb stehen. O doch, er wußte es! Wenn er die Straße links hinanschritt, immer der Donau entgegen und zuletzt über die Brücke ging und dann wieder die Donau entlang — kam er in das Haus, in dem ihr erstes, junges Glück geblüht. Warm, innig, sonnenäugig, wenn auch noch lange nicht sorglos ...

Es wurde Abend, bis er hinkam. Der Mond glitt aus den Wolken und warf seinen Schimmer in silbernen Ringen zwischen die Donauwellen. Scharf und klar wuchsen die statuengeschmückten Säulen der Brücke ins Licht. Und dort — dort blinkten die Fenster her, an denen sie um diese Stunde gestanden und plaudernd, träumend in den sinkenden Abend hinausgeschaut. Wo war das alles hingekommen? Wo war der reißende Strom, der mitten durchs Leben hindurchging und alles mit sich hinabtrug — unwiederbringlich? Alles? Aber stand er nicht da —, die Seele geschwellt vom Atem der Jugend — und sah zu denselben Sternen empor, wie einst mit ihr? Sein Schmerz hatte die Seele totgeschlagen — die Sehnsucht legte sie wieder in seine Arme — stumm, feierlich, wie in einer geheimnisvollen Brautnacht.

Wie verzaubert schritt er näher, immer näher. Ein weißer Zettel hing an dem Tor des Hauses — wie damals. „Wohnung zu vermieten“ ... Wie ein Bräutigam flog er die Stufen empor. Als er wieder aus dem Hause trat, lag ein seltsamer Glanz auf seinen Zügen. Hier würde er wieder wohnen. Hier!

Wie herrlich doch das Leben war — wie voll der Wunder! Alt und verdrossen hatte er ein Heim verlassen, das mit ihm von Tag zu Tag älter wurde und grauer. Einem Friedhof glaubte er entgegenzufahren und fand sich plötzlich mitten in den blühenden Gärten seiner Jugend.

‚Wohin jetzt?‘ fragte er sich. Aber freilich, für ein paar Tage mußte er noch einmal dorthin, wo er bis heute zu Hause gewesen. Zu Hause zwischen Einsamkeit und Stumpfheit.

Nur ...

Und wieder hatte er die Empfindung wie dort, vor der Kirche, während die tiefen Stimmen der Glocken wie rufend über ihn hingingen. Es war doch nicht allein des Lebens Reichtum, was ihm so plötzlich die Seele füllte. Etwas davon gehörte auch dem Tode. Aber was? ‚Nicht daran rühren!‘ dachte er. ‚Nicht daran rühren.‘ Still, geheimnisvoll und verschleiert ging es neben ihm her.

‚Nun möcht' ich nur noch träumen können von dem

[illegible] als er endlich daheim war und zu
[illegible] Darüber [illegible] er ein.

[illegible] vor ihm, als wachte er auf. Der
[illegible] ihm gerade ins Gesicht —
[illegible] am Fenster und sähe in den
[illegible] — groß, still, feier-
[illegible] Silberringen des Mondes
[illegible] nicht die Donau.
[illegible] Und nach einer Weile ...
[illegible] Und sein Blick ging durch
[illegible] nach der Türe. Die
[illegible] Erst stahl es
[illegible] den Spalt, aber zu-
[illegible] der Schwelle — bleich,
[illegible] auf der [illegible] ein Weib!
[illegible]

„Komm," sprach sie leise.

Und sie nahm seine Hand und schritt mit ihm hinab
dem Strom zu, der mitten durchs Leben geht und alles
[illegible] Unwiederbringlich ...
[illegible] in den Gärten seiner Jugend,
[illegible] — er ist darin geblieben.

Im Nachen.

Von Adolf Holst.

Es streifte unser Nachen hart die Uferränder,
Als singend unterm Brückenbogen wir gefahren.
Hoch oben stand ein Mädchen, blaß, in losen Haaren,
Das streute Rosen lässig nieder vom Geländer,
Und alle sanken duftend in die Flut.
Nur eine rührte Deinen hellen Hut;
Dort blieb sie hängen wie ein klarer Tropfen Blut.
Und jeder lächelte, der solches Wunder sah;
Du selber freutest Dich der süßen Sommerbürde.
Ich aber wußte, daß der bittre Schnitter nah,
Der Deine Rosenschönheit sichelnd ernten würde.
Denn er liebt Rosen, junge, die das Herz berücken,
Die finstre Trauerpforte sich damit zu schmücken.



Vanitas. Gemälde von Albert Lang.

allen,‘ wünschte er sich, als er endlich daheim war und zu Bette ging. Darüber schlief er ein.

Eine ganze Weile später war ihm, als wache er auf. Der Mond stand in seiner Stube und sah ihm gerade ins Gesicht — ihm selbst aber war, er stünde am Fenster und sähe in den Strom hinaus, der unter ihm vorüberzog — groß, still, feierlich, da und dort von den blauen Silberringen des Mondes durchglänzt: die Donau und doch auch wieder nicht die Donau.

‚Seltsam,‘ dachte er ... Und nach einer Weile ... ‚Wohn’ ich denn schon dort?‘ Und sein Blick ging durch die Stube, groß, fragend, und zuletzt nach der Türe. Die öffnete sich — immer weiter, immer weiter. Erst stahl es sich wie ein weißer Mondstrahl durch den Spalt, aber zuletzt stand eine stille Gestalt auf der Schwelle — bleich, schön, leuchtend — und sah ihn an: sein Weib!

„Komm!“ sprach sie leise.

Und sie nahm seine Hand und schritt mit ihm hinab dem Strom zu, der mitten durchs Leben geht und alles und alle hinabträgt. Unwiederbringlich ...

Er durfte nicht mehr leben in den Gärten seiner Jugend, aber — er ist darin gestorben.

Im Nachen.

Von Adolf Holst.

Es streifte unser Nachen hart die Uferränder,
Als singend unterm Brückenbogen wir gefahren.
Hoch oben stand ein Mädchen, blaß, in losen Haaren,
Das streute Rosen lässig nieder vom Geländer,
Und alle sanken duftend in die Flut.
Nur eine rührte Deinen hellen Hut;
Dort blieb sie hängen wie ein klarer Tropfen Blut.
Und jeder lächelte, der solches Wunder sah;
Du selber freutest Dich der süßen Sommerbürde.
Ich aber wußte, daß der bittre Schnitter nah,
Der Deine Rosenschönheit sichelnd ernten würde.
Denn er liebt Rosen, junge, die das Herz berücken,
Die finstre Trauerpforte sich damit zu schmücken.



Vanitas. Gemälde von Albert Lang.

Die Geisha.

Von Dr. Fritz Wertheimer.

Geisha! Der Name schon bedeutet fast ein Programm, das Programm derjenigen, die Japan flüchtig nach ein paar begeisterten Berichten oberflächlicher Globetrotter oder nur nach den Phantasien einbildungsfähiger Feuilletonisten beurteilen. Pierre Loti, der lustige, lose, dem man das wetterrauhe Handwerk des Schiffskapitäns so gar nicht anmerkt, Lafcadio Hearn, der schwermütig-philosophische, der nur Schönheit sieht und sehen will und der Wirklichkeit bewußt aus dem Wege geht, weil sie seinen Schönheitssinn nicht befriedigt, und alle die andern tauchen auf, die ein Japan sehen wollen, warm, lebensfroh und lustig, mit Kirschblütenfesten und Lampionnächten, Chrysanthemumtänzen und schaukelnden Booten, die auf leise plätschernden Wellen dahingleiten. Sie sind mit Geishas gefüllt, jenen duftigen, herzigen, ewig lächelnden und kindlich-naiven Kimonogestalten, die wie Schmetterlinge von Blume zu Blume schweben. Das war das Bild von Japan, das man erstaunt wieder betrachtet hat, als dieses Wundergebilde plötzlich Schlachten schlug und Kriege gewann. Da kam ein jäher Rückschlag, und man begann sich etwas mehr mit der Wirklichkeit zu beschäftigen, weil die Politik Klarheit und Wahrheit verlangte. Aber alles wollte man vom früheren Zauberbilde doch nicht aufgeben. Hatte auch die Wirtschaftspolitik mit rauher Hand viele Schönheitsideale zerstört, so glaubte man um so begeisterter an die Geisha und ihre poetische Existenz. Des „Mikado" und der „Geisha" lockende Tanzweisen fanden begeisterte Zuhörer, und der „Madame Butterfly" unglücklich Geishageschick vervollständigt neuerdings das Bild, weil ja ein bißchen

Schwermütigkeit sich immer ganz gut zur Schönheit macht.

So kommt es, daß wir außer ein paar feuilletonistischen Erwähnungen des Geishalebens, außer ein paar flüchtigen Skizzen, keine wirkliche Darstellung des Lebens und der Rolle der Geisha im japanischen Staate besitzen. Die Geisha hat noch nicht ihren Historiker gefunden, und nicht einmal in Japan selbst, wo man doch ihr Wesen und ihr Wirken genau kennt, existiert eine Schrift, die uns Nichtjapanern einigen Aufschluß gewähren könnte. So sind wir auf mündliche Erzählungen angewiesen, die deshalb um so schwerer zu erlangen und um so unsicherer sind, weil die Institution der Geisha in dem Übergangsprozeß vom alten Japan ins neue Japan sich stark verschiebt. Das alte Japan war ein in sich geschlossenes und nach außen hin gegen fremde Einflüsse fest verbarrikadiertes Land mit eigener Kultur und eigenen Sitten. Europäische Expansionssucht und wirtschaftlicher Erschließungsdrang erzwangen die Öffnung des Landes. Da erkannten die Japaner, geblendet von dem reichen Auftreten der Fremden, den Wert abendländischer Technik und westlicher Zivilisation. Und nun beginnen ein Überbordwerfen des Alten und ein kritikloses Anhäufen des Neuen, das seinesgleichen nicht in der Geschichte hat. Man nennt das die japanische Assimilationsperiode. Noch ist die Besinnung nicht zurückgekehrt, noch hat man nicht erkannt, daß diese Hast verderblich sein muß, weil sie die an sich mögliche Vereinigung des Alten mit dem Neuen ausschließt. Immerhin aber wurzeln einzelne Dinge so tief im Volksleben, daß sie auch diesen Ausräucherungsprozeß überdauerten oder in geschickter Anpassungsfähigkeit sich modernisierten. So die Institution der Geishas. Freilich auch ihr hat die neue Zeit bös mitgespielt, und ihre Existenz ist nur noch ein Schatten früherer Macht und Herrlichkeit. Die heutige Halbheit der Dinge, die alles in Japan charakterisiert, ist auch das Auffallende an seinem Geishawesen. Die Änderungen der Moderne treten natürlich da am klarsten zutage, wo Japan fremden Einflüssen am zugänglichsten war, in den Haupt- und Hafenstädten, also da, wo meist die



Geisha in Frisur mit Blumen und Seidenkordel.



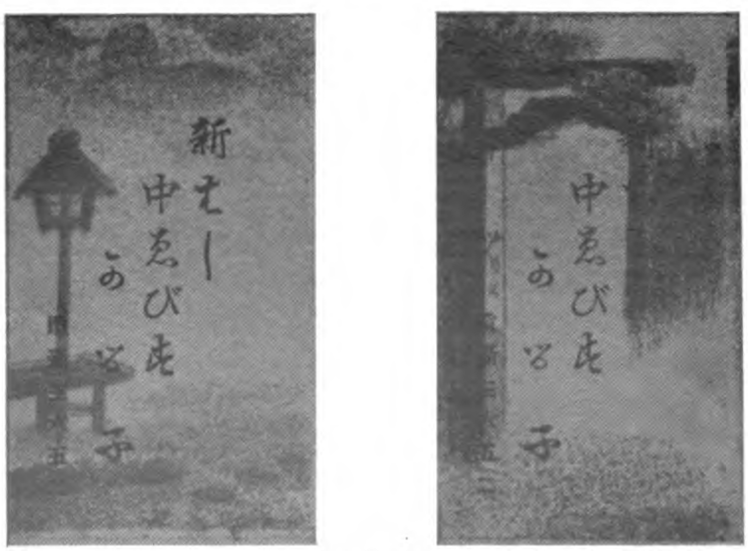
Geisha mit Kimono, Obi, Obidome, Obidage und Eri.



Das Rauchzeug einer Geisha.



Geishas, auf kleinen Nackenpolstern schlafend, um die Frisur zu schonen.



Visitenkarten einer Geisha in natürlicher Größe.

Kategorie der Globetrotter ihre Studien zu treiben pflegt. Was hier als Geishas uns entgegentritt, hat meistens allerdings nur noch den Namen und benutzt ihn als Aushängeschild für eine Prostitution schlimmster Sorte, die mit der aller anderen Hafenstädte jede Konkurrenz aufnehmen kann.

Die Geisha der früheren Zeit war Künstlerin. Das ist ihr hervorstechendstes Merkmal. Wie wir in das Konzert gehen, um berühmte Deklamatoren oder Sängerinnen zu hören, so ging der Japaner ins Teehaus, um diesen Genuß zu haben. Ohne Geishas war ein Teehaus undenkbar. Wenn man sich Gäste ins Teehaus einlud, wenn man zu politischen oder geschäftlichen Besprechungen da zusammenkam, immer bildeten den Beschluß des Mahles Tänze und Geisha-Gesänge. Damals bezahlte man dann noch die Geisha mit etwa fünfundzwanzig Pfennigen für jede Weihrauchkerze, die während der Zeit ihres Auftretens abgebrannt wurde, höchstens daß man ihr persönlich für den Genuß noch eine Zugabe schenkte. Da war die Geisha als Künstlerin auch noch geehrt und geachtet. Sie kam, tanzte, sang, plauderte und verschwand, sie erheiterte die stundenlangen Mahle und verschönte die Feste und war ganz der harmlose, leichte Schmetterling, der zwischen den Gruppen der ernsten Männer gaukelte und schaukelte, die Sorgen verscheuchend und die Wolken bannend. Man hatte sie gerne, man kannte sie, wie auch sie alle bedeutenderen Männer kannte.

Allein so ganz harmlos war die Sache doch wieder auch nicht. Die Geishainstitution mußte ihrem ganzen Wesen nach dazu führen, daß ihr ein großer politischer Einfluß zukam. Das alte Japan kannte außer den Teehäusern keine öffentlichen Gebäude, selbst das Japan unsrer Tage hat ja erst Anfänge in dieser Richtung aufzuweisen. Auch heute noch lädt der große Staatsmann seine Freunde zur Besprechung ins Teehaus, werden die größten und folgenschwersten Staatsgeschäfte, die wichtigsten Millionenprojekte der Kaufherren, im Teehause erledigt. Im alten Japan war das Teehaus der Sammelplatz der Intelligenz, der Gleichgesinnten jeglichen Standes und Berufes, der Tummelplatz der politischen Strömungen und Gegenströ-

mungen. Das Teehaus ist aber ohne Geisha undenkbar, und so erscheint sie nach dem Abendmahle und trägt ihre Lieder vor, tanzt ihre Tänze, kredenzt die Sakeschale und plaudert. Der warme Wein löst die Zungen, es bilden sich Gruppen, die Gespräche werden freier, und die Geisha wird Zeugin vieler Dinge, Mitwisserin von Geheimnissen, die staatsumwälzend werden können. Dazu kommen Liebesverhältnisse. Die Geisha ist jung, hübsch, hat die beste und feinste Erziehung genossen, die ein junges Mädchen in Japan genießen konnte, sie weiß ihre Gefühle zu beherrschen und zu gebrauchen. Sie hat junge und alte, feurige und ruhigere Männer vor sich, denen allen ein tiefes Gefühl für Schönheit der Bewegungen und der Formen eigen ist. Die Geisha entzückt sie alle. Aber *sie* steht über den Dingen, sie läßt sich anbeten ohne ihr Herz zu verlieren, und erwidert nur selten die Gefühle ihrer Freier. Daraus entwickelt sich langsam die politische Rolle. Man weiß, daß eine Geisha von einem berühmten Staatsmanne verehrt wird, den man gerne zu irgendeinem Zwecke kennen lernen möchte. Dann wendet man sich an die Geisha und sucht um ihre Vermittlung nach, und beim nächsten Teehausabend knüpft sie unmerklich die Fäden einer späteren Bekanntschaft. Von ihrem Takt und ihrem Geschick hängt viel ab, ihr guter Wille zur Sache entscheidet. Der große Staatsmann gewährt in der Weinlaune der an diesem Abend besonders liebenswürdigen Geisha mit Freuden und vollen Händen. Vielleicht weiß sie es auch so einzurichten, daß ein Lauscher an der Wand Gespräche hören kann, die für ihn wichtig sind. Der Geisha kommt zugute, daß sie eben eine hochstehende Künstlerin ist, Ministern und Fürsten durch ihre Kunst ebenbürtig geworden. Sie hilft dem armen Samurai aus Not und finanzieller Bedrängnis, sie unterstützt ideell und finanziell Männer und Bewegungen. Ein bedeutsames Beispiel darf erwähnt werden: In der Restaurationszeit wollte ein junger Staatsmann die europäische Zivilisation einführen; er stieß auf heftigen Widerstand des Shogunats, das ihn mit Attentätern umgab. Sie drangen ins Teehaus, als er sich gerade bei seiner Geisha befand. Rasch entschlossen verbarg



Geisha. Nach einer Photographie.



Geisha beim Obibinden.

sie ihn im Feuerraum unter dem Fußboden, und den Eindringenden bot sich das Bild einer ahnungslosen Frau, die sich gerade anschickte, ins Bad zu gehen. Beschämt zogen sie ab. Der Staatsmann war Japans größter und erfolgreichster, der jüngst ermordete Fürst Ito, und die Geisha war seine spätere Frau Kikumatsu, der jetzt der Kaiser und die höchsten Personen ihr Beileid ausdrückten. Wir haben viele Beispiele dafür, daß hochstehende Personen Geishas zur Frau haben. Das war einst möglich, solange die Geishas Künstlerinnen waren. Des bekannten Marquis Yamagata Frau war eine Geisha; des jetzigen Ministerpräsidenten Katsura Mutter ist eine Geihsa, und diese Damen verkehrten am Hofe und waren allgemein geschätzt.

Diese alte Stelle der auch politisch einflußreichen Künstlerin hat die Geisha von heute verloren. Wohl trifft man noch auf dem Lande und in kleineren Provinzstädten reine Künstlerinnen, die in Gebärdenspiel und Bewegungen, in Gesang und Tanz die hohe Ausbildung früherer Zeiten haben, die auch noch geschätzt und verehrt werden und ihren kleinen Zöglingen ihre Kunst zu vererben sich bemühen. Aber sie sind Ausnahmen. Die Regel ist heute das junge Mädchen mit dem hübschen Gesicht, den hübschen Kleidern und dem guten Benehmen. Der Gesang und die Kunst sind Nebensache geworden. Ein niedliches Lärvchen genügt, ein bißchen Singen und Tanzen. Wohl verstanden, dieses „bißchen" ist immerhin noch eine ganze Menge, der Tanz und Gesang sind schwer und erfordern jahrelanges Studium. Aber es ist kein Vergleich mehr zu früher. Damit hängt es eng zusammen, daß auch der Luxus bei den Geishas immer mehr zugenommen hat, daß es heute als unschicklich gilt, wie früher zu Fuß zu gehen, daß die früher einfache und nette Kleidung heute feinen Geweben, teuren Parfüms, Ringen und kostbarem Geschmeide weichen mußte. Heute soll die Geisha dem Teehaus nur noch Gäste anlocken, ist ihr auch mehr oder minder erlaubt, Liebesverhältnisse anzuknüpfen, und an manchen Stellen ist sie schon ganz die große Kokotte geworden, die in hübscheren und äußerlich harmloseren Formen die Rolle spielt, die ihre

Kolleginnen in Paris oder Berlin in anderen Gewändern und mit anderen Mitteln auch spielen. Auch hier werden Hunderte ausgegeben, um einer kleinen Geisha zu gefallen, auch hier gibt es junge Lebemänner, die ihr eigenes und fremdes Geld an einen einzigen Gürtel für die Geliebte hängen, auch hier richtet diese Dame Existenzen zugrunde, und spielt mit Geldscheinen und Menschenleben.

Der Typ der reinen Geisha ist seltener geworden. So kommt es, daß der Durchschnitt der Geishas auch jünger ist. Früher wurde die Geisha erst berühmt in ihrem dreißigsten oder fünfunddreißigsten Lebensjahr, wenn sie im Vollbesitz und auf der Höhe ihrer künstlerischen Kraft war, jetzt ist sie es mit fünfundzwanzig Jahren, wenn sie im Vollbesitz ihrer Schönheit ist. Früher kam die Geisha als Künstlerin, wohl blieb sie auch zum Gelage und wurde mit lustig und heiter, aber sie stand immer über dem Trubel eines japanischen Banketts, das so still-feierlich beginnt und so lärmend-lustig endet. Die heutige Geisha steht nicht nur in diesem Treiben, sie ist sogar der Mittelpunkt. Ihr Singen und Tanzen ist fast nur noch ein Übergang, wie wenn man auch noch der alten Sitte ein wenig gerecht werden wollte. Das Scherzen und Kosen nachher ist die Hauptsache. Die Geihsa entwickelt dabei staunenswerte Fertigkeiten, sie kann es an Gewandtheit mit der besten Dame von Welt des Abendlandes aufnehmen. Sie ist stets heiter, stets mutwillig und neckisch und schwirrt zwischen den Gästen wie ein bunter Falter umher. Aber nirgends wird der Verkehr mit den Gästen plump und aufdringlich, weil ein wenig von der früheren Hoheit und dem Über-den-Dingen-stehen auch die heutige Geisha sich noch bewahrt hat. Besonders die jüngeren Geisha-Elevinnen, niedliche, spielerische Kinder, bilden das Entzücken der Gäste, wenn die ältere Lehrerin die Kleinen mitbringt, um ihnen Gelegenheit zum Auftreten zu geben. Ist der Tanz absolviert und das dünne Stimmchen verklungen, dann toben diese kleinen Engelchen oder Teufelchen lustig zwischen den Erwachsenen umher und spielen und necken sich mit den Männern. Man kann über die Behendigkeit dieser kleinen Dinger staunen. Sie gießen schon den Sake in die flachen



Musizierende Geishas.



Spaziergang im Garten.

Schälchen, ohne einen Tropfen zu vergießen, und sie kennen Dutzende verschiedener Spiele. So lieben sie insbesondere Ballspiele und dann das Ken in seinen verschiedensten Variationen, wo man die Handflächen in steigernder Geschwindigkeit aneinanderschlägt oder sich mit den Daumen hascht und andere Scherze treibt. Selten bleibt die Geisha in solchem Spiele nicht Sieger, denn schon in frühester Jugend ist auch das Spiel für sie ein Unterrichtsgegenstand. Das Verhältnis der kleinen Schülerin zur Lehrerin ist, soweit der Außenstehende das beurteilen kann, meist außerordentlich herzlich und gut. Die Liebe zu Kindern ist ja jedem Japaner angeboren. Aber trotz der besten Behandlung ist dieses ewige Leben des Vergnügens in Wirklichkeit doch nur ein Leben ohne allzu viele Freude. Für die große und für die kleine Geisha. Die Geisha ist nie Herrin ihrer Zeit, sie muß zu jeder Stunde, da es das Teehaus erheischt, kommen, will sie ihre Kunden nicht verlieren, und bei der ewigen Pflicht, heiter zu sein, wird ihr das Lächeln und die erzwungene Fröhlichkeit bald zur Larve, hinter der sie ihre Freudlosigkeit verbirgt. Das Leben bietet ihr wohl äußerlich Vergnügen und Anerkennung, Liebhaber und schöne Gewänder, aber es bietet ihr nicht das, wonach sich jede Geisha sehnt, den Liebhaber, der sie wirklich heimführen, der sie aus der goldenen Gefangenschaft erlösen wird. Und da der Prinz so oft nicht kommt, sucht sich die Sehnsucht der armen Dinger in anderem Befriedigung. Daher kommt es, daß die Geishas sich so eng aneinander anschließen, und vor allem, daß sie ziemlich fromm und abergläubisch sind. Sie haben ihren eigenen Gott und eigene Betgebräuche und gelten als eifrige Tempelbesucherinnen. Ihre größte Erholung aber bietet das Theater, das sozusagen für sie die einzige wirkliche Freude bedeutet. Und im Theater ist es die kleine harmlose Liebelei mit einem Schauspieler, die sie anzieht. Die eigentümliche Organisation des japanischen Theaters bringt es mit sich, daß auch hier der Geisha eine große Rolle zukommt. Im japanischen Theater wird der große Schauspieler mit seinen Schülern und seiner Spezialtruppe engagiert, der er dann die kleineren Rollen zuweist,

so daß eigentlich nur fünf oder sechs Schauspieler am ganzen Theater in Betracht kommen. Und ferner hat sich die Sitte erhalten, daß wer von den besseren Ständen ins Theater will, seine Plätze in einem Teehaus in der Nähe kauft, weil diese Teehäuser meist als Besitzer der Theater die besten Logen haben. In diesen Teehäusern verkehrt aber wieder die Geisha, die ihren großen Kunden- und Bekanntenkreis veranlaßt, in ihrem Teehaus und zu dem Stück Billette zu kaufen, in dem der von ihr protegierte Schauspieler die Hauptrolle hat. Dann sitzt sie mittage lang im Theater, immer demselben Stücke lauschend und die Stimme des Geliebten hörend, und freut sich, wenn es ihr gelungen ist, ihm eine stattliche Schar von Beifallsrufern zuzuführen. Denn diese Claque macht wieder den Schauspieler berühmt, und Schauspieler, die dafür bekannt sind, einen großen Anhängerkreis zu haben, werden in Japan verhältnismäßig hoch bezahlt.

Von einer öffentlichen Wirksamkelt der Geisha ist sonst wenig mehr zu spüren. Sie ist aufs Teehaus beschränkt, und nur bei großen Festen und Tempeljubiläen sieht man sie wohl die Stelle vertreten, die bei uns holden Ehrenjungfrauen zukommt. Dann gibt es Geisha-Prozessionen und Geisha-Tänze. Sonst ist sie bei Tag auf der Straße verhältnismäßig selten anzutreffen. Hie und da freilich studiert in einem Parfümerieladen ein kleines blasses, stark geschminktes Gesichtchen eifrig die Namen der vorgelegten Köstlichkeiten, in einem Seidenladen stöbert ein eifriges Persönchen unter den Waren, oder in einem Tempel beten ein paar Kolleginnen für die Seele einer verstorbenen Genossin. Aber am Abend wird es lebhafter in dem Geishaviertel, da hört das Geklimper der Samisen und das schrille Rufen und Singen der lernenden Schülerinnen auf, die Rickschas rollen und bringen die Geishas zu den Teehäusern, zu ihrem Beruf. Erst spät in der Nacht kommen sie zurück.

Es ist nötig, jetzt einiges über das rätselhafte Wesen selbst zu sagen. Beginnen wir mit dem, was die Geisha am meisten in Europa berühmt gemacht hat, ihrer K l e i d u n g, dem Schmetterlingsgewande.



Kirschblüte.
Nach einer Photographie.

Die Toilette einer Geisha ist nicht so einfach zu beschreiben, und zu einer Schilderung, die auch die feinen Nuancierungen der Königin Mode berücksichtigte, gehörte eine Darstellung fast des ganzen japanischen Kleidungswesens. So muß ich die neugierigen Leserinnen mit wenigem vertrösten. Über dem dünnen, seidenen Unterhemde Shitajiban trägt man ein längeres Oberhemd Nagajiban und dann das unterrockähnliche Koshimaki. Aber sowohl diese Kleidungsstücke wie auch die Überkleider Shitagi und Uwagi wechseln nach der Mode und nach der Jahreszeit, sind im Sommer dünner und duftiger, im Winter auf Watte gesteppt und wärmer. Am meisten abhängig von der Mode ist der berühmte Obi, jener Gürtel der Japanerin, den man gerade bei der Geisha in den mannigfachsten Variationen und kostbarsten Ausführungen sieht. Es wird manche Europäerin überraschen, wenn sie hört, daß ein ganz gewöhnlicher Obi schon an 100 Mark kostet und daß solche mit 1000 und 2000 Mark durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören. Die seidengewirkten Brokate sind die höchsten und feinsten Erzeugnisse der Webekunst von Kioto, wo ihre Herstellung von allerersten Künstlern besorgt wird. Über dem kunstvoll geschlungenen Obi trägt man das schmale Band Obidage mit der kostbaren Gürtelschnalle Obidome, und alle diese Kleinigkeiten repräsentieren viel höhere Werte, als es äußerlich den Anschein hat. Wenn man noch das duftige Tüchlein Eri nennt, das um den Hals geschlungen wird, so ist die Kleidung der Geisha wohl vollständig angegeben, denn den Haori, den besonderen Rock über dem Kimono, darf die Geisha nach besonderer Polizeiverordnung nicht mehr tragen. Die Frisur hat man meist in der alten Shimadaform, die täglich erneuert wird. Das ist in Japan, wo doch die Frau des Nachts mit einem kleinen Polster unter dem Nacken schläft, nur um die Frisur zu schonen, ein besonderes Charakteristikum der Geisha, die in ihrem Äußeren stets tadellos, sozusagen in künstlerischer Vollendung erscheinen muß. Der Obi ersetzt die Taschen. In seinen Falten verbirgt man das Kamiire, das Täschchen mit den Toilettegegenständen, oft kostbar gestickt und mit allen Kleinigkeiten versehen, deren ein solch verwöhntes Kind

benötigt, mit Scheren, Spiegeln, Messer und Zahnstocher, mit Visitenkarten und Papier poudré, und das alles en miniature, so wie es zu dem kleinen zierlichen Persönchen paßt. Und endlich fehlt nie das Tabakoide, das Rauchzeug, ein schmales Seidenfutteral, in dem die silberne lange Pfeife steckt, und der Tabaksbeutel, aus dem man den kirschkerngroßen Pfeifenkopf stopft. Denn die Geisha ist undenkbar ohne das Feuerbecken, in dem die Holzkohle glimmt und an dem sie ihre Pfeife entzündet, um sie nach drei, vier Zügen mit energischem Klopfen wieder zu reinigen.

Die Kleidung der Geisha muß schon aus dem Grunde fehlerlos und künstlerisch gearbeitet sein, weil ja auf die Schönheit des Faltenwurfs vor allem beim Geishatanze so sehr viel ankommt. Denn der Geishatanz ist kein Tanz in unserm Sinne, er ist ein langsames Schreiten, ein leises Bewegen des Körpers, fast nur ein Andeuten und zartes Agieren. Schwermütig und sanft beginnen Arme und Füße Linien zu beschreiben, und immer muß der Kimono dazu besonders hübsch und charakteristisch fallen. Dann werden die Bewegungen auch wohl wilder und schneller, die Fußstellungen verwickelter und der Tanz bacchanalischer, ohne daß die Geisha vergäße, streng auf das Abgezirkelte aller Bewegungen zu achten. Den Tanz begleiten mit den verschiedenartigsten Musikinstrumenten drei oder vier ältere Geishas, die mit ihren dünnen schrillen Stimmen seltsame, uns ganz unmusikalisch klingende Melodien singen. Es besteht ein inniger Zusammenhang zwischen Text und Tanz. Meist sind es alte chinesische oder japanische Liebeslieder, sehnsüchtige, schwermütige Landschaftsschilderungen und Blumengesänge, und immer soll der Tanz eine dramatische Darstellung des Inhalts bieten. Ich lasse ein paar Beispiele in wörtlicher Übersetzung folgen, die von der Poesie dieser Geisha-Tänze zeugen sollen.

Hauta.

Der gehäufte Schnee auf dem Schirm! halte man ihn für den seinen (d. i. hält man ihn nur für Schnee), so ist er federleicht; doch die schwere Last der Liebe ist an den



Geisha mit ihrer Lehrerin beim Gitarrespielen, Samise und Koto.



Im Frühling.

Schirm gehängt. Geht man zum Besuch der Geliebten, so ist der Flußwind schneidend kalt in der Winternacht, und es klagt der Flußvogel. Sie wartet, indem sie vor sich das warme kotatsu (ein hölzernes Feuerbecken) hält. Es tut weh, warten zu müssen. Unsagbar ist das Leid der beiden Liebenden.

Herbstszene[1]).

Zwischen Hagi und Kikyo[2]) schleicht man mit dem Liebesbrief, sich fürchtend vor des Mondes Schatten. Wo der Tau des Grases duftet, wartet man auf den Geliebten, wartet Matsumuschi[3]) und weint nächtlich. Die Nacht wird tief und einsamer, und der Vogel Kari singt hoch und fliegt vorüber. Ach wie weh tut doch die Liebe.

Dodoitsu (26=Silben).

Wie unglücklich sind doch die Eimer der Brunnen[4]), sie treffen sich so nahe und können sich doch nicht besprechen!

Honohushi.

Bevor wir von der Liebe benetzt werden, kommen wir bereits ins Gerede! Das Schilfkraut[5]) ist verliebt in den Tau und sehnt sich danach. Aber der schadenfrohe Wind stört die Liebe unserer beiden; der Tau fällt schüchtern zögernd, tropfenweise im Schatten des Mondes.

Das leichte Wehen des Schilfkrautes, das Zittern des Tautropfens, das scharfe Blasen des Windes und das ge=spenstisch=weiße Licht in einer japanischen Mondnacht, das

1) Der Japaner liebt besonders das Mondlicht im Herbst. Er meint, da sei alles traurig, weil der Winter nahe.

2) Zwei beliebten Herbstblumen.

3) Das Mädchen vergleicht sich hier mit einem kleinen Insekt Matsumuschi, welches im Herbst schön singt.

4) Es ist an den Ziehbrunnen gedacht, der ähnlich unseren Brunnen zwei Eimer an dem über ein Rad laufenden Seil hat.

5) Das Schilfkraut, eularia japonica, das nur im Herbst wächst, wird von den Japanern als poetische Pflanze verehrt und haupt=sächlich im weißen Mondlicht gerne gesehen.

alles wird mimisch ausgedrückt; in der möglichsten Vervollkommnung der kleinsten Bewegungen liegt die Schwierigkeit des Tanzes, und man begreift, daß zu einem einzigen Tanze jahrelange Übung gehört. Beim Tanze selbst unterstützt die Bewegung der Hand ein besonderer Tanzfächer, Schiwa genannt, wenn man ihn zusammenklappen kann, und Sensu oder Ogi, wenn er nur ausgebreitet gebraucht wird. Jede Schule und jeder Tanz haben auch hier ihre feinen Variationen, die dem Fremden erst auffallen, wenn er darauf aufmerksam gemacht wird.

Wenn man erwägt, daß Geisha sein nicht nur Tanzen und Singen bedeutet, sondern auch eine Verkörperung der Schönheit und aller besonderen Eigenschaften der Frau in ihrer höchsten Vollendung darstellen soll, dann wird man verstehen, daß man nicht von heute auf morgen Geisha werden kann. Die Mädchen selbst entstammen allen Klassen der Bevölkerung. Einstmals, als man noch scharf die drei Klassen der Kazoku, Shizoku und der Heimin, der Adligen, Ritter und Gemeinen unterschied, da wäre es undenkbar gewesen, daß ein Mädchen aus den beiden ersten Klassen Geisha geworden wäre. Aber seit sich der Ritterstand der Samurai mit dem dritten Stand so ziemlich amalgamiert hat, hat auch der Brauch aufgehört, daß eine Samuraitochter, wollte sie Geisha werden, erst offiziell aus dem zweiten Stande aus- und in den dritten Stand eintreten mußte.

Vielfach glaubt man, daß es förmliche Geishaschulen zur Ausbildung des Nachwuchses gäbe. Die Ansicht rührt wohl hauptsächlich daher, daß in Kioto, diesem wirklichen Herzen Japans, den Fremden eine Schule gezeigt wird, in der Kinder und junge Mädchen singen und tanzen lernen und in der Kunst des Blumenbindens unterwiesen werden, die ja in Japan eine so große Rolle spielt. Auch die alte Teezeremonie, wohl das Ausgebildetste und Nuancierteste, was die Welt an zeremoniellen Formen kennt, wird dort neben den einfachen Fächern des Schreibens, Lesens und Rechnens, von Lehrern und alten Geishas unterrichtet. Aber diese Schule ist auch die einzige, die es in Japan gibt. Schon der Umstand, daß die Töchter besserer Stände



Im vornehmen Morgengewand.



Geisha-Elevinnen auf hohen Holzgetas mit Grillenkäfigen.

sie besuchen, nur um sich ein paar Monate in japanischen Frauenkünsten auszubilden, beweist, daß sie die eigentliche Pflanzstätte der Geishaausbildung nicht ist. Der eigentliche Bildungsgang der Geisha ist viel langwieriger und härter. Aus früherer Zeit hat sich bei vielen Eltern der Wunsch erhalten, ihre Tochter Geisha werden zu lassen; besonders ganz arme Leute, die das in Japan verhältnismäßig teure Heiraten der Töchter scheuen, wählen für sie die Stellung einer Geisha, die man immer noch als den kürzesten Weg zum Glück ansieht. Schlimmstenfalls kann ja das Mädchen die Geliebte eines reichen oder vornehmen Mannes werden, und das gilt in Japan für gar nicht so unehrenhaft, weil den Leuten immer noch die Möglichkeit einer wirklichen Heirat vorschwebt.

Man bringt also das Kind in ein Geishahaus zur Ausbildung. Meist ist es dann zehn bis zwölf Jahre alt und hat die ersten Schuljahre hinter sich, wenn es so zu einer älteren, erfahrenen und schon berühmten Geisha kommt, oft besucht es aber auch noch von hier aus die Volksschule weiter. Die Kinder haben Wohnung und Verpflegung, sowie Kleidung frei, sind aber in den ersten Jahren fast nur die Dienerinnen ihrer Lehrerin oder der einzelnen Geishas, die gemeinsam in einem Hause wohnen. Singen und Tanzen lernen, gutes Benehmen und sicheres Auftreten studieren und gleichzeitig als Kammerzofe dienen und sich zu beherrschen lernen, ist eine schwere Aufgabe für die kleinen Kinder, die Tag und Nacht zur Verfügung ihrer manchmal recht tyrannischen Lehrerin stehen müssen. Aber wenigstens ist der Brauch aus alter Zeit verschwunden, daß die Kinder, um ihre Stimme zu stärken, in kalten Winternächten auf dem Dach des Hauses stundenlang üben mußten, damit sich eine tüchtige Erkältung einstelle, die dann die Stimme stärke. In diesem persönlichen Dienstverhältnis zur Nesan, der „älteren Schwester", schaut das kleine Kind der Meisterin alles das ab, was ihm für den künftigen Beruf nötig wird. Es lernt spielend und von selbst die Würde des Auftretens und die Kunst, die Gefühle zu verbergen, lernt die Samise zupfen und die Tsudzumi schlagen und wird ganz langsam zum öffentlichen

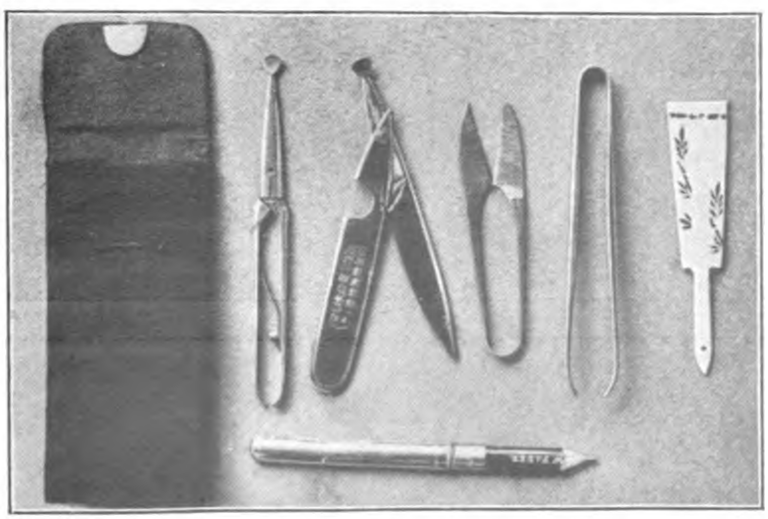
Auftreten reif. Ist so ein Zeitraum von drei bis fünf Jahren verflossen, so beginnt für das Mädchen ein neues Leben. Zwar bricht das Lernen nicht ab, auch ganz alte Geishas nehmen noch Unterricht während des Berufs, aber jetzt nimmt das junge Mädchen seine Tätigkeit auf.

Man kennt drei Systeme, nach denen man Geisha wird: Jimae, Wake und Kakai. Das erste bedeutet die selbständige Geisha, die für Lebensunterhalt und Kleidung selbst sorgt und nichts vom Geishahaus bekommt, dem sie nur für Wohnung und Verpflegung den angemessenen Betrag entrichtet. Sie kann auch ein eigenes Haus bewohnen, wenn es nur nach der Polizeivorschrift in einem der Geishaquartiere gelegen ist. Dieses erste System ist für die Geisha recht riskant, da sie ja noch nicht ihres Kundenkreises sicher ist und nicht bestimmt darauf rechnen kann, ihren Lebensunterhalt sich zu verdienen. Und so wählt sie zumeist wohl das zweite System, wonach die Geisha ihr Einkommen prozentualiter mit dem Geishahaus teilt, das ihr Wohnung, Verpflegung, Kleidung und alles sonst liefert. Oft muß sie da sechzig, siebzig und achtzig Prozent ihres Verdienstes an das Geishahaus abgeben. Für das Geishahaus hat dieses System, wie auch das folgende, das große Risiko, daß man sich über den Verdienst der jungen Geisha ja noch ganz im unklaren befindet. Das benutzen die meisten Geishahäuser zu einem Ausbeutungssystem schlimmster Sorte, das die Mädchen in ewiger Abhängigkeit und Unselbständigkeit erhält. Beim dritten System ist die Geisha vom Geishahause angestellt und fest bezahlt, von ihrem eigentlichen Verdienst erhält sie nichts. Die Abhängigkeit vom Geishahause wird gleich zu Beginn der Tätigkeit durch irgendein Darlehen des Hauses zu Toilette- oder Luxusartikeln begründet und ist in den seltensten Fällen später wieder lösbar.

Es gibt für alle Geishas eine interessante Organisation, Geisha-Kumiai genannt. Jedes Geishaquartier hat einen solchen Verband, dem als Mitglieder gegen eine Eintrittskaution von zwei- bis dreihundert Mark alle Geishahäuser des Bezirks angehören. Es ist ein freiwilliger Verband, der aber die Geishas auch offiziell der Polizei gegenüber vertritt und gewisse öffentlich-rechtliche Befug-



Teeservierende Geisha. (Die Wasserkanne steht auf dem Hibashi, dem mit glimmenden Holzkohlen gefüllten Holzbecken.)



Toilettentäschchen einer Geisha.



Beim Ordnen des Haares.

nisse hat. Man kann sich von der Größe eines solchen Verbandes vielleicht einen Begriff machen, wenn man hört, daß in Shimbashi über vierhundert Häuser mit je zwei bis sechs ordentlichen Geishas sich befinden. Tritt nun eine kleine Schülerin in den Geishadienst ein, die seit Jahren in einem Geishahaus erzogen worden ist, so bietet das weiter keine Schwierigkeiten; sie muß etwa hundert bis zweihundert Mark hinterlegen, und die Sache ist erledigt. Will aber ein erwachsenes Mädchen in den Geishastand eintreten, so besorgt sie sich durch Vermittlung eines Agenten in einem Geishahause eine Stellung. Sie muß dort Probespielen und Probesingen, ihre Gewandtheit und guten Manieren zeigen, und dann wird ein schriftlicher Kontrakt geschlossen, den die Eltern des Mädchens als Bürgen unterschreiben. Das Mädchen erhält nämlich vom Geishahaus einen Vorschuß zu Toiletten oder zur Kautionsstellung, den abzuverdienen sie sich verpflichten muß. Dieser Kontrakt hat von seiner alten Wirksamkeit viel verloren, wenn er auch heute noch als die Begründung einer goldenen Gefangenschaft von Bedeutung ist, aus der nur ein reicher Liebhaber mit großen Geldopfern ein Mädchen erlösen kann. Denn das Geishahaus läßt kein Mädchen ohne Bewachung allein ausgehen, weil der ängstliche Besitzer stets ihre Flucht fürchtet. Dieses Überwachungssystem ist noch viel ängstlicher geworden, seit vor ein paar Jahren die Heilsarmee und ihre Offiziere in den Geishavierteln die Lehre von der Freiheit der Menschen predigten und so viele Mädchen zur Flucht veranlaßten. Da heute zum Austritt aus dem Geishahause nach einer Polizeiverordnung die mündliche Erklärung vor der Polizei genügt, wobei natürlich die Schulden als Privatschulden weiter bestehen bleiben, aber für das Geishahaus bei der Mittellosigkeit der Mädchen in der Regel nicht beibringlich sind, so suchen die Hausbesitzer möglichst zu verhindern, daß ein Mädchen frei ausgehen kann und eventuell ihren Austritt anmelden könnte. Nur selten kauft sich die Geisha dadurch von einem Hause los, daß sie ein Engagement in einem anderen Hause annimmt und die alten Schulden damit bezahlt, daß sie im neuen Hause neue macht. Ganz unabhängig wird sie wohl nie.

Mit dem erwähnten Verbande verkehrt, wie gesagt, die Polizei ganz offiziell, indem sie Weisungen für die Geishas einfach den Präsidenten der Verbände mitteilte. Die Verbände führen auch das Register über die Geishas. Wird ein Mädchen Geisha, so macht sie zuerst das Hirome, das „Bekanntmachen". Im Zeremonienkleid und in voller Toilette geht sie in das Bureau des Verbandes und wird dort in die Liste der Geishas eingetragen. Dann macht sie Besuche in allen Teehäusern, die für eine spätere Tätigkeit in Betracht kommen, und hinterläßt in jedem gewissermaßen als Reklamekärtchen ein kleines Taschentuch, auf dem ihre Zeichen und ihre Wohnung eingewirkt stehen. Dabei begleitet sie der Hakoja, eine recht charakteristische Figur, die man sofort an der besonderen Art der Kleidung erkennt. Der Hakoja hat eigentlich ursprünglich nur als Diener der Geisha ihr Musikinstrument zu tragen, das jede Geisha selbst ins Teehaus mitbringt. Da es aber für das Geishahaus zu teuer wäre, für jede Geisha einen besonderen Hakoja zu haben, gibt es einen Verband dieser Hakoja, der solche Begleiter leihweise zur Verfügung stellt. Der Hakoja hat sich dann im Laufe der Zeiten zu einem beständigen Begleiter der Geisha entwickelt, der gleichzeitig auch als Aufpasser des Geishahauses fungiert, damit seine Schutzbefohlene nicht entrinnen kann. Er bekommt sein eigenes Trinkgeld, fährt in seiner eigenen Rickscha und bildet so für den, der sich eine Geisha ins Teehaus bestellt, ein recht teures Anhängsel.

Damit wären wir bei der interessanten Frage der Bezahlung der Geisha angelangt. Früher gab ihr der Besteller ihr Honorar, und wenn er sehr zufrieden war, auch eine besondere Gabe, persönlich. Das ist heute streng verpönt. Wenn man eine Geisha zu haben wünscht, so muß man das beim Teehaus anmelden, und das Teehaus bestellt beim Geishahaus die vom Besteller angegebenen Mädchen. Der Teehausbesitzer bezahlt als feste Taxe für jede Geisha pro Stunde 37 Sen. Für Hangyok, junge Geishas, die noch in der Ausbildung begriffen sind und nur tanzen, nicht auch spielen können, gilt die halbe Taxe. Wohnt aber die Geisha in einem andern Bezirke als das

Teehaus gelegen ist, so muß doppelte Taxe gezahlt werden. In alten Zeiten gab man der Geisha bei ihrem Erscheinen etwa 5 bis 10 Mark als Shugi („um dir zu deiner Gesundheit zu gratulieren“), heute muß man diese Summe dem Teehaus bezahlen, das das Willkommengeld, das Geishahonorar, das Trinkgeld und auch den Lohn des Hakoja schon von selbst in die Rechnung einstellt. Von dieser ganzen Summe erhält das Teehaus von vorneweg eine Kommission von mindestens zwanzig Prozent. Aber auch das übrige bekommen die Geishas niemals selbst. Die Verrechnung geschieht direkt vom Teehaus zum Geishahaus, und die Geisha selbst ist nur eine bestellte Ware, die nichts zu sagen hat. Sie kann weder selbständig das Haus verlassen, ehe es das Teehaus gestattet, noch hat sie sonst irgendwie freien Willen. Das geht sogar so weit, daß wenn sich ein Liebhaber einer Geisha nahen will, er zuerst mit dem Geishahause Verhandlungen anknüpfen muß, das ihm dann ein Plauderstündchen mit der Geliebten in einem besonderen Rendezvoushause, dem sogenannten Machiai, verschafft.

So fließt der Geisha Leben eintönig und trotz allen bunten Flitters und Tandes im ganzen freudelos dahin. Sie steht zwar immer noch zu ihrer Familie in den besten Beziehungen, weil niemals ihre Kindespflicht des Gehorsams der Familie gegenüber erlöschen kann. Oft wird ja ein junges Ding nur Geisha, um zur Unterstützung ihrer armen Eltern einen Vorschuß zu bekommen; ob es mit oder gegen ihren Willen geschieht, danach wird sie gar nicht gefragt. Die Freiheit hat sie in ihrem Berufe jedenfalls verloren. Auf Nimmerwiedersehen. Denn die Zeiten sind vorbei, wo es dem jungen Beamten noch möglich war, eine Geisha zu heiraten. Dazu ist der Ruf des Standes nicht mehr gut genug, und so verbirgt sich hinter dem lockenden leichten Schmetterling eine Gefangene auf Lebenszeit, die auch zumeist trotz aller Annehmlichkeiten ihre Haft schmerzlich-bitter empfindet. Daß die Mädchen dann leichtsinnig werden, immer mehr auf Putz und Tand geben und so immer tiefer in Schulden geraten, ist nur ein Ausfluß dieser trostlosen Stimmung, die nach dem Ende gar

nicht mehr fragt. So gelingt es der Geisha entweder, einmal zu Ruhm zu kommen, Geld zu verdienen und sich freikaufen zu können. Das ist die seltene Ausnahme. Dann wird sie wohl selbst Besitzerin eines Geishahauses, und ganz bezeichnender Weise ist das Ausbeutungssystem bei solchen Besitzerinnen am schärfsten ausgeprägt. Meist aber bleibt sie unter der Fuchtel des Geishahauses, bis sie zu alt und häßlich wird, um dem Hause noch von Nutzen sein zu können. Dann streicht man einfach ihre Schulden, sie hat sich ja schon längst bezahlt gemacht, und setzt die Geisha mittellos auf die Straße. Als Straßensängerin oder als Geisha in einem entfernten Provinzort kann sie dann immer noch ihr Leben beschließen. Wahrlich, kein Los, das uns veranlassen könnte, in der Geisha-Institution nur Schönheit und Lebensfroheit zu sehen.

Klub.

Von

Hans Herbert Ulrich.

Um elegante biegsame Rassegestalten
Schmiegen sich Smokings in lässigen Falten,
Vornehm-bartlos verlebte Gesichter
Leuchten fahl im Flackern der Lichter.

Um eine Pikanterie der Saison
Zieht ihre Kreise die Konversation,
Kein lautes Lachen, kein harter Klang
Huscht an den fraisfarb'nen Wänden entlang.

Ein rostrot gekleideter bleicher Garçon
Fährt leise nach sorgfältig-zierlichem Mischen
Die Platten mit rollendem Gummiton
— Liköre und Mokka — zu Sessel und Tischen.

Der fluchende Bischof

Ballade von Börries, Frh. v. Münchhausen.

„So hole Pest und Höllenbrand
Die gottverdammte Reise!“
Sprach gallig Bischof Megingand
Und haute auf den Tisch die Hand,
— Hoch sprang die Fastenspeise, —
„Will ich nach Rom, — verflucht: ich muß!
Ach, wie gedeiht zur Kümmernus,
Wie stört die Lebensweise
Die italiänsche Reise!“

Der Bischof hat zu sehr geflucht,
Und, weil's der Papst vernommen,
Hat ein Legat ihn jüngst besucht,
Der lichtvoll sprach von Kirchenzucht, —
Nun soll nach Rom er kommen . . .
Sein Beicht'ger, dem's ins Herze schnitt,
Gab ihm zur Reise Ablaß mit
Für hundert Flüche frank und frei, —
Man hoffte, daß das reichlich sei.

Der Reisewagen wiegt dahin
Im kühlen Morgengrauen,
Noch war es mäuschenstill darin, —
Am Fenster schwankt ein Doppelkinn
Und zucken Augenbrauen,
Das Schaukeln schuf dem Bischof Pein,
Da trieb heraus das Zipperlein
Das erste „Gottverdimian!
Ich komm' nicht heil zum Vatikan!“

Der Hausknecht in Burg Elberdamm
Vergaß das zeit'ge Wecken, —
Schockschwerenot, da schmolz zusamm'
Der mitgenommne Vorratsstamm,
Den Bischof faßt ein Schrecken!
Bei Lemnitz in dem Hohlweg brach
Ein Rad, — (die Straße war danach!) —
Und auch dies Rad kam teuer:
„Mord, Brand und Höllenfeuer!!"

Heil München! Heil das Bitterbier!
Du kühler Trost in Bayern! —
Im Pschorrbräu stieß ein Stadtbalbier
Des Bischofs Maßkrug aufs Brevier,
Das auf dem Tisch tät feiern.
Ei Du! Da gab's kein Gottvergelt's!
„Du Schweinehund, Du Lausepelz,
Du grüner Teufelsbraten!
Potz Bomben und Granaten!!"

Des Bischofs Zorn war bald verraucht. —
Die Maß der Bartscheer zahlte,
Als ihn Hochwürden angehaucht, —
Der letzte Fluch war jetzt verbraucht,
Jedoch der Bischof strahlte:
„München! Wie gut, daß hier vorbei
Die gottverdammte Knauserei!
Jetzt mag zu Rom die Klerisei
Lang warten, zornbeklommen,
Bis Ablaß hergekommen,
Bis neuer Vorrat ist herein! —
Ich hatt' ihn ja doch viel zu klein,
Ich Leichtsinn! mitgenommen!!"

Der Sumpfhahn.

Geschichte aus dem hohen Venn. Von Nanny Lambrecht.

Aus den Tälern hallen die Nachrichten, und die klingen wie Frühlingsglocken. Sie sprechen von knospenden Hecken, aber droben liegt noch in weißweiten Spreiten der Vennwinter. Und überall drunten ist die Welt wach. Droben wissen sie es nicht. Es geht aber Kunde von Solwaster und Sart zu und weiter her aus dem Belgischen, daß der Erdsegen geschehe und der Aumônier mit flatternder goldgelber Stola an den Quellen von Sawe stehe und den Hafer bénédiciere, auf daß er nach der Aussaat nicht von den Mäusen gefressen werde.

Da werden sie wach aus Schlafgedanken, die Stillen im Venn, und rechnen, daß um eine Stunde die Tage wachsen.

Dann streichen die Märzwinde übers Moor und decken die Leichentücher ab und lassen das Angesicht der Erde sich erneuern. Die weißen Fetzen stäuben und schleiern im Blasen und Brüllen der Stürme. Hinweggewischt die Spur der weißen Trauer. Die Einöde dampft. Sie ist braun und zerklüftet und ganz schmutzig. Die Sümpfe schlampfen wie gierige Drachenmäuler auf. Aber die Vennwiesen spreiten in dürftiger Fruchtbarkeit, und die Ardennenkühe stoßen ihr Gebrüll aus.

Da zieht der Hirt übers Venn und tutet in sein Krummhorn. Tohôt! Tohôt! Die Gräber bersten. Die Erde pulst. Das tote Venn wacht auf. Auferstehung! Tohôt! Tohôt! Es ist ein Tröpfeln und Rinseln weither, naheher. Im Torfmoor suggert's. Das schwillt auf wie Schwämme. Und auf der Erde, unter der Erde, ganz geheim, ganz furchtsam und versteckt das Rascheln und

Rauschen und Rispeln und Pladdern. Ein Riese reckt seine Glieder, und seine Kräfte prickeln.

Tohôt! Tohôt! heult das Hirtenhorn.

Da stapfen sie aus den Moslett'-Ställen heraus, die Ardennenkühe, die starkknochigen und sehnigen, die mit den hagern, langgestreckten Hälsen und ganz borstig struppige. Sie schlenkern hochauf die Schwänze, sie schlampfen mit den weißlichen Zungen in die roten Nüstern, als ob sie mit dem Taschentuch an der Nase hinwischten. — Und so gar groß ist ihre tierhafte Freude.

Der Mann Moslette, der ein schwerer Vennbauer ist, steht und stößt die braunharten Hände in die Hosentaschen. Er ist klein, und seine Frau ist groß. Er hält die große Frau für dumm, weshalb sie ihn für klug hält. Daher sie denn schlau blinzelnd sagt: „Abin nost' homme, Sie haben's gemacht. Sie haben in Euer Leben nie den Stiel der Axt nachgeworfen, nona ciète, Sie sind auch nie von dem Holz gewesen, aus dem man die Flöten macht, und so fameux haben Sie's gemacht, daß wir jetzt auf weißen Erbsen leben," womit denn gesagt ist, daß der Vennbauer Moslette der einzige im wallonischen Moor sowohl preußischer- wie belgischerseits ist, der zu einem so dicken und schweren Wohlstand, wie ihn zwölf Ardennenkühe im armen Venn repräsentieren, gekommen ist.

Da lacht der Vennbauer in sein Gesicht hinein und lacht nicht schön. Lacht lautlos, und das bartlose, von Moorwinden rot zerblasene Gesicht schließt sich, klappt zu, die Augen, der breite Mund, so, als seien nun die inneren Kammern vor der Außenwelt abgeschlossen.

Das ist in dem Augenblick, als der Hirt, Djhan-Pire Fliegenfresser, mit seiner Mosletteherde vorüberzieht. Er hinkt zwischen den Kühen, und ab und zu stößt sein dünner Häherkopf über den hochgewölbten Rücken auf.

Der Vennbauer steht und zählt: „Die Schwarzfleckige — sehen Sie, Mam', sie geht in sein letzt' Woch'."

Und leise flucht der Hirt: „Nom di m' gatte! (in der Ziege Namen!) Es war dem Djhan-Hinri Boleu sein' Einzig' und sein' Letzt'; danach hat er sein Maul in den Sumpf gesteckt."

„Ma foé! Die Einhörnig — man könnt' sie schlachten zu Noël."

Knurrt der Hirt: „Dem Torfstecher sein'! Hast ihn ins Zuchthaus gebracht, Kamerod Du vom Teufel!"

„Hepp, Kaddet!" sagt Moslette und tritt dem Ochsen an den Leib. Trapptripptrapp hinter diesem ein Rindchen, ein hageres, mageres, ganz trübseliges, mit stieren, flehenden Glotzaugen. Und trapptripptrapp, dicht hinter dem Hirten her, das tropfende Maul stößt an seinen Kittel. Und er hinkt vorauf und Rindchen hintennach, zwei Armselige und Eingedörrte in der Vennluft.

Und so mit klatschenden Hufen, Gebrüll und Gebrumm, schlagenden Schwänzen und stoßenden Köpfen zieht die Ardennenherde vorüber. Moslette steht noch, nennt sie, zählt sie, es prallt in die Moorweite, kurz und hart ohne Schall: „Bürnell'! Blanc pense! Catrenn'!"

Und des Hirten Gemurmel: „Die Du dem Händler gestohlen hast!"

„Die dem Schneider Closson sein Hausstand war!"

„Die von der sédje dame (Hebamme), die — weiß Gott wie — umkommen ist!"

Und dies und das noch und so weiter eine Litanei der Bitternis und des Fluches und Verwünschung. Und hinter ihm trippelt das Rindchen; Kleinrindchen, armseliges! Da würgt der Hirt den stoßenden Atem heraus, daß die eingesunkenen Lippen rascheln, daß das verrunzelte Gesicht sich aufbläht im stillen Erbosen. Da lacht breit und belustigt der kleine Mann die große Frau an. Er weiß schon, was nun kommen wird. Der drollige, ei sehr drollige — was in der Wallonie bedeutet, daß er verrückt ist — also der gewiß drollige Djan-Pire Fliegenfresser wird fluchen und schreien, die Arme werfen, den Stock schütteln, vor Moslette und dem Teufel ausspucken und so zwischen Weinen und Fauchen herausschreien, was man sich nun weit ins Venn hinein gewöhnt hat zu hören, daß nämlich der Vennbauer Moslette ein Schurke und Schinder ist, insbesondere dadurch, daß er für einen sehr niedrigen Preis dem Fliegenfresser sein dürres Rindchen aus der Hütte herausgeholt hat. Moslette sagt zwar: „Meiner Seel',

hab' ich nicht auch Dich Dein' Lebtage mit auf mein' Suppschüssel genommen?!"

Da stürmt der Hirt mit hochgeschwungenem Stecken herzu: „Mein' Lebtage sind nicht mehr lang; ich hab' mein' Siebzig!" und kehrt um vor dem breit und fest wie eingemauert stehenden Mann Moslette. Und steht weit von ihm ab, und aus dem häutigen Gerunzel stieren grell die Augen. Seine dünne Stimme kräht ein Lachen.

„Houtôz! Der gute Gott muß Dich strafen!"

„Gib acht auf mein' Herde!" ruft der Vennbauer, da er sieht, daß die Kühe sich um den Hirten scharen, der Hirt aber auf Sumpfboden steht.

„Hais-là! Siehst Du, ich hab' Dein' fortune!" Er macht einen Sprung auf die Landstraße zurück und stößt den Lockruf aus: „Horilahoi!" Langsam wandelt die Herde ihm zu. Springt über die Torfhaufen an den Mulden entlang, schlüpft unter verkrüppelten Tannen hin.

„Horilahoi!" Langsam wandelt die Herde ihm zu.

Und fort in die dunstige Weite und vom Nebel eingeschluckt auf die dürftigen Vennwiesen fern am Horizont. Horilahoi! Ein hinausgefluchter Schrei, ein gleißendes Lachen, das die Luft schneidet, das ins gestorbene Land wie lebend gewordene Schauer fällt. In den Vennhütten horchen die Stillen auf. Sumpfhahn! —

Aber Moslette steht noch, zieht seine Hände aus den Taschen und spricht zur großen Frau: „Er hat mein' fortune." Und muß ins Haus, denn er fröstelt.

Am alten Weiher hockt der Hirt, dort wo hinterm Wald Bailoup das „schwarze Moor" liegt, gefährlich aber mit saftigen Weidplätzen. Und wo nordwestlich in die Morgennebel hinein das Kreuz Panhaus ragt. Sitzt da in ganz toter Stille. Man hört nur das Rupfen der tropfenden Mäuler im Gras. Die Knie hochgezogen, starrt er in das grundige Wasser. Eine silbrige, von Humus durchdrängte Haut liegt darüber wie schwimmende Mengen Speichels. Eine Wasserspinne kraucht darin, häßlich und dick, mit langen, tastenden Springbeinen. Wenn sie hupft, wallt die Schlammhaut zu Runzeln und Falten. Ein Gesicht dräut herauf. Der Hirt denkt, es ist nicht seines.

Fahle, verschattete Augen gaukeln darin. Das phosphoreszierende Leuchten aus der Tiefe herauf schwimmt hinein. Moormanns bitterböses Gesicht. Da hebt der Hirt seinen Stecken und stößt in den Phosphorschlund. Das Gesicht zerknittert, zerläuft in tausend Wellenkreischen, zu tausend bitterbösen Fältchen. Und ringelt sacht, sachte wieder zusammen, rundet sich, füllt sich. Dräut wieder herauf. Und es ist dem Hirten, als spreche es also: „Bodju, Djhan-Pire, suchst Du noch die goldene Truhe?" Da spricht der Hirt über den Weiher: „Binameï bon Diu! Ich hab's Venn zu allen Zeiten gesehen von novel an bis zum Tage Silvester, dem heiligen Papst. Aber die goldene Truhe hab' ich ebensowenig, wie's Wasser Durst hat."

Und nun muß der Hirt sehr hinunterhorchen, denn das Gesicht spricht: „Es war ein Herr von Reinhardstein. Wenn Du zur Bodrange hinaufsteigst, siehst Du noch die Mauern im Warchetal. Er ist mit vieren gefahren und sagte, er fahre das Glück, und kam im Venn um mit vier Pferden und der Kutsche. Man sagt, mit noch was. Man sagt auch, der heilige Antôine müsse ihnen helfen, denn sie wüßten nicht, was. Es gibt Tage, wo man am Weiher steht und die Kutsche sieht. Man weiß nicht, welche Tage das sind. Aber die Rosse sind noch lebendig im Grund drunten. Wenn auf dem Venn die schrecklichen Nächte sind, trampeln sie den tiefen Schlamm auf, und man kann hinuntersehen, was man sonst nicht sieht und was sie vom heiligen Antôine in der Fürbitte wissen wollen. Man müßte wissen, wann in den schrecklichen Nächten die Rosse stampfen, hais, Fliegenfresser, Du Knorpelstecken?"

Der rutscht in die Knie. Die Erwartung fiebert in ihm. Er fällt auf die Hände. Die Gier zu wissen, brennt in ihm. Er schurpst die Böschung hinunter und ganz nahe dem schleimigen Wasser. Und die Stimme aus der Tiefe:

„Der Herr von Reinhardstein hat einen Schatz gehabt aus Türkenkriegen her, eine Truhe voll Gold, Schöngold, feurigrotes. Die hat er eingegraben am Reinhardstein, und keiner wußte wo, und wie, und wann. Nur der feine Ritter Winguin. Wie gesagt ein Feiner, ein Edler und Schöner. Er war sein Gut-Freund. Der Herr von Rein-

hardstein hat auch ein Weib gehabt, kostbarer als sein Schatz in den Truhen. Feuriges Gold das Haar. Wie der Schatz in der Truhe. Hei! Kam der Winguin zu ritterlichen Spielen und lobte die liebe Fraue. Und dann hing sein Kopf tief, und seine Stimme klang rauh, und er verfiel in große Traurigkeit. Sprach da der Herr von Reinhardstein: ‚Drückt Dich mein Geheimnis, daß Du finster einhergehst?' Und Winguin mit abgewandtem Gesichte: ‚Ja, sieh, weil ich denken muß an Deinen Schatz.' Und wurde noch trauriger. Da grub der Herr von Reinhardstein die Truhe aus und fuhr ins Venn. Er fuhr mit vieren und er dachte: ‚Nun fahre ich mein Glück.' Als er aber kam zum Kreuz Panhaus, wurde die Kutsche leicht und nicht mehr befrachtet, und man sah, daß die Truhe mit dem Golde nicht mehr darin war und unsichtbar davongetragen war an dieselbige Stelle, wo sie eingegraben lag. Da wußte der Herr von Reinhardstein, daß Winguin nicht traurig war wegen dem Schatze vom Gold, und wußte warum. Nun nahm er sein Weib Irmensind und fuhr wieder mit vieren ins Venn und dachte: ‚Nun fahre ich mein Glück.' Er kam am Kreuze Panhaus vorüber, und die Rosse flogen. Am alten Weiher standen die viere still. Der Herr von Reinhardstein schaute um sich und sah sein Weib nicht mehr in der Kutsche. Da rief er voll Grimm: ‚Gold ohne das Weib war nicht mein Glück, das Weib ohne das Gold auch nicht. Nun will ich sehen, wie weder Weib noch Gold zu meinem Glücke wird!' Zerrte an dem Zügel, daß die Rosse aufbäumten und wild zum Weiher rasten und allda mit Kutsche und Mann in den Grund gingen."

Von dem Venndorf Choffraix herauf singt die Angelusglocke. Der Himmel glüht in drei Strichen: rot-gelb-grün. Auf den Weiher fällt das farbige Geblinzel und tüncht das grämliche Gesicht in der Tiefe und streicht ihm die bösen Falten aus und macht es voll Schein und trauriger Güte. Und ist wie das verstorbene Gesicht des Herrn von Reinhardstein, der da vom tiefen Grund herauf traurig spricht: „Die goldene Truhe aber konnte Winguin nicht heben, obschon er mit gesegneten Büscheln über die

Erde hinstrich und die Truhe fünfzehn Ellen hob. Sie fiel wieder hinunter, und die Erde schloß sich, und man weiß nicht, wo sie sich wieder auftut."

Der Hirt springt auf, und sein Hauch weht. Man müßt' die Stelle suchen! Steht steil und atmet heftig. Man müßt' sie suchen. Und geht und tastet mit dem Stecken vorauf, wo der quellende Boden fest ist. Die rote Dämmerung leuchtet. Hinter ihm her trottet das Vieh. Ein Hirt im Venn hat Schlafgedanken, nachtwandlerische. Die verstorbenen Tage hockt er in der Einöde und murmelt. Was murmelt der Hirt im Venn? Schurpst über das hartstengelige Moos, späht in die Nebel. Gold im Venn, Gold, Gold! Alle guten Geister! Blaufeuer, husch!

Jetzt ist er in den gefährlichen Gründen des „schwarzen Moors". Die Dunkelheit schattet um ihn. Das Vieh steht und brüllt.

Der Hirt reckt den Arm, stößt sein blankes Schaufelchen in den Moorgrund und beginnt schnell und hastig zu reiben, zu schürfen, reibt, stößt, scharrt, schneller, immer schneller, seine Armknochen knacken, die Moorfasern zermürben, ein Phosphorleuchten springt heraus, zittert, flackert — fft! verhuscht. Und wieder: stahlhart blau, tanzend, flirrend, sirrt und knistert — fft! Husch in den Grund. Und wieder, funkelnd rot, magisch grün, fackelt lichterloh, Funkenknistern, Feuerwirbel, Flammenzungen, immer toller, immer größer, wächst, wächst, lodert, stäubt, sirrt, hüpft in Bogensprüngen — da — dort — überall, husch! in die schwarzen Gründe weithin, ganz weit, unendlich in die lauernde Moornacht. Der Hirt reckt auf, jagt ihm die spähenden Blicke nach, lacht auf, schreit auf. Und in wilden Tänzen ihm nach, dem Wirbel, dem Flammenreigen, hei wai! den Koboldchen. Aufrucken die Kuhköpfe, stoßen ihr Gebrüll, ganz fürchterlich, in die schwarze Einöde, schlagen mit den dürren Schwänzen — und fort mit Stampfen und Schnaufen hinter dem springenden Alten her, in die Nacht, in die Nebel, in den brauenden Dunst. Hujoh! schwanken und wanken die wuchtigen Leiber, die spukhaften Schatten. Hujoh! Hujoh! schnauft's, brüllt's, stapft's in die Nacht, klatschend ins Schlammwasser — weiter, weiter! Der

Boden schwappt, humpt, die tiefen traurigen Mulden schütteln ihr fauliges Wasser. Horilahoi! lockt der Sumpfhahn. Hei, auf der Fahrt nach dem Glück! Hei, lacht er, daß die Einöde schallt. Das Feuergetänzel vor ihm — ceint diâles! — brennt's nicht da — dort! Das Gold! Das Gold! Das Gold!!

Und steht. Und kann nicht weiter. Und steckt fest wie eingemauert. Drunten aus dem warmschlammigen Grund reckt eine Faust herauf und zieht, zieht ihn herab, tiefer, ganz tief. Seine Notstimme kreischt schrill, mißtönend und so gräßlich, wie die modernden Stimmen aus den offenen Gräbern ringsum: Horilahoi!

Da stapfen sie treu und gehorsam herbei, die wuchtigen, schwankenden Schatten, Bürnelle, Blanc pense, Catrenne, Kaddet. — Stampfen in das Moor ein, reißen die dünnen Beine aus den Schlammfurchen, schieben mit plumpen, schweren Leibern vor, langsam, gequält, hohl, brüllend, aber treu und in intelligenzloser Demut.

Mit beiden Armen greift der Hirt aus, tastet, faßt in die schlampernde Haut eines dürren Halses. Und da brüllt's heiser und krank auf, ein Rindchen, ein hageres, mageres. An ihm hängt der schlotternde Körper des Alten, hebt sich, hebt sich, stößt mit schwerklumpenden Füßen, hastet, keucht — und tiefer zieht ihn die Faust im Grund, der Moorrachen gähnt weit auf zum Fraß, und Schlammfetzen zerwehen darin. —

Da weiten sich die Augen des Alten, und er sieht die klobigen Schatten um sich: Die Bürnelle, den Blanc pense, die Catrenne, den Kaddet —

Und ihre stieren Augen flehen. Um die aufgeblähten Leiber leckt die breiige Flut. Moflettes schwerer Reichtum. Und das brennende Gold in der Truhe. —

Horilahoi!

Da horchen die Stillen im Venn auf. ‚Der Sumpfhahn'. Und schütteln die Köpfe.

— — — — — — — — — — — — — —

Daher es denn kommen mag, daß soviel Glück und Gold im Venn begraben liegt. Aber die Lebenden finden es nicht.

Und der Sumpfhahn schreit.

Liebesstrophen.

(Im Tone spanischer Volksgesänge).

Leuchtende, Schneeweiße, Seelenlose,
Die mein glühend Herz umsonst beschworen,
Bist Du denn das Kind der Wasserrose?
Hat die Wasserrose Dich geboren? — —

Mein Sinn nach Deines Wesens Wonne
Ein tiefes, einziges Verlangen! —
Glutvolle, heiße Sommersonne,
In einem Brennglas aufgefangen! — —

Wollen Herz in Herz uns strahlen,
Tief und ewig uns umfassen,
Fest uns halten, wie zwei Muschelschalen,
Deren Leben stirbt, wenn sie sich lassen. — —

Ein rauhes Echo klagte seltsam nach,
Als ich im Felstal Deinen Namen sprach.
In einen Ahorn schrieb ich dann den Namen.
Da schwoll der Schnitt; glashelle Tränen
kamen. — —

Ich hab' meine Liebe in Lieder versenkt,
Die Lieder gestreut in der Menschen Seelen.
Ich habe so viele Juwelen verschenkt;
Nun schmücken sich alle Frau'n mit Juwelen. — —

Wir weinen nie, wir zeigen's nie,
Wie heiß wir leiden müssen.
Wir schreiben die düstre Melodie
Aufs Notenblatt mit Küssen! — —

Wär' doch erst mein Leben hingeschwunden,
Da die Sonne Deiner Liebe schwand!
Wie durch Wunden rinnen die Sekunden,
Und die Sanduhr ist so voll von Sand. — —

Aus dem Mohnkranz, aus dem roten Kranze,
Fiel Dir Blatt um Blatt im wilden Tanze.
Mit dem Mohne füll' ich mir die Kissen.
Schlafe, schlafe, Seele! Nichts mehr wissen.

Frida Schanz.

Die Auto-Symphonie.

Von Walter von Molo.

Ich bin Besitzer eines Autos, für einen Tag; mein Freund stellt es mir zur Verfügung; er kann mein Achselzucken über dieses Thema nicht mehr mit ansehen. Ich vermag ekelhaft mit den Achseln zu zucken. ‚Lukrativ!‘ sagt meine Frau. Den Freund durchschaue ich mit Röntgenblick: Der Mann will einfach für seinen Wagen Reklame machen, das ist der Güte Kern! Im Autowesen wird Schreckliches an Reklame geleistet, jeder Wagen gewinnt jedes Rennen. Wenn die Marke „Saint Force“ (Idealname!) 100 HP (heißt Pferdekraft: horse power) unplaciert war mit der Marke „Hupp“ (Idealname!) 50 HP (heißt Pferdekraft: horse power), die als Letzte kam, dann steht am nächsten Tage in der Annonce zu lesen: „Sieg! Klasse bleibt Klasse! ‚Saint Force!‘ Nur ein Wagen erreichte — in weitem Abstande — noch das Ziel.“ Und die ‚Hupp‘-Marke signalisiert der Welt: „‚Hupp‘ erreichte als einziger seiner Kategorie allein das Ziel! Wo blieb die Konkurrenz?“ — Also mit der Reklame ist es nichts bei mir; ich nenne keine Namen, jeder Konstrukteur kann somit freudig annehmen, daß sein Hirnsprößling die Ehre hatte, Walter von Molo und Frau für einen Tag durchs All zu knattern.

„Bist Du fertig?“

So eine Frage aus Frauenmund ist eine tödliche Beleidigung. Sie wissen ja: Die Frauen werden nie zur rechten Zeit fertig, et cetera ... Immerhin hat sie diesmal recht; ich bin im Néglige, unfähig, meinen Gedankenmantel als Kleidung auszunützen. Weste an, Rock an, fertig bin ich! Meine Frau ist bereits im Staubmantel; mit einem phantastischen Schleier hat sie den Riesenhut festgebunden, ganz zufällig steht sie vor dem Spiegel. Wenn das Auto

keinen anderen Wert hätte als den, der nüchternen Frauenmode aufzuhelfen, es wäre mir willkommen. „Nüchterne Frauenmode?“ wird mancher Leser sagen. — Es ist so! Verrückte Nüchternheit, die nichts von künstlerischen Zwecken weiß.

„Das Auto ist da,“ sagt sie und stellt sich auf die Fußspitzen. „Mein Herr, das Auto!“

„Noch nicht fünf Uhr,“ gebe ich zurück, und trotz des Frühstücks schaudert mich der frische Sommermorgen. „Wie Gott will, die Reise kann losgehen.“

Noch muß das Dienstmädchen instruiert werden, damit es keine Schwerverbrecher einläßt, während wir in der Ferne weilen. Dann gibt sie uns Ratschläge, langsam zu fahren, weil so viel Unglück geschieht; man liest so gern über Pferde- und andere Unfälle hinweg; der Autounfall bleibt im Gedächtnis haften; noch begleitet ihn das Mißtrauen der Schwerbeweglichen. Vom Fenster seh' ich mir das Vehikel an. Ein Biedermeierrotlack schmückt den Leib, vier Gummibeine hat es und einen goldenen Kopf. Eine offene Benzinkutsche, die, wenn es regnet, sich mit Stangen und Segeltuch zur Arche wandelt. Die Plache liegt gerefft im Fond, reisegepäckbereit und lüstern auf die Fahrt, der Autostammgast. Der Chauffeur (das heißt sinnlos: Heizer, auf deutsch) ist ein kleiner Mann, der in der Vogelperspektive meiner Beobachtung wie ein Kreis aussieht, mit dick gemaltem Zentrum; das ist der Kopf. — Heizer, das Wort stammt aus der Kinderstube des Autowesens. Die Dampfmaschinen sind des Motors Eltern. Die ersten Autos trieb der Dampf. Die Leute, die das Dampfroß laufen ließen, erzogen auch den Sohn. Im Jahre 1880 begannen Benz und Daimler den Explosionsmotorenbau. Der Dampf war tot, es lebe das Benzin. Wie lange dauert's, und der elektrische Speicher, Akkumulator zubenannt, ist stark und leicht genug — hier fehlt es noch — dann reisen wir auch über Land elektrisch; einstweilen geht's fast nur in der Stadt; da ist's aber eigentlich die feinste Art, geruch-geräuschlos; doch die Geschwindigkeit und Lungenkraft für den Transport von Militär und schweren Lasten muß der Elektrokarre erst durch Training ihrer Glieder werden.

Jedoch ihre Zeit kommt, des' bin ich sicher, so gut und bald wie auch der billige Wagen, auf den der Arzt, der Kaufmann, Ingenieur mit heißen Süchten harrt. —

Wie doch ein Sommermorgen in der Großstadt herrlich ist! Die Sonne kriecht so lind herauf, als röste sie nicht arme Menschen den ganzen langen Tag, als dörre sie nicht heißen Staub aus Pflastersteinen. Und wie ein Kätzchen auf Sanftpfoten schleicht sie und reibt den Strahlenrücken an den glänzenden Wagenteilen. Wie ein Vollblutpferd dem Start entgegenharrt, so steht der Wagen sprungbereit. Milchjungen, Semmelausträger, die Frühgewerbe, bilden bewundernd einen kleinen Kreis. Sie treten scheu zur Seite, in ihren Augen bin ich Millionär. „Es ist nicht ein Luxusfahrzeug," sagt mein Freund. „Das ist bloß Redensart; das Auto ist kein Spielzeug, es ist ein ernstes Ding, das schneller fährt als alles sonst; drum ist's die Zukunft jedes Weltverkehrs." Ein Türlein klappt, ein Teppich liegt im Abteil; mein Fauteuil, das ist ein Dornenstrauch mit diesem Sitze in Vergleich gebracht. Der Autoatavismus spukt in meiner Frau; die Autobrille bindet sie so sicher fest, wie wir dereinst die, die zum Pauken dient. Wäre mir die Kunde nicht verläßlich in das Ohr geweht, daß seit zehn Jahren das Auto erst ein Fahrzeug ohne Launen sei, ich würde auf den Gedanken kommen, daß meine Gattin, eh' sie die Wanderung zu meinem Sein begann, Besitzerin eines Autoparks in grauer Vorzeit war.

„Die Donau hinauf bis Melk!" sage ich und halte hohnvoll die Brille in der Hand, weil mein „Chauffeur" nach seiner greift. Eitle Narrheit des Sports! Der kleine Mann knöpft den Mantel zu; viel Vergnügen, bei dieser Hitze! Er geht nach vorn, wo unserem Auto ein Kurbelrüsselchen aus dem Maule hängt; er faßt es an und dreht. Rrrrrrr, fängt die Kutsche zu zittern an. Schreckliche Ernüchterung! So schnurrt die Bohrmaschine bei meinem Zahnarzt.

„Sie sollten einen Mantel nehmen," sagt der Chauffeur, „es wird Sie frieren."

„Bei dieser Hitze? Nein, ich nehme keinen Mantel."

Da lächelt er, so ein geheimnisvolles Zauberlächeln,



Nach dem Bade.
Marmorfigur von Oskar Garvens.

wie's diese aufgeblasene Technik liebt, gleichsam: Du wirst schon sehen! Er schraubt und stellt am Lenkrad. Das hat mir bisher am meisten gefallen, das hat so etwas Neues, Summarisches, wie ein Hirn, das alles dirigiert, ein Betätigungsklavier der Wagennerven. Wie Insektenaugen kugeln die Laternen aus dem Rumpf. Das Auto ist ein Nachtschwärmer, bei Tag hat es geschlossene Augen, bei Nacht da glühen sie hell, Acetylenscheinwerfer.

Ein Hebel schwingt, da laufen die Häuser vorbei, Laternen, Passanten. „Alles fließt," sagt ein Philosoph, der dies Vehikel ahnte, und hinter uns stößt blauer Rauch aus einem Rohrmaul, wie Menschenodem in die Winterluft.

„Na also," sage ich, „wir fahren Auto," und dabei hab' ich alle Sorge, die Lachmuskeln in Würde und Grandezza steif zu halten, denn so ein Rhythmus, so ein Wagenrüttelsieb macht riesig lustig; man grinst ganz wider Willen. Wie schön ist diese Wienerstadt mit ihren leeren Gassen, in denen die Tageshelle Rollschuh fährt.

„Böh, böh!" geht die Huppe; da ist so ein Passant.

‚Wirst Du ausweichen, verfluchter Kerl,' denke ich grimmig und beuge mich weit vor. ‚Soll der Wagen Dir aus dem Wege gehn?'

„Bist Du gestern ausgewichen?" sagt arrogant meine Frau; sie hat etwas unendlich Zurechtweisendes in ihrer Erzieherinnenautobrille.

„Böh, böh!" Die Huppe, das ist auch so ein neues Wort: eine einfache Trompete ist's, an der statt des Menschen Lunge ein Gummiball hängt; der Mensch bläst durch Muskeldruck die Luft durch die Trompete; hier kneift man nur den Gummisack, und manchmal läßt man auch den Motor durch eine Pfeife seinen Atem blasen, dann heult es fürchterlich, das ist „Sirenenton". Des Autos Signalgeber beschäftigen Hunderte von Industrien; das ist das Schöne an dieser Wunderkarre, daß sie aus durchweg neuen Gliedern sich zusammenbaut. Es gibt auch Mundfanfaren, die Kaisermärsche blasen; 'nen vollen Vierklangakkord in die Weite senden, in stille Abseitstäler, gleich einem Herold der Kultur.

Wir rollen den Park entlang; ein frischer Atemhauch

kommt aus dem Grün, mit Blumenduft gemengt. Pensionisten gehen still spazieren, den Stockgriff auf dem Rücken; sie imitieren Großstadt-Karlsbad-Kur. Mütter und Kinder eilen zur Tagessommerfrische, in langen Trupps. Husch, sind wir um die Ecke, hinein ins Vorstadtviertel, wo rußige Fahnen wehen, trotz der Sonntagsfrüh. Zerlumpte Kinder stehen im Straßenmeer und schreien den Wagen an, böse, heiser, klassentoll. In den Fenstern liegen hemdärmelige Männer, denen man die harte Fron vom Antlitz liest. Für diese Leute sind wir Luft, die kümmert nur das Auto, das sie prüfend, wägend messen; vielleicht war einer Pate bei seiner Werksgeburt. Wenn man im Auto rollt, versteht man manches; die Überlegenheit der flinken Räder führt leicht zur Überschätzung seines eigenen Ichs. Bauplätze, Baustellen, sie schwinden vorbei; Betrunkene, Obdachlose schlafen, den Hut auf die Stirn gedrückt. Groß sind die Augen meiner Frau; das sah sie nie. Blutarme Kindersaat, die sich im braungedörrten Teppich wälzt, den Sandloch und Stein zerfetzt, den magere Klepper weiden, Gras!

Vorbei, vorbei; wie bitter ist die Welt, wie häßlich ihre Kehren! Hebelschwung, Luftstoß, der Wagen frißt das Straßenband, er hat jetzt freie Fahrt, das leere Feld hebt an. Bei Brücken, Kurven, Bergen stehen, hundert Schritt zuvor, Autowarntafeln, ein weißes Feld mit dunklen Geheimzeichen, die nur das Auto kennt, Winke von Freundeshand, vom Auto-Klub. Ich reibe die Hände und hebe die Schultern; mir ist kalt; ich greife heimlich nach dem Überzieher und zieh' ihn an. Und weil der Gegenwind die Augen schmerzt, leg' ich die Brille vor. So ist es doppelter Genuß, mit offnem Aug' und warm die Pracht zu sehn. Des Leopoldsbergs Steile schießt empor; hier zog der Babenberger aus zum Kampf, für deutsche Art, hier fiel des Türken Macht. Zur Rechten blinkt der Nibelungenstrom. Rasselnd senkt ein Bagger die ehernen Greifer in das Flußgeschieb, das schwer die Schiffahrt hemmt. Ein Ruderboot, ein Skuller, schraubt sich aufwärts. Hier und da döst ein Angler ins Weltaquarium. Sonst: Wasser, Luft und Licht. Wie ferner grüner Nebel steht die Au, mit Pappelsilber und mit Weidengrau; ein Hirschschrei

drängt hervor, der Widerhall im Weinhang findet, der von den Höhen abwärts rollt. In grauer Weite hängt ein Luftballon, wie Silber ist der Fluß.

Die Riesenkaiserkrone der Abtei zu Klosterneuburg rennt empor; wir müssen Schleichschritt fahren, weil ein Gaul die Huppe nicht verträgt. Er tanzt und spitzt die Ohren und läßt uns dann vorbei. Des Rosselenkers Blick ist wutgeschwellt, das Auto nimmt ihm das Brot. Daß Hunderttausende die Wagen bauen, vergißt er ganz; er sieht Maschinenarbeit, die die Hand verdrängt. Der ärgste Feind heißt Tradition.

Achthundert Jahre waltet hier Sankt Augusts Regel, mit Kunst und Gunst. Ein Faß mit tausend Eimern Füllraum steht im Keller, da rutscht der Wiener und die Wienerin herab. „Fasselrutschen" mit allem Charme, mit Schuh und Strumpf und was noch so daran, wer kennt dich nicht, am heiligen Leopolditag? Leopold, der Heilige, gab diesem Stift den Brief. Aus offener Kirchenpforte drängt Gesang; Weihrauch, Benzin, vermögt ihr euch zu mischen? . . .

Wir sausen links, durch Wiesen, Feld und Au; wie ist die Welt so schön! Vom Felde weht der Kornbrothauch, es ist wie eine lange Musterkarte feinen Dufts, der unsere Nasen trifft. Wald, Wiese, Ackerfeld, bergauf, bergab, die Sonne preßt die Kelter. Dies Dorf ist lang und dieses kurz, hier riecht's nach Holz und dort nach Schweinestall und Kuhmistodem. Bei einem Fenster brennen weinend Kerzen, die roh der Tag verlacht, hier ruht ein Mensch vom letzten Wandertag, und dort, dort, tragen sie ein Kind zur Taufe, das schon der Sünd' entsagt. Hier bellt ein Hund, dort heult ein Kind, und eh' wir's recht versehen, sind wir im Feld und laufen Telegraphendrahtspalier; die Stange singt im Wind. Hier steht ein liebend Paar, dort schwindet eins im Wald, und hier, da gaukeln Sonnenfalter, die im Hochzeitsreigen fest verstrickt ein Spiel dem Aol' sind. Baum, Bach und Haus, ach niemand schöpft die Wunder aus, die unser Wagen schafft, der ratternd, springend, uns im Arm, den Staub nach hinten schickt. Der Wagen, der unsern Puls zum Jubeln bringt, im Frohgelärm. Fern läuft die Eisenbahn, wir hören ihren Schall,

wenn sie die Brücken mißt aus Stahl und Eisenwust, wenn harter Grund die Schienengängelbänder hält. Wie die Gewitterwolke steht der Rauch im Sonnenblau. Die Kurven legen uns nach rechts, nach links, die Wasserrast begrüßt ein kleiner Wagensatz; mit Tacktacknatterlärm nimmt er die Steigung, im Bremsenzügel geht's den Berg hinab. Und die Gerade bläst und saust, die Pappeln laufen, wir fahren schnell, doch keinesfalls in Eilzugstempo. Der Messer der Geschwindigkeit verrät es, er ist der Inbegriff des indiskreten Schwätzers. (Und doch: es ist ein Unsinn, ohne ihn des Wagens Schnelligkeit zu schätzen; der beste Fachmann irrt sich. Lärm, Gesichtswinkel, Straßenbreite, das sind gar oft die Gründe, die zur Polizeischikane führen und den Chauffeur ins Unglück bringen. Das gegnerische Urteil rundet stets nach oben ab. Das Auto aber hat nur Zweck, wenn es, zumindest außerhalb der Stadt, doppelt so schnell als Pferd und Wagen fährt; das kann nicht oft genug hervorgehoben sein.)

Achtundvierzig Kilometer in der Stunde, so fährt ein Bummelzug, auf festgefügtem Damm, auf dem Lineal der Eisenschienen. Wir reisen wie der Vogel fliegt, wir haben keine Uhr, uns schrecken nicht Verspätungen, noch Strafen; wir sehen ruhig die Welt, wir meiden Rauch und Ruß, uns quält kein Kontrolleur; wir dringen kühn in jeden Ort, als sei er unser; wir ziehen nicht von hinten scheu vorbei, wie man's dem Damm befiehlt. Wir sehen Herz und Seele jedes Orts, nicht bloß revers. Dort liegt ein Friedhof, und ein altes Weib weint davor; dort scharmuziert die Kellnerin mit einem Jägersmann, und da — da flieht ein Pärchen auseinander, schnell, weil's den Galoschentritt des Autos nicht vernahm.

„Hoiho!" Der Bauer rennt ins Feld im Sonntagsstaat, die Bäuerin bekreuzigt sich, und alle Augen sind auf uns gebannt. In kleinen Haufen läßt die Kirch' sie aus, mit Lindenblütenpförtner und dem Marienbild aus Stein gehauen; es kräht so froh der Hahn, ein Sommerfrischler zieht den Vorhang auf. Die Frau tut einen Schrei; es knallt und hallt und schmatzt.

„Jetzt ist etwas geplatzt!"

Das war ein Böllerschuß, noch einer, ein ganzes Schußkitt in der Jägersprache. Bauernmusik, Festtagsschürzen, Sammetwesten — mit Juchzgebrülle zieht die Dorfhochzeit vorbei. Die Hochzeit? Nein, Burschen sind's, die mit Gelärm und Ziehharmonikagekreisch die Straßen füllen, damit die Zeit abläuft, damit der Mittag mit der Trauung und der Festfreßstimmung naht, auf die sie alle harren.

„Ein Rad ist 'brochen!" schreit uns einer an.

„Oh jeh, es brennt!" der andere.

Tacktacktacktack ... purzeln die Kilometersteine ins Grün, das die Straße flankiert. Am Anger vorbei, wo wütend die Gänse nach den Pneumatiks blasen; den Arm hebt unser Mann, da fahren sie wie unerprobte Drachenflieger, mit gespreiztem Federnflach, ins Weite. Man muß im Auto sitzen und die Blödheit aller Kreatur mit Augen sehen, dann begreift man, daß eine Autotour ein Kriegszug ist, bei dem Hunde, Katzen, Hühner, Gänse, Schweine, mit einem Wort, was auf der Dorfstraße kreucht und fleucht, nur allzuoft den Winkelried kopiert und sich dem Neuheitsrenner entgegenwirft. Womit auf keinen Fall die wilden Fahrer, die Kilometerrasenarren in Schutz genommen sind; im Gegenteil, das sind häßliche Auswüchse, Schmarotzer der Idee, Pusteln der Kultur, wie sie auch die schönste Sache kennt. Sie wollen Renner sein und sind nur Kärrner, sie halten sich für auserwählt und sind nicht mal berufen. Man darf sie nicht zusammentun mit denen, die an der Führung sind, die Rennen fahren und ihr Leben wagen, denn die sind nötig wie das liebe Brot. Die Grenzbelastung der Maschine erweist die Fähigkeit und das Gebrechen; nur über Niederlagen, Tod und Not, gelingt der Sieg der Technik; es ist ein Lebensbild, das sich im Spiegel jeder kleinen Stufe aufwärts zeigt; drum muß die Leistung sein, auch der Reklamestempel, denn der Mensch ist skeptisch und will mit Zahlen messen, was er selbst ersann.

Das Riesenpanorama tauscht die Bilder, ein Rehbock flieht, die Krähen hopsen in den Ackerfurchen. Ich sitz' mit halbgeschlossenen Lidern und trink' die Weite in mich ein; der Frau drück' ich die Hand ...

Mautern, „Mutaren" heißt's im Nibelungenlied; wir

fahren langsam und lassen unser Pferd bewundern, das vierzig Pferdekräfte in seinem Leib verbirgt; schmal windet sich der Weg, die Donau kommt. Nein, Strafanstalt, und Krems. Wer kennt nicht Kremserweiß und wer nicht Kremsersenf? Die Sonne lacht, die Schwalben schwirren, vor ihren Häusern stehen sie und lassen uns passieren. Der Hut meiner Frau schafft mancher Kaffeestunde Gesprächsstoff, das sehe ich an ihren Blicken, am Armunterfassen und Fingerwink. „Schau die an! Wie ein Pfau!"

„Brecht's Euch die Knochen!" ruft ein fröhlicher Witzbruder, der dafür Lachen erntet; ein Bauer ballt die Faust. Hier wird die Gegend feindlich. „Langsam fahren! Automobile Schritt! Halt! Sonst Strafe!" mahnt eine Tafelschar. Das sind die Fallen in der Autosprache, wo Nägel auf der Straße den Pneumatiks drohen, wo hier und da ein kleiner Stein aus Buschverstecken fliegt. Besonnenheit ist alles; sie besiegt auch Bauernstumpfsinn, sie zwingt den härtsten Kopf. Ein interessantes Gegenstück ist der Maschinenmensch, der Arbeiter; der schwenkt hier, wo's ihm besser geht als in der Stadt, den Hut, der sieht in uns Genossen, die mit ihm dem Fortschritt dienen. Der Bauer trotzt und bockt und weicht nicht aus. Minuten dauert's, bis er sein Pferd zur Seite treibt, trotzdem die Huppe unablässig ging. Dann sieht er uns so voll Verachtung an, voll Neid und Wut. Hier ist es heilige Pflicht des Autofahrers, streng mit sich selbst zu sein, hier ist des Autos Würde in seine Hand getan. Die Jugend aber schreit und winkt uns zu; das ist die Zukunft, die uns wohl versteht.

Der alte Kamerad, die Donau, rauscht und fließt, wir spüren ihren Hauch. Was wehen so viel Fahnen? Schwarz-Gelb und Schwarz-Rot-Gold, der Freiheitswimpel? Göttweih grüßt in der Sonne, wie Nebel raucht das Wasser in gierigem Sonnenfall. Frei liegt die Bahn vor uns; wir legen Lanzen ein und fahren einen Raseschuß. 60, 70, 80, 90, 100 springt der Zeiger im Meßgehäuse für einen Augenblick. Es saust der Wind, die Pappelmauer läuft, wie ein Organ des Wagens sitzt der Mann und läßt das Lenkrad gleiten. Es war ein Molekül der Ewigkeit, wir rollen jetzt wieder langsam fürbaß. Der Lenker ist die

Seele seines Wagens, in seiner Hand liegt alles; wenn er mit allen Sinnen seiner Pflicht gehorcht, dann ist das Fahren Spaß. Halbfertigkeit und Leichtsinn ist nur zu oft der Unglücksgrund. Wenn eine Pneumatik platzt, wenn etwas an der Steuerung bricht, dann heißt es schnell sein und die Bremsen ziehen, den Motor schalten, sonst ist das Unglück da; der Baum, der Straßengraben. Drum muß der Fahrende mit Kopf und allen Sinnen bei der Sache sein, schnell wie der Blitz muß der Gedanke sich in seiner Hand zur Tat wandeln; dazu gehört vor allem Nüchternheit und mindestens so sehr gehören dazu auch gute Nerven. Es ist ein schönes Zeichen steigender Vernunft, daß man die Leute wählt und prüft und besser zahlt, als die Kollegen vom Schienenroß, die in schlecht bezahlten Händen das Leben Tausender mit Opferfrohsinn halten. „Prinz Heinrichsfahrt," den Prinzen selbst am Steuer, ein Erzherzog, der eine Fahrlizenz erwirbt: das sind so schöne Bilder, die werben, prüfen, neue Werte zeigen, die erst die Technik in den Alltag fügen und so den Kreis des Seins vergrößern. Der reiche Mann, der Herrscher, er schraubt und ölt im Leinenkittel; wer ihm die Wege weist, der ist sein Freund. Vom Auto reden alle; Chassis, Karosserie, Zündung, Rahmen, das sind akklimatisierte Worte, die aus dem Heiligtum des Werkstattwinkels direkt in den Salon zu springen wußten und so der Technik dienen, die kein abgegrenztes Fach, die Menschenkampf und Weltenfortschritt ist, unter Beachtung, Schätzung auch der kleinsten Kraft!

Ein Farbband ist die Straße, glatt wie eine Tafel, auf die wir unsere Sehnsucht graben. Das Wetten und Wagen, das eherne „Weiter!" der Menschenbrust, es ist, in neuer Form, der Schnellseinswahnsinn. Wenn nur eine Stunde lang die deutschen Autos hundert Kilometer eilen, dann ist der Weg, den sie bedecken — neunzigmal der Erdäquator! Die Hastelinien, die täglich auf der Erde Autos ziehen, die sind ein dichtes Netz, die Erde einzustricken, die uns dienstbar ist ...

Steil ragt ein Obelisk empor — der Loibener Stein; hier schlug, anno 1805, General Mortier die Österreicher. Im Ackerfelde liegen Freund- und Feindesknochen, sie

schlafen froh dem Engelweckruf zu. Durch diese Täler rollte das Kreuzzugsheer, die Hunnen, Türken, Schweden, zum Schluß: Napoleon. Ein Weinlandsvolk wohnt hier und wahrt die Gabe fremden Bluts, das stumm in stillen Winkeln seinen Tag beschloß. Hier sieht man schwarze Augen, weißblondes Haar, die Reitervolk und Troß in Liebe gaben für spätere Geschlechter. Schwer lag die Hand des Glaubensstreites auf diesem Land. Wie man Schuhe zertritt und neue nimmt, so wechselten hier die heiligsten Gefühle, die der Mensch sich schuf, um froh zu sein. Ein mächtiger Wille ließ sie zittern, der schwere Strafen wußte: Blutgerüst und Landverweisung. Vorpostengleich stehen Stifte, Kirchen und Kapellen, uralte Marterln wechselten auf gleicher Säule Kopf und Sinn: Maria oder das Jesus-kind. Maria hat gesiegt. Die Wallfahrtsorte blühen hier, wo Ritter zogen und auf blutiger Straße Krämer warfen, die donauabwärts karrten, weither aus Schwabenland.

Der hohle Zahn von Dürrnstein mit windzerfressenem Mauerkranz grüßt von der Höhe. Sie haben einen Teil ihm von dem Berg geraubt, auf dem er wurzelzähe haftet; dort fährt die Eisenbahn, durch Häuser, Mauerreste, enge Gassen, tief unterm Söller hart vorbei, wo Richard Löwenherz gefangen saß, bis ihn der treue Blondel fand. Nun liegen sich Sage und Geschichte in den Haaren, ob es auch wahr ist, was man hier erzählt. Ich glaube es, das Auto auch; es nickt mit seinem Hummelkopf, bergauf, bergab. In jedem Orte flattern Fahnen, ein Dreifarbmeer bläht sich im Winde, herüben, drüben, schwarz-rot-gold, auf einer Klipp' im Strom. „Autostation", „Benzinstation": wir lesen oft das Wort: Motorgasthäuser; der unsere ist solid, braucht nicht in die Kur.

Die Berge schatten, und der Wind erwacht. Ein Dampfer pflügt stromauf. Bei der Brücke steht ein schwarzer Kreis, der ruft und schreit, der sich auf Räder schwingt und weiter eilt, dem Schiffe nach, das weiter aufwärts mit dem Kiel die Silberlinien zieht und schmutzige Kohlen dampft. Die ganze Straße stehen die Gendarmen, die Bajonette glitzern; sie sehen nach dem Schiff.

„Die Landung ist verboten."



Holüber! Gemälde von Albert Moore.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

„Wir geben das Geleite, bis zurück nach Wien, und dann ...“

Und dann verweht's der Wind. Ein reifer Apfel platscht ins Auto, ein hohes Lied der Fruchtbarkeit umfängt uns, wiegt uns, umfächelt unsere Stirn. „Böh, böh!“ Der Hebel fällt, die Bremse knurrt. Und Menschen überall und Kirchturmsglocken; das Tal verengt sich, hastiger rauscht der Strom, der sich in schmalen Ufern windet, als seien's Fesseln, und der ein wildes Lied des Zorns auf kraftgespannten Schultern trägt. Hoch ragt Aggstein, das Raubnest, der zerbrochene Schild der Kraft, hoch über Grün und Gras, dem Geier zum Gesellen, der seine Kreise zieht auf Grabruinen. Ein breites Schwarz-Rot-Gold weht von dem Söller und winkt herab ins Tal, aus dem die Hütten rauchen, das demutsvoll dem steilen Hang zu Füßen liegt. Es horcht dem Faltensang des Fahnenstoffes, der wie ein Segel schlägt und dann steht im Wind.

Ameisen wimmeln, wir sind mitten drin, ein Heerwurm der Geschäftigkeit und Eile. Omnibusse, Autos, Räder, mit Fußbetrieb und Motorlärm, Bauernkarren, Turner, Studenten, Frauen, Kinder, Mädchen, Pfarrer, Lehrer; es ist ein Grüßen, Rufen, Drohen, Schreien, ein Lärmen nach dem stummen Schiff, das zag auf Feindeswasser schwimmt, das Hunderte von Tschechen trägt, von Wiener Tschechen, die einen Kampfzug wagten durch die Deutschwachau, das heilige Land der Sage, der Vergangenheit, dem Schreine der Weltgeschichte, der Zeit, da wir hier mächtig waren, groß und stolz. „Franz Joseph“ heißt ihr Schiff, das sie zum „Einbruch“ wählten, wie sich's politisch nennt. Auf beiden Ufern sehen wir die Hast; die Wächter, die jede Landung hindern, eilen mit dem Schiff, das langsam, sorgenvoll bergauf sich gräbt; geschwungene Stöcke grüßen es vom Land, das widerwillig seinen Fuß zur Seite streckt. Das Wasser glänzt und schießt Myriaden Pfeile, der Waldberg sieht so ernst und finster drein, als weinte er. Ein Kompaß ist das Auto im Gewirr, es weiß die Lösung dieses Streits, es singt ein knatternd Lied der Zukunft, mit der Kraft! Die „Wacht am Rhein“ erklingt, vom Schiffe flattern Tücher, Kapitän und Steuermann, gut

deutsch hier allerwege! Stumm steht der Tscheche; er trägt die Gegenwehr in sich.

Ein steiler Berg fällt ab, hier steckt ein Auto, das von der anderen Seite klimmen wollte. Es hat den Motorkasten aufgeschlagen, gleichsam die Brust entblößt; der Arzt horcht sorgenvoll dem Rasselton des überschmierten Motors. Der Mensch kann nimmer weiter, wenn er sauft; so geht's dem Auto auch. Ein gnädiger Herr bewahre uns vor gleichem Schicksal!

Wir grüßen Melk auf hohem Felskothurn, hier stand Cäsars Kastell. Die Fähre nimmt uns auf. Im Augenblicke, als wir halten, wird es glühend heiß. Der Gegenlufthauch fehlt, der auch den Motor kühlt. Im Winter ist das bös, da friert der Motor ein; da heißt es, warme Decken legen wie über Menschenfleisch. Den Mantel ab, die Brille! Von Luft und Sonnenglanz sind wir gebräunt, als wären wir im Süden durch Wochen faul gebummelt. Die Donau rauscht und treibt das Fahrzeug selbst durch schiefen Prall, der es an einem Drahtseil gleiten läßt. Ehrfürchtig steht der Fähre, der Autoleinenkittel ist wie ein Zauberhemd, das fremde Kraft verleiht, das ist kein gutes Zeichen. Das Auto ist kein Sport! Das Fahrrad hatte Sinn und Zweck vom Augenblicke an, da niemand mehr nach seinem Gleiten sah, da war es eingewöhnt im Werktagsrahmen. So muß das Auto sein, in kurzer Zeit. Das Holzschiff schleppt ein Bauernfuhrwerk mit zwei Gäulen, Briefträger, Post und uns. Das Bauernfuhrwerk nimmt soviel Platz in Anspruch wie das Auto, das zwanzigmal die Kraft der Pferde in sich trägt. Dabei ist so ein Herrgottspferd doppelt so schwer als unser Motor, der es vierzigmal ersetzt, wenn man so reden darf. Ein Pferd vermag beim Anzug, für kurzen Augenblick, viel mehr zu leisten als ein Einpferdemotor der Fabrik, den seine Zähigkeit und Unermüdlichkeit hoch über Pferdebeine stellen. Ich steige aus und dehne meine Glieder, sie sind nicht steif, im Gegenteil: ich bin so frisch, als käm' ich aus dem Bett.

„Greif die Pneumatik an."

Der Gesichtsausdruck meiner Gattin läßt mich schaudern; es grinst der kleine Mann, ich eile hin und fahre schnell

zurück. Heiß sind die Gummiwülste, die Eisenstollen, die das Gleiten hindern. Auf dreißig Grade und noch mehr heizt oft die Straßenreibung. „Neuntausend Kilometer läuft eine Garnitur,“ sagt unser Wundermann. Neuntausend Kilometer! Das ist mehr als ein Fünftel des Erdäquatorgürtels; man sieht, die Rechnung geht ins Weite bei diesem Teufelskerl von Menschenwitz.

„Land!“

Klapp, Sprung und Tacktacklärm, wir sind in engen Gassen und winden uns hindurch. Hoch über uns steht ein zerfallenes Haus, Ruine Weitenegg; sie sieht mit blauen Fensterhöhlen nieder, der Himmel guckt hindurch; er schwimmt allüberall mit seinem Blau, auf Haus und Straßenrand. Ultramarinfabrik! steht auf dem Schild zu lesen, den Steine treffen, den gerade Arbeiter im Streik besudeln; der hohe Rauchfang wirft einen strengen Balken quer durch den Lärm der Wut ums täglich Brot. Wir rollen mitten durch, durch ein Faustgestrüpp gehobener Arme, durch Schimpf und Spott und Hohn. Husch, um die Ecke, wie ein Märchen war's; im Bach springt die Forelle, von oben sieht mit Kinderauge die tote Burg ins Tal. Ein Tunnel gähnt uns an, und über uns fährt mit dem Funkenheer der Zug durchs Berggestein. Leb' wohl, du Maulwurf; wir nehmen unsern Berg im Sonnenlicht, im Strahlenglanz des All, nicht feig auf streng gezogener Linie; wir kreuzen deine Bahn so oft wir wollen, wir sind die Herren, nicht die Sklaven unseres Wegs, wir reisen wie in alter Zeit, da wir nicht Passagiere, nicht Nummern waren; wir sind die Jünger einer Kunst, die nur der Wanderer kennt, der aber Tage, Wochen braucht, wo wir in Stunden reisen — wenn wir wollen; sonst geht es langsam wie auf Schusters Rappen.

Wir sitzen Hand in Hand, in uns schwingt Festtagsläuten, Glockenton, der lange schon verhallt, der in der Enge des Taggleichmaßes schwieg, und den das Luft- und Sonnenmeer, in dem wir baden, zu neuem Sein erweckt. Die Augen glänzen, Sorgen fallen; wir spüren den Zusammenhang von uns und all den Herrlichkeiten, die das Leben auf seinem Stande auslegt, um den Wan-

derer zu erfreuen, um ihm die Himmelsahnung in sich selbst zu geben.

Wir reisen schön, wir reisen froh, wir reisen in dulci jubilo. Ein Verseschmied ist das Auto, das die Berge klimmt, die Fäden spinnt, von einem Herz zum andern. Das Leben pulst in jeder Bahn, die es sich schafft. Das Auto ist das Blut des Weltverkehrs, der an Verkalkung litt, der auf den alten Straßen die Lasten nimmer zog, die jauchzend seiner Sonne der Mensch entgegenhält, im Kampf, im Streit, im Sieg! Der Freiheit zu, hoch über Haß und Neid! „Was weiß ein Mensch vom andern!" das ist ein Goethewort, das Widerhall in unserem Herzen findet, im Herzen, das gerecht nur ist aus der Erkenntnis, als Herrin über Raum und Zeit. In einem kurzen Zug flog mehr an uns vorbei als tagelang, im Trott der Eisenbahn, wo wir Pakete sind, mit Aufgabsort und Ankunftsstelle, im Stubenhockerkreis, im Fliegenfang des Klügelns und Bedenkens. Benzin und Luftgemisch, der Zündungsfunke, der knatternd sich entlädt im Viertaktmotor und so die Räder treibt, ihr seid die Mittler zur Verbrüderung der Welt! Ihr seid die Stufen zum Himmelsbau der Herrschaft über Elemente, aus denen wir entstehen, in die wir sinken im Kreislauf, der die Ewigkeit umhegt. Ob Ihr die Menschlein freut, ob Ihr sie tragt, wie Wind den Samen führt, zu neuer Leistung, ob Ihr mit Lasten keucht, ob Krieg und Tod Ihr bringt, das ist ganz gleich: Ihr seid ein Wunderwerk! Und nicht genug des eigenen Zweckes, erfindet Ihr soeben Lenkballon und Luftmaschine ...

Kraft ist Gesundheit, Leben: Tüchtigkeit. Der sanfte Gleitestoß des Wagens massiert Herz, Bauch und Bein, die Luft: verstickte Lungen, das Wechselbild: den Geist. Es endet jeder Sang mit der débâcle, daß an der Seele eng der Körper hängt, was Sokrates bereits mit Leid besang:

„Ich habe Bärenhunger."

„Und ich: Durst!" ...

Wir biegen ein zum Dorf, mit Hoffnung knurrt der Magen, im Trommelton der Luft ...

Die Prinzessin von Conti.

Das Erlebnis einer römischen Frühlingsnacht. Von Richard Voß

I.

In dem Süd-Expreß Berlin-Neapel befand sich ein Reisender, der, je mehr er — nachdem der Zug Florenz passiert hatte — Rom sich näherte, um so erregter wurde. Er saß in einem Halbcoupé und hatte das Glück, mit Hilfe eines fürstlichen Trinkgeldes in dem Wagen-Abteil der einzige Fahrgast zu bleiben. Bei seiner Stimmung war dieses Alleinsein eine Notwendigkeit. Wie hätte er bei solcher Gemütsverfassung einen Mitreisenden ertragen sollen. Selbst die Gesellschaft eines Freundes hätte ihm Qual bereitet.

Der Reisende war ein alter Herr mit weißem Haupt und einem Gesicht, das etwas Leuchtendes besaß. Wer ihn sah und nicht kannte, fragte zweifellos: „Wer ist dieser Mann?... Es muß ein Mann sein, der in seinem Leben etwas geleistet hat: etwas Bedeutendes, Bleibendes ... Gelitten muß dieser Mann haben. Viel und grausam gelitten! Ein Schicksal lastet auf ihm. Das Leben dieses Mannes war eitel Kampf, grausamer, unerbittlicher Kampf! Dabei ward er müde. Und jetzt — jetzt erklärt er sich selbst für einen Besiegten des Lebens."

Und wenn derjenige, der so dachte, den Namen des alten Herrn gehört hätte, würde er ausgerufen haben: „Das also ist er! So sieht er aus! Eigentlich konnte ich mir denken, daß er so aussehen muß ... Der Mann ist, wie seine Werke sind."

Die Werke des Mannes, der ein Künstler, ein Bildner, ein Schöpfer war, gaben seinem Namen einen weitschallenden Klang. Aber es mischte sich darin ein Mißton. Es waren

die Werke eines Künstlers, die an ihrer allzuglühenden Phantasie krankten. Und dann — die Phantasie des Mannes war mächtiger als seine Gestaltungskraft. Sie spotteten der künstlerischen Form, kamen dahergebraust wie eine Sturmflut und zerbrachen die Form: die Form und den Menschen.

Die ungebändigte, ausschweifende, alle Wirklichkeiten in Traumzustände auflösende Einbildungskraft des Mannes war zugleich die Ursache, daß er sich in der realen Welt nicht zurechtfand: sein Leben sowohl wie seine Kunst zerschellten an dem brutalen Dasein der Dinge. Dazu kam ein Ereignis, das diesen durch hohe Lüfte irrenden Geist vollends aus seinen Bahnen riß ...

In seiner Jugend hatte er in Italien gelebt, in Rom. Er war in Rom gewesen, wo er sich selbst entdeckt hatte und ein Künstler geworden war, ein Bildner, ein Schöpfer. Aber auch seine Phantasie hatte in Rom ihren Überschwang gefunden: wie von den Gluten der römischen Sommersonne entzündet, loderte sie auf. Er wollte Rom niemals verlassen, wollte sich dort eingraben, mit allen klammernden Organen sich anwurzeln, sich festsaugen. Rom sollte sein Schicksal sein. Da erlebte er jenes Ereignis, das zu seinem Verhängnis wurde und ihn von Rom forttrieb.

Das war ein Menschenalter her. Seit einem Menschenalter war er nicht wieder in Rom gewesen, ohne das er einst nicht glaubte leben zu können, ohne das — wie er längst erkennen mußte — sein Leben niemals mehr so recht ein Leben gewesen war. Jetzt kehrte er zurück, ein Müder, ein Entsagender, ein Besiegter ...

Bei der Station Orte begann das römische Land, begann eine neue Natur, eine neue Welt: die Campagna! Das erste Frühlingsgrün umwob die noch winterbraune Steppe mit schimmernden Schleiern. Den Faltenwurf der Königin aller Landschaften säumten gelbe Tazetten; der Mantel war mit purpurfarbenen Veilchen und weißen Margueriten bestickt, und ihre Krone — das Felsengebirge der Sabina — leuchtete in dem Blau von Saphiren mit dem Demantglanz seiner zu einem wolkenlosen Himmel aufsteigenden Schneegipfel.

Der Reisende öffnete das Fenster. Sein Blick, mit dem er auf das erhabene Land schaute, hatte etwas Verzücktes, als sähe er das Bildnis einer längst verlorenen Geliebten, die er niemals vergessen hatte. Wie hatte er nur so lange ohne diesen Anblick leben können? Leben können ohne die Campagna Roms! Jetzt sah er den Soracte: die römische Sphinx, das Capri des Hügelmeers, den Berg höchster Schönheit; und er grüßte mit Blick und Herz hinüber. Jetzt erst näherte er sich wirklich Rom; jetzt erst durfte er glauben, daß er zurückkehrte — heimkehrte ...

Weit lehnte er aus dem offenen Fenster, tief Atem holend, als saugte er Lebensodem ein. Ihm war's, als schlüge ihm der Duft der Veilchen und wilden Narzissen entgegen, ihn köstlicher dünkend als alle Wohlgerüche Arabiens. Er lauschte. Durch das Brausen des Eilzugs hörte er Lerchenjubel, wie ein Chorgesang niederschallend aus den Lüften. Der Lerchengesang war der Frühlingshymnus der Campagna Roms. Er verkündete die heilige Osterzeit, jauchzte das Hosianna: „Auferstanden von den Toten!"

Und der alte Mann fühlte sich als ein Auferstehender ...

Rom rückte näher und näher! Als der Zug an Monte Rotondo vorüberfuhr, begab er sich auf die andere Seite des Wagens und spähte hinaus mit dem Blick eines Visionärs, der längst Vergangenes, längst Gestorbenes schaut.

Er sah die Albanerberge. In einer Linienschönheit, als hätte sie die Hand eines großen Künstlers gebildet, von Sonnendunst umflimmert, hoben sie sich vom Azur ab. Eine weiße Stadt glänzte auf. Dort war's gewesen, wo sich sein Leben erfüllt hatte, wo sein Leben zerstört worden war. Und die Vergangenheit erwachte in ihrem Grabe, stand auf von den Toten, trat zu ihm, blickte ihn an, todtraurigen Auges und doch mit einem Lächeln um die verstummten Lippen, die einst zärtliche Worte geflüstert hatten, Worte einer Leidenschaft, wie nur wenige sie erfahren konnten: nur solche, die auserwählt waren.

Die Sprache der todtraurigen Blicke, der verstummten Lippen lautete: ‚Einstmals bin ich gewesen; einstmals lebten wir: Du und ich! Weißt du noch?'

Und der Mann, der verlernt hatte zu lächeln, antwortete dem blassen Geist seiner gestorbenen Liebe: ‚Ich weiß noch. Ich habe es niemals vergessen, es niemals vergessen können. Das ist's ja eben! Daß ich dich immer noch liebe. Mehr als je, mehr als je! Sieh mein weißes Haar! Damals war es blond und — immer noch, immer noch. Ich bin daran zugrunde gegangen. Als Mensch und als Künstler! Daran, daß ich nicht vergessen konnte. Sieh mich an! Lies die Schrift meiner Züge, verstehe die Sprache meiner Augen! Die Schrift in meinem Gesicht erzählt die Geschichte meiner großen, meiner einzigen Liebe; die Sprache meines Blicks ruft den Namen meines längst gestorbenen und doch unsterblichen Glücks: deinen Namen, Lodovica, Prinzessin von Conti!'

II.

An dem neuen, dem jungen Rom fühlte der Reisende, wie alt er geworden war. Nie zuvor hatte er es so tief empfunden. In Rom war alles anders geworden; alles so trostlos neu und jung! Der Künstler, der die Jugend liebte, dem sie als etwas Göttliches galt, hätte nicht für möglich gehalten, daß Jugend so häßlich sein könnte. Was hatten die Römer aus ihrer Stadt des Romulus gemacht? Sie hatten der Göttin das altertümliche, hochehrwürdige Gewand nicht etwa abgerissen, sondern es im Gegenteil frisch garniert, mit Bändern, Rüschen, Spitzen wunderhübsch aufgeputzt. Sie hatten Roma antica modernisiert und salonfähig gemacht; hatten ihre tausendjährige Mauerkrone mit bunten Pariser Blumen besteckt; hätten ihr gern Hackenschuhe verschrieben, sie am liebsten frisiert, gepudert und geschminkt. So gefiel sie den modernen Römern ...

Erst als der Reisende auf den Spanischen Platz kam, erkannte er Rom wieder: sein Rom!

Auf dem Platz rauschte nach wie vor das Wasser in dem Schiffbrunnen, stieg nach wie vor die schönste Treppe der Welt zu den Türmen der heiligen Dreieinig-



Der Dichterling. Gemälde von Th. Th. Heine.

keit empor. Und rings um die Fontäne immer noch die Blütenbollwerke; auf der Treppe immer noch die Modelle.

Wie seltsam das war! ... Ein brauner Knabe bot ihm einen Korb Tusculumveilchen an — genau wie damals um die Frühlingszeit. Jeden Tag kaufte er solchen Korb blühenden Wohlgeruchs. Fast hätte er es aus alter Gewohnheit auch heute getan. Er fragte den Knaben: „Sind die Veilchen wirklich von Tusculum?"

„Wirklich, Herr! Ich habe sie selbst gepflückt. Gestern den ganzen Tag. In der Nacht bin ich zurück. Kauft sie doch, Herr!"

Nur Veilchen von Tusculum hatten diese tiefe Purpurfarbe, nur Veilchen von Tusculum konnten so duften! ... Er gab dem Knaben ein Geldstück, das seinen Korb dreifach bezahlte: „Es ist zu viel, Herr."

„Behalte es nur."

„Tausend Dank!... Wohin soll ich die Veilchen tragen?"

Fast hätte der Alte seine frühere Wohnung angegeben. Er mußte sich darauf besinnen, daß vierzig Jahre verflossen waren, seitdem er dort oben, Ecke Via Sistina und Via Gregoriana, gewohnt hatte. Von der Stelle aus, wo er stand, konnte er das Haus mit seiner von Säulen getragenen Vorhalle sehen. Es hieß der „Tempietto". Paul Bourget und Gabriel d'Annunzio hatten in dem hohen schönen Hause ihre Helden wohnen lassen, so daß das alte Haus an dem kleinen Platz vor Trinità de' Monti weltbekannt geworden war. Auch vor vierzig Jahren hatte der Held einer Geschichte in dem berühmten Hause gewohnt; und wollte man dieser Geschichte einen Namen geben, hätte man sie „Die Prinzessin von Conti" nennen müssen.

Sie, die so hieß, war längst tot...

Der Reisende sagte dem Veilchenverkäufer, daß er seine Blumen nirgendwohin tragen sollte, entnahm dem Korbe einen Strauß und drückte sein Gesicht in den Frühlingsduft.

Wie ein Traumwandler begab er sich in die nahe Bocca di Leone und zu seinem Gasthof, vor dem der Pfefferbaum sein zartes Laub mit den purpurfarbenen Fruchttrauben noch immer im Frühlingswind schwanken

ließ. Auch hier hatte er sein altes Rom. Aber er war zu erregt, als daß ein Heimatsgefühl in ihm aufkommen konnte. Er ging in seinem Zimmer auf und ab, versuchte sich zur Ruhe zu zwingen, wurde immer erregter. Es pochte. Der Kellner trat ein, fragte den alten Italianissimo im perfekten Französisch: ob „monsieur" table d'hôte speisten? erhielt ein zornig gerufenes: „mai!" zur Antwort, zog sich voll gekränkter Würde zurück, überließ den wunderlichen Alten von neuem seiner Einsamkeit, seinen Gedanken, seinem Kampf gegen die Geisterschar in seiner Seele. Es waren blasse schwankende Gestalten, die zu ihm drängten, geweckt von diesem glanzvollen Frühlingstag bei seiner Ankunft in Rom.

Doch — war er nicht nach Rom gekommen, um nach Frascati zu gehen? Nur deshalb! ... Weshalb ging er nicht gleich am ersten Tage dorthin?

Er holte das Kursbuch, fand, daß es für die Bahn zu spät geworden war, wollte einen Wagen nehmen und erinnerte sich, von Rom beinahe stets nach Frascati geritten zu sein: gab es auf der Welt doch nichts Köstlicheres, als einen Ritt durch die Campagna!

Und heute würde gar Mondschein sein! Ein Mondscheinritt im Frühling von Rom nach Frascati ... In Erinnerung alter Zeiten hatte er seinen Reitanzug mitgebracht; denn ein guter Reiter war er geblieben. Aber in seinem ganzen Leben hatte er nie wieder solche Ritte gemacht wie damals: waren solche Ritte doch nur in der römischen Campagna möglich! Vollends, wenn der Mensch so jung ist: so göttlich jung, daß er sich unsterblich fühlt. Und wenn der Mensch zu seiner glückseligen Jugend gar noch liebt: mit solchem Ewigkeitsgefühl liebt, daß er an kein Ende denken kann; denn —

„Das Ende würde Verzweiflung sein ..."

Als wäre er noch ein Jüngling, machte der Reisende sorgfältig Toilette, wobei er ängstlich vermied, in den Spiegel zu sehen. Er befand sich in Rom und beabsichtigte nach Frascati zu reiten — hätte er im Spiegel das weiße Haar, die gramvollen Züge, die müden Augen erblickt, so würde ein Grauen über ihn gekommen sein und

ihn zurückgehalten haben, an dem Frühlingsabend den nämlichen Weg zu reiten, der ihm einstmals den Weg ins Leben bedeutet hatte.

Nachdem er noch von den tusculanischen Veilchen ins Knopfloch gesteckt, verließ er sein Zimmer, sagte dem ihn erstaunt betrachtenden Portier: er ritte nach Frascati und käme vor dem nächsten Tag schwerlich zurück, winkte einem Vetturin und ließ sich vor Porta del Popolo fahren. Dort war damals die Manège gewesen. Sie würde gewiß auch jetzt noch dort sein; denn nichts hatte sich in diesem Teile der Stadt verändert. In der Via Babuino befanden sich sogar noch die alten Antiquare, die alten Marmormagazine und alten Verkäufer von Blumen, römischen Schals, Teppichen, Bronzen. Kein einziges neues Haus!

Dort ging es in die Via Margutta, wo damals viele seiner Freunde gewohnt hatten. Er dachte nach, wer von diesen vielen noch am Leben sei? Nur noch wenige.

Weiter die Straße hinauf! Dann der Platz mit den beiden Kirchen am Corso, mit dem Obelisken und den wasserspeienden Löwen in der Mitte, mit dem Aufgang zum Pincio, mit Santa Maria und dem Tor, durch das so viele Romfahrereingezogen waren. „Eccola Roma!"

Der Alte sah alles voll stillen Staunens darüber, daß er dieses leuchtende Bild nicht beständig gesehen haben sollte: Tag für Tag, jahraus, jahrein, bis seine Jugend, bis sein Leben verging. Wiederum mußte er sich gewaltsam in Erinnerung zurückrufen: „Vierzig Jahre sind es her, daß du fortgingst! Vierzig Jahre!"

Die Manège befand sich wirklich noch an alter Stelle. Er mietete das beste Pferd des Stalles, schwang sich mit jugendlicher Leichtigkeit in den Sattel und ritt davon — den nämlichen Weg wie vor vierzig Jahren: durch den Corso, am Colosseum vorüber zum Lateran, durch das Tor von San Giovanni hinaus zur Porta Furba, bei der noch immer die einsame Türhüterin, die alte Pinie, Wache stand. Er ritt hinein in die Campagna, wo sie am herrlichsten, am einsamsten, am feierlichsten war.

III.

Das war das römische Land! Große Dichter haben es besungen, große Künstler gemalt. Aber kein Dichter kann schildern, kein Künstler darstellen, wie es in Wirklichkeit ist: man muß die Campagna Roms erleben.

Zum ersten Male sah der Reisende in dieser Landschaft wieder die Sonne untergehen: durch die braunen Bogen der antiken Wasserleitung über dem Tyrrhenischen Meer!

Der Horizont begann in allen Schattierungen vom tiefsten Rot bis zum zartesten Rosa in purpurdunkeln und violetten Tinten zu erstrahlen, durchlodert von orangefarbenen und goldigen Strahlen. Die Lohe griff um sich, erfaßte den Himmel, schien den Himmel in Flammen zu setzen, den Himmel zu verzehren, daß er auf die Erde herabstürzen mußte. Sie glühte auf im Widerschein des himmlischen Brandes. Riesigen Feuerketten gleich begrenzten die Felsenberge das leuchtende Land: Kaiser Nero hatte nur Rom in Brand setzen können — der römische Sonnenuntergang entzündete Himmel und Erde...

Vor dem Reiter lagen Tusculum und Monte Cavo, als wären alle Rosen der Welt zu Bergen aufgehäuft, um hier Aphroditen ein Reich zu gründen: „Dir, Göttin der Liebe!... Dir, Prinzessin von Conti! Du zum Weib gewordene Himmlische, Göttin und Dämonin zugleich!"

Der Mann, dem die Schaumgeborene in irdischer Gestalt auf jenen rosigen Höhen einstmals erschienen war, mußte sich Gewalt antun, diese Worte nicht laut auszurufen in den lodernden Abend hinein.

Als sei der erstickte Aufschrei eine mächtige Beschwörung gewesen, die Tote erweckte, wurde das Gestorbene in des Reiters Seele wieder lebendig; indessen die Abendröte in schwärzlichen Purpur sich wandelte, die Gebirge mit dunklem Veilchenblau sich bedeckten, die ersten Sterne erglänzten und über dem Gipfel des Cavo eine weiße Helle sich verbreitete: der Schein des aufgehenden Mondes.

Während der Alte sein Pferd gleich einem Jüngling spornte, versanken für ihn auf dem wilden Nachtritt die Jahre, färbte sich sein Haar wieder blond, schlug sein Herz

wieder heiß, wurde er wieder jung, liebte er — lebte er wieder ...

⁂ ⁂ ⁂

Lewin von .... wohnte in dem Tempietto über der Spanischen Treppe an dem kleinen Platz vor Trinità de' Monti, hoch über Rom und seiner Herrlichkeit. Von den Fenstern seiner Wohnung aus sah er auf der großen Terrasse den schlanken goldbraunen Obelisken des Hadrian; sah er den schwarzen Steineichenhain der Villa Medici, die schattenvolle Allee, die in die Pinciogärten führt. Und er sah von dem gelben Berge die Zypressen des Monte Mario herüberdunkeln; sah die gewaltige Stadt der Papstburg im Sonnenglanz leuchten, den Sankt Peter seine Wölbung dem Himmel entgegentragen.

Jeder Blick aus seinen Fenstern hinaus war Schönheit, Festlichkeit, Lebensgefühl, Daseinswonne: edelste und reinste, also höchste. Sie war es, weil sie unberührt blieb von dem Persönlichen, dem Menschlichen, in Anschauung einer vieltausendjährigen Kulturwelt unter dem Himmel Roms, die zu dem Geiste des Betrachtenden sprach.

Der junge Deutsche, dessen Name in Zukunft einen großen Klang bekommen sollte, war reich, wohlgebildet, liebenswürdig und liebenswert. Er besaß die feinen leisen Formen des Mannes von Welt, den Geschmack eines Künstlers und die Illusionen einer vom Staube des Lebens noch unberührten Seele. Er hatte noch nicht geliebt, fürchtete sich zu lieben, sehnte sich zu lieben, und sah in jeder Frau — nicht Helena, wohl aber ein Wesen, das ihm Scheu und zugleich Ehrfurcht, Bewunderung und zugleich Andacht einflößte. Niemals jedoch Begehren!

Sehr bald war diese außergewöhnliche und durch ihre hervorragenden Eigenschaften glänzende Männererscheinung in die kosmopolitische römische Gesellschaftswelt eingeführt und von allen Kreisen wohl aufgenommen. Lewin ging zu den Empfängen der Botschafter, besuchte die berühmtesten Salons fremder und römischer hoher Aristokratie und wurde im Quirinal vorgestellt. Ebensobald erkannte er, daß ein Weltleben in Rom nicht zu den Dingen gehörte, die er in Rom suchte, und begann in bester Form

sich zurückzuziehen, um in Rom — Rom zu erleben, ausschließlich Rom! Rom mit seinem unerschöpflichen Reichtum, seiner Überfülle von Eindrücken, für deren Aufnahme ein Menschenleben nicht ausreicht.

Jetzt erfolgte für den Rom-Begeisterten eine Reihe von strahlenden Festtagen, die er — dem Worte Goethes zum Trotz — ausgezeichnet ertrug. Ja, er konnte an schönen Tagen kein Genüge finden; wollte endlos genießen, endlos schwelgen, in Romschönheit sich „ausleben" — wie die Jugend von heute es nennt. Es stand nur zu befürchten, daß ihm solches niemals gelingen würde.

Das kann der Mensch in Leidenschaften, Genüssen; in allen Dingen, die ganz von der Erde sind, niemals jedoch in der Schönheit: in jener reinsten, edelsten, höchsten.

IV.

In seinem römischen Weltleben hörte Lewin häufig einen Frauennamen nennen, der für ihn einen ganz besonderen Wohllaut hatte: „Lodovica, Prinzessin von Conti."

Es war eines der ersten, der ältesten Geschlechter: das Haus der Grafen von Tusculum, das dem Stuhle Sankt Peters sechzehn Stellvertreter Christi geschenkt hatte und im Mittelalter so mächtig war, daß die Grafen von Tusculum Rom, das ewige Rom, zerstören wollten, um ein neues Rom zu gründen: auf Tusculum, dem Berge, nach dem sie sich nannten. In Frascati, das aus den Trümmern des von den Römern dem Erdboden gleichgemachten Tusculums entstand, besaßen sie noch ihr Landhaus, berühmt durch seinen nachtdunklen Park, seine königlichen Terrassen, märchenhaften Rosengärten, gewaltigen Wasserwerke, köstlichen Einsamkeiten.

In der römischen großen Welt sprach man viel von der Prinzessin von Conti, Donna Lodovica. Von ihrer wundersamen Schönheit, ihrem rätselhaften Wesen, ihrer unglücklichen Ehe mit einem Spieler und Wüstling, einem Halbnarren, einem Degenerierten, dem Letzten eines der stolzesten und ruhmreichsten Romulusenkel, dessen Name gleichtönend war mit dem der Orsini, Colonna, Massimi

Und man sprach von ihrer Liebesfülle, ihrer Liebesgewalt. Vielmehr: man flüsterte, raunte —

Der Prinz lebte getrennt von ihr, hatte ihr die Frascataner Villa überlassen, begegnete ihr bisweilen in der Gesellschaft, wo sich die Gatten fremd-höflich begrüßten.

Denn nur bisweilen erschien Donna Lodovica in Rom, wo sie in der Via Gregoriana eine Wohnung hatte, nicht viel besser als ein Absteigequartier. Die „böse" Welt raunte sich zu: die schöne Frau käme nur dann, wenn sie eines neuen Opfers bedurfte, das sie sich unter den jungen, unter den ganz jungen Leuten aussuchte, das sie packte und nicht mehr losließ. Nicht eher, als bis es zugrunde gegangen war; an Leib und Seele zugrunde!

Aber — so sprach eben die böse Welt ...

Tatsache war, daß die Prinzessin bisweilen in der Villa Besuche empfing: von jungen, sehr jungen Leuten, die sich in die schöne Frau, die eine unglückliche, eine verlassene Frau war, wahnsinnig verliebten. Und unleugbare Tatsache war etwas anderes: daß in dem großen und tiefen, von der berühmten Balustrade Fontanas umschlossenen Teich verschiedene Selbstmorde stattgefunden hatten; wie es hieß: von jungen, sehr jungen Leuten, die zu den Gästen der Prinzessin gehört haben sollten, zu — deren „Opfern".

Das war Gerücht. Aber es wurde nicht nur nicht widerlegt, sondern begierig geglaubt, begierig weitererzählt, vergrößert, mehr und mehr in Grausen gehüllt.

Die Römer verschafften sich Eingang in die Parks der Villa, stiegen von Terrasse zu Terrasse, von Wasserwerk zu Wasserwerk durch die Steineichenhaine bis zur höchsten Stelle der imposanten Anlage hinauf, traten aus dem Dunkel der Waldung, standen vor dem mit einer schwermütigen Flut gefüllten Bassin und besichtigten den Ort des Grauens als eine Sehenswürdigkeit.

Von dieser gefährlichen Frau hatte Lewin viel gehört, ohne so recht hingehört zu haben. Denn er war einer der Menschen, der für andere, ganz andere Dinge offene Ohren und ein offenes Herz besaß. Was kümmerten ihn solche Frauen? Was wußte er von solchen Frauen? Er würde niemals davon wissen! Und dann — das Gerede der

Welt ... Es gehörte zu den Häßlichkeiten der Welt; und er wollte die Welt der Schönheit erleben.

Konnte der Mensch etwas anderes erleben? Der junge, der sehnsüchtige, der zu guten und großen Göttern betende Mensch!

⌘ ⌘ ⌘

Lewin hielt sich in Rom ein Reitpferd. Er kannte nichts Köstlicheres, als die Ritte durch die Campagna: hinaus ins Weite, Große, Unermessene, oft bis zu den weißen Dünen der Meeresküste; bis zu den leuchtenden Felsenmauern der Sabinerberge. Er ritt quer über die Steppe, die auch im Winter grünte und blühte, gesellte sich zu Hirten und Campagnuolen, trabte mit den wie auf den Prärien des Arkansas frei sich bewegenden Pferdeherden, bestand Abenteuer mit den gefürchteten Stieren und Campagnahunden, entdeckte unerforschte Ruinen antiker Landhäuser und Grabmäler, empfand seine Jugend als etwas Unsterbliches, die Schönheit der Welt als etwas Göttliches, zu dem er seine Seele emporsteigen ließ, dem er sie gern als Opfer dargebracht hätte ...

Eines Abends im Frühling ritt er nach Frascati. In später Stunde verließ er Rom. Es war Vollmond.

Als Lewin auf der Höhe die Stadt der Trauben und Rosen, der Villenpaläste und Gartenhaine erreichte, war es bereits leuchtende Nacht und der Ort so tief einsam, als könnte kein Leben sich regen. Das Verstummen menschlicher Stimmen und die Verlassenheit erhöhten die Stimmung des Nicht-von-der-Welt-Seins. Chöre von Nachtigallen! Liebessinfonien von klagenden, schluchzenden, um Erhörung flehenden Lauten. Und jeder Laut Sehnsucht, Zärtlichkeit, Leidenschaft. Eine Sehnsucht und Leidenschaft ohne Ende —

Gleich Felsenmauern stieg es zu seiner Linken empor: Terrasse folgte auf Terrasse; Hain auf Hain. Den schmelzenden Gesang der Nachtigallen begleitete die seeleneinlullende Musik der Fontänen. Sie blieben dem Blick des Reiters entzogen, wodurch das plätschernde Rauschen noch geheimnisvoller, noch mystischer klang.



Am Strande.
Marmorfigur von Enrico Braga.

Er gelangte auf einen Platz vor der Stadt und wollte den Rückweg durch den Hohlweg bei der Villa Aldobrandini über Grottaferrata antreten, als er zur Seite ein weitgeöffnetes Tor sah. Auf den Pfeilern kauerte mit ausgespreizten mächtigen Fittichen ein Adler: der königliche Wappenvogel der Conti, der Grafen von Tusculum. Unwillkürlich hielt Lewin sein Pferd an. Vom Sattel aus blickte er tief hinein. Er sah eine Platanenallee, die gerade in Knospen stand: silberschimmernde Stämme trugen Zweige und Wipfel, denen goldene Blüten entquollen.

Immer mehr wurde die Welt zum Märchen, das Leben zum Traum ...

„Lodovica, Prinzessin von Conti!"

Plötzlich fiel ihm der Name ein. Zugleich erkannte er die Adler der Conti. Er stand vor dem Landhause, das die schöne und unglückliche Frau bewohnte. Sie sollte Wahnsinnige und Selbstmörder machen: sie „sollte" —

Weit offen stand das Tor. Über dem Eingang erhob sich ein Bollwerk von Pinien und Steineichen, deren Stämme es leuchtend umrankte, aus deren Wipfeln es in breitem, schimmerndem Strome niederfiel: Weiße Bansiarosen! Mengen weißer Bansiarosen! Blütenkaskaden weißer Bansiarosen!

Und dann der endlose silberne Platanenweg, voll knospender, silbern glänzender Blätter ... Er lockte, lockte, lockte ... Wohin mochte die strahlende Straße führen? ... Zu dem Hause der schönen Verderberin ... Was hatten nur die Nachtigallen? ... Noch nie und nirgends hatte der nächtliche Reiter die Sänger leidenschaftlicher Liebessehnsucht in solchen Lauten schluchzen und klagen hören. Ihm war's, als schluchzten sie um die schöne einsame Frau. Und ihm war's, als zöge ihr Gesang, als zöge der Glanz der Bansiarosenblüte und des Platanenwegs ihn unwiderstehlich an, in die leuchtenden Tiefen hinein, einem Geheimnis, einem Verhängnisse zu.

So ritt er denn durch das von den beiden Königsadlern bewachte Tor, das eigens für ihn weit geöffnet zu sein schien.

V.

Diesen Ritt in der Frühlingsmondnacht, den er als junger Mensch getan und der ihn seinem Verhängnis, seinem Schicksal zugeführt hatte, erlebte der Ergraute im Geiste wieder.

Er erlebte die Geschichte seiner ersten, seiner einzigen Liebe in der Erinnerung, als ob er immer noch der Liebende wäre, der — wie damals so oft — noch spät am Abend durch die feierliche Campagna nach Frascati ritt, wo ihn die Geliebte erwartete. In dem Wieder-Erleben ward sein Haar wieder blond, schlug sein Herz wieder heiß, wandelte sich sein müdes, besiegtes Alter wieder zur Jugend; zu jener heiligen Jugend, die glaubt und hofft, ersehnt und liebt, stolze Träume träumt, nach Taten drängt und unsterblich sich fühlt. Dann aber kommt das Leben —

An der Landstraße war ihm alles bekannt: jede Ruine, jeder Bogen der antiken Wasserleitung. Bei Porta Furba stand noch immer die ehrwürdige Torhüterin: die alte mächtige Pinie; und die Wasser des Papstbrunnens rauschten dem einsamen Reiter ein Willkommen entgegen. Er mußte sich mühsam besinnen, daß er fortgewesen war: ein ganzes Menschenleben lang fort von diesen Stätten, die seine Seele sich zur Heimat gemacht hatte.

Nun versank hinter ihm Rom, stiegen die Albanerberge vor ihm auf. Durch den Torbogen des Aquäduktes reitend, war's, als würde ein Vorhang aufgezogen: die weite, weite Campagna im Vollmondschein, ein Meer himmlischen Glanzes, darin das Gebirge als zaubervolles, leuchtendes Eiland aufragte, von einem Kranze rötlicher Funken umsäumt, der Lichter der „castelli romani" — der Weinstädte Roms, von denen jeder Ort eine eigene Schönheitswelt war.

Lewin rief laut die Namen ... Er sprach sie aus wie ein Liebender den Namen der Geliebten nennt: Albano; Castel Gandolfo; Marino; Rocca di Papa; Grottaferrata; Frascati —

Weiter nannte er nicht. Der letzte Name machte ihn verstummen. Für ihn gab es außer diesem Einen und Letzten nichts mehr. Es war für ihn Anfang und Ende.

Mit Blick und Seele suchte er das Ziel seines nächtlichen Ritts. Unmittelbar bei den Lichtern Frascatis jene eine lichtlose, aber mondbeglänzte Stelle mußte es sein. Er glaubte die Wipfel des Parks zu erkennen. Heute würde das Adlertor geschlossen sein.

Die Prinzessin von Conti war tot; und das Landhaus gehörte den Herzögen von Torlonia.

Lewin mußte es sich gewaltsam in Erinnerung bringen: auf seinem Ritte hatte er es vergessen. Jetzt sagte er halblaut vor sich hin: „Tot soll sie sein? Das habe ich gewiß nur geträumt. Ich habe mein ganzes Leben geträumt. Jenes Leben nach dem Abschied von ihr, das kein Leben mehr war: kein menschliches Leben mehr! Denn nur der glückliche Mensch lebt. Er kann schaffen und erschaffen, kann Gutes erweisen und Großes vollbringen, kann sogar ein berühmter Mann werden; aber — gelebt hat der Mann nur, als er ein glücklicher Mensch war, und glücklich war er nur, als er liebte und wieder geliebt wurde ... Ich habe dich geliebt, Prinzessin von Conti! Und auch du — ja, ja, ja! Auch du hast mich geliebt. Obgleich du meine Seele gemordet — geliebt hast du mich doch! Obgleich du mein Lebensblut trankest — geliebt hast du mich doch! Obgleich du mich zu hassen wähntest, hast du mich dennoch und dennoch geliebt. Und wär' es auch nur für einer Stunde Dauer gewesen. Jetzt bist du tot. Tot war meine Seele, als du mich zum letztenmal küßtest, Lodovica, Prinzessin von Conti!"

Er war doch schon ein recht alter Mann. Denn was ihm jetzt geschah, hätte ihm in seiner Jugend niemals geschehen können. Laut vor sich hinsprechend, hatte er, in Erinnerungen und Träumereien verloren, den Zügel lose hängen lassen. Plötzlich scheute das Pferd vor einem Schatten, den eine hart an der Landstraße stehende einsame Zypresse über den weißen Weg legte. Das Tier bäumte hoch auf und warf seinen Reiter ab.

Der alte Herr fiel mit dem Kopf hart gegen ein antikes Gebälkstück. Er verlor das Bewußtsein.

Noch immer schien der Mond in voller Pracht ...

Der nächtliche Reiter saß wieder zu Pferde. Er wußte nicht, daß er abgeworfen worden, wußte also auch nicht, daß er wieder in den Sattel gekommen war: er wußte überhaupt von nichts! Nichts von der Welt; nichts davon, wo er sich befand, woher er kam, wohin er wollte. Er wußte nichts von sich selbst; wußte nicht, wer er war, und daß er ein Lebender sei, ein Mensch.

Was er empfand, war etwas Unmenschliches: etwas, das den Menschen von seinem Dasein loslöste, sein Selbst aufhob, ihn außerhalb seines Ichs versetzte.

Etwas Gespenstisches war's.

Er ritt und ritt. Nicht, daß er sein Pferd lenkte — dieses schien den Weg zu kennen, als sei es dasselbe Roß, das den Jüngling oft, oft auf derselben Straße demselben Ziele zugeführt hatte: in so mancher Mondscheinnacht. Damals! Lang, lang war's her.

Sein Zustand begann ihn zu quälen. Eine jähe Angst packte ihn.

‚Wer bist du? Und was ist es mit dir? Du bist doch ein Wesen? Wie — oder bist du es nicht mehr? Einstmals warst du es doch. Einstmals hast du gelebt. Wer warst du, als du lebtest? Wie war dein Name?‘

Er versuchte sich zu besinnen.

Sein Kopf war so leer. Aus seinem Kopf mußte das Gehirn herausgenommen worden sein; und ohne Gehirn vermochte man nicht zu denken.

Mit wachsender Angst suchte er nach sich selbst; mit wahrer Todesangst.

Er konnte sich selbst nicht finden.

Und er ritt und ritt und ritt —

‚Woher kommst du? Wohin willst du?‘

Er schaute um sich ... Alles war unirdischer Glanz. Vom Himmel floß er hernieder und machte die Erde leuchtend ... Verlöscht in seinem leeren Haupt auch die Erinnerung, von wannen er kam. Aber — aber hatte er das alles nicht schon einmal gesehen? Damals, als er noch lebte! Auch das schwarze Pferd, das so sicher seine Straße ging!

Sie stieg jetzt an, diese Straße. Unter ihm lag unabsehbar eine unendliche Weite. Sie schien schneeweiß von Blüten: von Margueriten und Narzissen, darüber leise, leise die Silberwoge des Mondscheins hinflutete. Das unbegrenzte blasse Gefilde säumte am Horizonte ein Lichtstreif.

Rebengefilde! Sie lagen zu beiden Seiten der beständig aufsteigenden Straße und waren noch winterlich kahl.

Jetzt — zu beiden Seiten der Straße Haine schimmernder Bäume. Silber die vielgestaltigen Stämme; Silber die leise vom Nachtwind bewegten Zweige. Jedes Blatt ein Tropfen fließenden Edelmetalls.

Was für Zauberbäume waren es wohl? ... Er hatte sie einstmals geliebt. Sie hießen — Es waren Bäume, einstmals einer Göttin geweiht, einer guten, großen, weisen —

Ölbäume waren es ...

Der Name fiel ihm ein. Es war wie ein Beleben, wie eine Rückkehr von Besinnung, Denken, Vernunft. Aber langsam, so langsam! Und immer noch voller Todesangst, unter Qualen. Wenn er sich erinnern konnte: ‚Das sind Oliven!' — so mußte ihm doch auch zum Bewußtsein kommen, wer er war, woher er kam, wohin er wollte?

Noch immer nicht! Aber langsam, langsam erkannte er —

‚Das ist ein Ort. Das sind Häuser ... Gärten, ein Park! Ein Park mit Terrassen ... Brunnen rauschen ... Und das? ... Was für ein Flöten, Klagen, Schluchzen? ... Nachtigallen sind's! ... Welcher Duft? Ein zarter, zarter Wohlgeruch? ... Du hast ihn oft eingeatmet ... Besinne dich, Mann! ... Das sind Banksiarosen! ... Sieh dorthin! Kaskaden von Blütenglanz aus lichten Wipfeln niederströmend ... Ein Tor! ... Es steht weit offen. Zwei kauernde Adler bewachen den Eingang. Er führt hinein — Sieh, o sieh doch! Eine Allee leuchtender Stämme mit goldigen Blütenmengen ... Das ist ja doch — du bist — — Lewin bist du! Du kommst von Rom! Du willst nach Frascati! Ich besinne mich; ich erkenne mich; ich weiß alles, alles —'

‚Jung bin ich. Das ist die Villa Conti. In der Villa Conti erwartete sie mich.'

‚Du, meine Geliebte!'

‚Du, Lodovica, Prinzessin von Conti!'

Er ritt hinein.

VI.

Er ritt den nämlichen Weg wie damals: durch die leuchtende Platanenallee, deren Wipfel über ihm ein goldenes Gewölbe bildeten. Zur Linken lag eine Terrasse, ein wahres Wunderwerk der Baukunst aus großer Zeit. Hohe Freitreppen kreuzten sie, scheinbar ein wirres Durcheinander. Die Stufen deckte dichtes Moos, so daß sie im Mondlicht aus Smaragd aufgebaut erschienen. Balustraden mit großen Vasen; Fontänen, deren Strahl über bleiche Callas niederrieselte; Nischen mit grauen Statuen; Rosenbeete inmitten der Treppenanlagen: Wildnisse von Rosen, die im Mondglanz ihre Farbe behielten.

Wieder und wieder Treppen, Terrassen, Balustraden, Vasen, Brunnen. Und Rosen — Rosen — Rosen . . .

Ja, und die Nachtigallen! Als schluchzten die Blüten —

An der nämlichen Stelle wie bei seiner ersten Ankunft stieg er vom Pferde. Er ließ es frei. Eine innere Stimme, die wie Geisterruf war, sagte ihm: ‚Du bedarfst keines Pferdes mehr! . . . Du bedarfst nichts mehr auf Erden! Nichts, was von der Erde ist.'

Zwischen den hohen Balustraden stieg er eine der Freitreppen hinan. Unter ihm, über ihm plätscherndes, flüsterndes Rauschen der Brunnen. Die fließenden Wasser mußten von der Herrin dieser wundersamen Stätte murmeln: von dir, Lodovica, Prinzessin von Conti! Von ihrem Leben und Lieben; von ihrem Sterben. Sie hatte selig gelebt und war unselig gestorben: dort oben, wo er sie in jener einen Mondnacht zum ersten Male gesehen.

Zwischen den rosigen Blütenbüschen stieg er hinan auf den wie mit Samt belegten, smaragdgrünen Stufen. Es waren jedoch nicht die Rosen, die liebeskrank klagten: aus den Wipfeln der Steineichen dort oben drangen die

flötenden, schluchzenden Töne hernieder, Gärten und Haine mit süßem Schall und Hall füllend...

Denn der Park der Villa Conti bestand aus Hainen von heiliger Feierlichkeit. Jede Terrasse trug eine Waldung von Steineichen, Pinien und Zypressen, die für einen Kultus bestimmt schienen.

Wo standen die Tempel, die Altäre, die Götterbilder? Wo weilten die Priester? Sie mußten hervortreten in weißen, wallenden Gewändern; mußten in festlichen Umzügen wandeln, auf den Altären die Feuer entzünden, die Götterbilder bekränzen, in den Tempeln das Mysterium vollziehen.

Opfer mußten sie darbringen:

„Weder Lamm, noch Stier;
Menschenopfer, unerhört..."

Menschenopfer waren hier dargebracht worden —

Der Nachtwandler schritt unter dem Dom der immergrünen Wipfel tiefer und tiefer in das von Mondstrahlen durchzitterte Dunkel hinein. Dieses Mal faßten ihn keine Schauer: er kannte das mystische Dämmer, war daran gewöhnt, war hier heimisch, befand sich hier zu Hause.

Die breite Wölbung, der entlang bemooste Steinsitze aufgereiht standen, führte auf einen halbrunden, weiten Platz, dessen schwarzer Grund wie mit Funken übersät war: Marmorsplitter antiker Herrlichkeit, im Mondlicht leuchtend. Den ganzen Hintergrund des Platzes nahm eine Reihe Arkaden mit Nischen ein, aus denen es geheimnisvoll niederrieselte.

Aus einem Bassin stieg eine Wassersäule auf. Und von einer noch höheren Terrasse rauschten Kaskaden herab, eine Fülle flüssigen, flutenden Silbers.

Dort oben mußte er hinauf: dort oben hatte er sie gefunden!

Der Laurustinus blühte! ... Was war daran verwunderlich? ... Jeden Frühling hatte hier der Laurustinus schneeweiß geblüht. Dort oben, wo er sie an dem „Selbstmörderteich" gefunden hatte, bildete er rings um das Wasserbecken des großen Künstlers Fontana ein schimmern-

des Bollwerk; und den Boden deckte ein Teppich von Margueriten. So war es seither Jahr um Jahr gewesen, würde es Jahr um Jahr sein ... Wenn nur nicht gerade in dieser Nacht die Nachtigallen so herzbrechend schluchzten! Nur nicht gerade in dieser Nacht der Mond so geisterhaft schiene!

Sie lehnte an der Balustrade des Bassins und schaute, von Lewin abgewendet, in das Wasser, das eine giftiggrüne Pflanzendecke überzog. Nur in der Mitte, wo die Schaumsäule leuchtend aufstieg, ward die Flut bewegt: jeder niederrauschende Strahl sprühenden Glanzes zog um den hohen Kegel der Fontäne einen Kreis, der langsam, langsam zerrann.

Lewin sah das alles zugleich mit der regungslosen Frauengestalt. Schlank und licht stand sie da, der Verkörperung eines Mondstrahls gleich. Er wollte nur die leuchtende Gestalt sehen, von der er wußte, daß sie es war, obgleich sie schon lange gestorben sein sollte: versunken in dieser grünen Flut, unter dem rauschenden Silberstrahl, wo man sie in einer ebensolchen Frühlingsmondnacht gefunden hatte ...

Sollte er sie anrufen: „Lodovica, Prinzessin von Conti!"

Sie würde erschrecken! ... Konnten Auferstandene menschlich erbeben? ... Vielleicht war sie kein Geist — kein Spuk? Vielleicht war sie nicht gestorben? Hatte sich niemals in diesem wundersamen Parkteich ertränkt, hatte immer gelebt und hier auf ihn gewartet. Vielleicht hatte er alles nur geträumt? Sein ganzes Leben! Und war jetzt wieder erwacht, um wieder aus Rom den Ritt durch die Campagna nach Frascati zu machen, wo er in dem Landhause der Grafen von Tusculum von der Geliebten erwartet ward.

Er rief nicht. Kein Laut wollte über seine Lippen. Eine Erstarrung kam über ihn, einer Entgeisterung gleich. Hätte er sie bei dem Namen gerufen, den seitdem nur seine Seele geschrien, so hätte der blasse Laut ihres Namens sein Herz zum Bersten bringen müssen. Und sein Herz



Vor dem Spiegel.
Gemälde von Karl Bauer.

mußte so lange noch halten, bis er sie wiedergesehen: sie, ihr Gesicht, ihre Augen. Dann durfte es brechen.

Die unnatürliche Regungslosigkeit der leuchtenden Frauengestalt an der grauen Steinbalustrade schien auf den Mann übergegangen zu sein. Er begann sich selbst als Geist, Spuk, Schemen zu fühlen. Mit Aufbietung seiner ganzen Willensgewalt entriß er sich dem qualvollen Zustand, schritt — schob sich — langsam, mühsam vor: auf sie zu, die ihn erwartete; die hier gewiß manche Nacht, ihn erwartend, gestanden hatte. Seltsam, daß sie seine Gegenwart, seine Nähe nicht fühlte.

Seltsam auch das: plötzlich hörten die Nachtigallen auf zu schlagen. In einem einzigen Augenblick der ganze Sängerchor! In derselben Sekunde setzten sämtliche Uhren von Frascati ein. Unwillkürlich zählte Lewin die Schläge. Er zählte bis zwölf.

Schon zwölf!... Wie war das möglich? Er konnte unmöglich so lange unterwegs gewesen sein! Spätestens um zehn hätte er in Frascati eintreffen müssen.

Jetzt nur das Raunen und Rauschen der rinnenden Wasser; nur das geheimnisvolle Wispern und Flüstern des Nachtwindes in den Wipfeln. Und jetzt —

Sie wandte sich um.

VII.

Er sah sie wieder und wußte nicht mehr, daß es eine Zeit gegeben, wo er sie nicht gesehen. Unverändert stand sie vor ihm. Höchstens, daß sie noch bleicher geworden — wenn das möglich gewesen wäre! Denn ihr Gesicht war stets so weiß gewesen wie eines ihrer Gewänder, oft von der Blässe einer Toten. Das kam von ihrem Haar. Es besaß die Schwärze des Rabengefieders und legte sich tief gescheitelt um Stirn und Wangen, einem düstern Flortuch gleich. Bisweilen faßte sie es mit beiden Händen, löste es, knotete es unter dem Kinn zusammen, ließ die dunklen Strähne über die Brust herabfließen. Dann hatte sie nichts von einem Erdenwesen an sich; und wer sie so sah, den konnte ein Grauen ergreifen.

Er stand ihr gegenüber, sah ihr ins Gesicht: in die Unergründlichkeit ihrer Augen, die im Mondlicht die Farbe von hellblauen Hyazinthen hatten; sah ihr auf die Lippen —

Sie mußten rot sein von seinem Lebensblut, das sie unersättlich, gierig getrunken hatten ... Es waren ihre Lippen, die töten konnten: mit Worten töten und mit Küssen. Erbarmungslose Lippen waren es!

Wie fest geschlossen ihre Lippen waren. Blaß und mit solchem herben, stillen, todtraurigen Zug, als ob sie wüßten, was sie getan hatten, daß sie Mörderinnen gewesen ...

Sie sprach. Wenigstens bewegte sie die Lippen. Es schien für sie mühsam zu sein, schien ihr Anstrengung zu kosten. Der erste Laut war ein Seufzer, so schmerzlich, wie der Mann ihn nie aus einer Menschenbrust gehört Dann wer's ein Lallen, wie ein Stammeln. Dann das erste Wort.

Sein Name war's!

Jetzt konnte auch er den ihren nennen ... Er nannte sie feierlich mit ihrem vollen Namen, wie er ihn zum ersten Male gehört hatte: „Lodovica, Prinzessin von Conti!"

Sie sprach weiter. Weniger mühsam und stammelnd, wie ihm deuchte. In seiner Seele lebte jedoch noch immer der Schauer, das Grausen über ihren Seufzer, der wie ein Aushauchen des Lebens war, ein unter Qualen hinsterbendes. Sie sagte: „Schon glaubte ich, du kämst nicht. Und du mußtest doch kommen. Noch ein einziges Mal."

„Wartest du lange auf mich? ... Wo warst du diese ganze Zeit?"

Mit angehaltenem Atem, bebenden Herzens erwartete er ihre Antwort. Was geschah, wenn sie sagte: „Ich bin ja doch schon seit dreißig Jahren tot. Warte also schon seit dreißig Jahren auf dich: um Mitternacht, hier an der Fontäne, wo sie mich fanden" ... Da sie jedoch nichts von ihrem Tode sagte, so war sie eben niemals gestorben; und er hatte alles, alles geträumt. Sehr merkwürdig war auch, daß sie miteinander vollkommen gelassen sprachen. Es ging zwischen ihnen — ganz natürlich zu. In seinem Traum hatte er oft versucht, sich vorzustellen: wie es sein würde, wenn sie nicht tot wäre und sie sich wieder sähen? Er hatte es sich nicht vorstellen können, hatte geglaubt:

‚Dann fällst du hin, dann gibst du deinen Geist auf.‘ Jetzt geschah das, was seine Phantasie nicht ausdenken konnte; und alles, was geschah, war so einfach, so selbstverständlich, so — eben so ganz natürlich.

Welcher Wahnsinn, daß Gestorbene aus ihren Grüften auferstehen und als Geister umgehen sollten! Es gab keinen Gespensterspuk. Das waren Ammenmärchen, Altweibergeschichten.

Da sie nicht tot war, mußte er sie fragen, wie sie gelebt hatte? Ohne ihn! Mußte er ihr von seinem Leben erzählen: von dem Leben, das er ohne sie geführt! . . . Im Namen aller guten Geister nichts fragen! Wie oft trug lediglich das Fragen die Schuld, wenn ein Ende kam, das Verzweiflung war. Der Mensch bedurfte der täglichen Lebenslüge wie des täglichen Brotes. Nahm man ihm den holden Wahn, so erlitt die Seele den Tod, so wie der Mensch ohne Nahrung Hungers sterben mußte.

Mit einer Stimme, die wie von weither zu ihm drang, darin etwas von dem raunenden Rauschen des Nachtwindes war, sprach sie zu ihm: „Wir können nicht lange beisammen sein. Und es ist das letztemal. Danach wird es schön für uns beide; danach werden wir beide den Frieden haben. Er ist von allem das Höchste. Eine Zeit gab's, wo ich etwas anderes für des Menschen Allerhöchstes hielt — für das Allerhöchste des Weibes. Ich sage dir, Lieber — der Friede ist's! Und vollends, wenn es der Friede im Grabe ist, der ewige Friede.“

Sie schwieg . . . Da antwortete er ihr: „Liebe war dein Allerhöchstes. Aber — wie nanntest du mich?“

„Lieber.“

Nun hatte er doch gefragt. Und er fragte weiter: „Wenn du mich so nennst, liebst du mich also?“

„Nein.“

„Hast du mich eigentlich jemals geliebt?“

„Niemals.“

„Und doch gabst du dich mir: ohne Liebe! Und doch wartetest du hier auf mich?“

„Und doch.“

„Sage mir nur —“

„Alles sollst du wissen ... Laß uns gehen.“

„Wohin?“

„Fort von hier.“

„Wohin führst du mich, Lodovica?“

„Auf Pfaden, die wir zusammen gingen; in das Haus, darin wir zusammen weilten.“

„Und du hast mich niemals geliebt!“

„Das eben ist es.“

„Was ist es?“

„Deshalb fand ich nicht Frieden; deshalb mußte ich auf dich warten; deshalb mußtest du kommen. Nun werden wir beide den Frieden haben.“

„Wir beide?“

„Denn ich weiß ja, wie es um dich steht; weiß, wie du nichts anderes hast denken können, als das eine; wie dieses eine für dich das Einzige war.“

„Nenne mir's.“

„Die Frage: Hat sie mich jemals geliebt?“

„Du aber liebtest mich nicht.“

„Nein ... Ich konnte nicht lieben. Das eben war's ja.“

„Das Unglück deines Lebens?“

„Der Jammer meines Lebens.“

„Und du wolltest lieben? Hofftest lieben zu können? Versuchtest immer wieder und wieder zu lieben? Diesen und jenen! Und wiederum diesen und jenen! Versuchtest er mit Verzweiflung, mit Todesangst?“

„Wie gut du mich kennst.“

„Ich kannte dich niemals. Dir gab ich meine Seele, dich erfüllte ich mit meinem Leben, dir machte ich mich zu eigen in jedem Gedanken, jeder Empfindung, jeder Faser meines Seins. Und du, du ... Nicht ein Atemzug von dir gehörte mir. Du bliebst mir fremd, wurdest mir fremder und fremder; wurdest mir ferner und ferner in unabsehbare Weiten entrückt. Rätsel, Mysterium, Sphinx wurdest du. Dir schenkte ich mich, an dich verschwendete ich mich, du aber gabst mir von dir nichts, nichts, nichts.“

„Nennst du meine Küsse nichts?“

„Deine Seele wollte ich haben!“

Er schrie es auf. Wie ein Notschrei war's. Der Schrei eines Menschen, der an der Verzweiflung am Leben starb.

VIII.

Sie umschritten das Brunnenbecken.

Obgleich der Nachtwandler in der Gegenwart der Geliebten ganz lebte, obgleich er auf die leise ferne Musik ihrer Worte lauschte wie auf Offenbarungen; obgleich er selbst zu ihr sprach, was seines Lebens Inhalt gewesen war und bis zu seinem letzten Tage bleiben würde — so mußte er auch jetzt alles andere sehen, was noch außer ihr war: die unirdische Schönheit der Stätte, die monumentale Pracht der Fontäne des großen Meisters, die Verklärung der Laurustinusblüte und das Spiel der Mondstrahlen in den Tiefen der Haine.

Sie schritt nicht, sondern schien zu gleiten, zu schweben; schien mehr und mehr Schein und Schimmer zu werden, daß es war, als ob all das Funkeln und Flimmern, das Glänzen und Gleißen von ihr ausging. Als er einmal um einige Schritte zurückblieb, um mit dem Auge des Bildners und Schöpfers ihre Gestalt zu schauen, glaubte er etwas Wundersames zu gewahren: Ihr Gang hinterließ keine Spur! Nicht eine einzige der Margueriten wurde durch sie zertreten! Nur im Traum konnte er die weiße Erscheinung in dem schleppenden Gewande über der weißen Flur wallen sehen. Und doch war's kein Traum!

Wie hätte er im Traum den Nachtwind in seinem Gesicht fühlen können und zu seinen Füßen den Tau?

Sie entfernten sich von dem Bassin, traten auf einen Altan, der weit vorragte über Kaskaden, Terrassen und Wipfel. Der Platz glich einer Kaiserloge. Unter den beiden lag die leuchtende Landschaft ausgebreitet, von der Küste bis zum Sabinergebirge — bis nach Etrurien hinüber.

„Hier standen wir oft. Weißt du noch?"

Sie fragte, und er erwiderte: „Ich weiß es noch."

Dann schritten sie auf schmalen Wegen hinunter.

„Hier gingen wir oft. Weißt du noch?"

„Ich weiß es noch.“

Vor einem Laurustinusstrauch blieb sie stehen. Die Blütenzweige waren hoch über ihrem Haupt. Aber sie brauchte nur ihre Hand auszustrecken; und ihre Hand, die selbst einer bleichen Blume glich, pflückte von dem blühenden Glanz.

„Laurustinus, Lieber. Du kränztest mich oft damit. Weißt du noch?“

„Ich weiß es noch.“

„Stecke mir von den Blüten ins Haar.“

Er nahm aus ihrer Hand ... Seine Hand rührte an der ihren, und kalte Schauer überliefen ihn. Sie neigte ihr schönes Haupt, und er schlang darum einen Zweig des Blütenschimmers. Seine bebende Hand wollte das geliebte Haupt mit leiser Liebkosung berühren; aber er vermochte es nicht. Grauen hielt ihn zurück.

„Auch du mußt geschmückt sein!“ Und die weiße wesenlose Frauenhand befestigte die letzte Blüte an seiner Brust. Er fühlte es nicht, sah nur, daß auch er jetzt geschmückt war.

⌘ ⌘ ⌘

Sie stiegen tiefer herab, gingen durch die geheimnisvollen Wölbungen der Alleen, gingen über die mondbeschienenen Terrassen, standen plötzlich vor dem Hause.

Es war mit weißen Banstarosen umsponnen, die durch uralten Efeu sich rankten, war in Mondglanz getaucht.

Alle Türen, alle Fenster waren geöffnet. Aber kein Mensch ließ sich sehen, keine Stimme sich hören. Die Nachtigallen schwiegen noch immer.

Der Park wurde in der Nähe des Hauses zum Garten. Sie sagte: „Hier pflückten wir zusammen Rosen. Weißt du noch?“

„Ich weiß es noch. Alles weiß ich.“

„Nur nicht, daß ich dich nicht liebte; und daß ich darum starb.“

„Du starbst? Aber du lebst ja doch! ... Du sagtest: ‚Darum‘ ...“

„Andere Frauen sterben, weil sie zu heiß oder zu unglücklich lieben."

„Und du starbst, weil du mich nicht liebtest."

„Nicht dich und keinen."

„Das muß freilich mordend sein. Liebe einzuflößen: eine Liebe, die den Tod bringt; und nicht wiederlieben zu können."

„Nicht zu können ..."

Jetzt ging sie ihm voraus, eine Treppe hinauf, die in einen Saal führte. Ein Springbrunnen aus weißem Marmor stand zwischen Marmorbildern. Hier rauschte jedoch kein Strahl; und die Statuen blickten aus toten Augen auf die beiden, von denen nur die Schritte des Mannes unter der Wölbung der bemalten Decke widerhallten.

„Hier waren wir oft fröhlich. Aber du weißt es noch."

„Ja. Und wenn wir miteinander die Schalen der Fontäne mit Blumen füllten: mit blühenden Zweigen vom Mandelbaum und Pfirsich; mit Narzissen und Syringen, Magnolien und Rosen. Es war gute Zeit."

„Weiter! Weiter!"

Zu beiden Seiten des Saales öffnete sich eine Flucht anderer Säle und Gemächer. Sie durchschritten die lange Reihe, schritten breite Treppen hinauf und hinab, gelangten auf eine Terrasse und wiederum zurück in andere Säle.

Hier blieb die Führerin stehen. Es war eine Reihe kleiner Gemächer, deren Türen auf eine Loggia hinausführten. Der Mond füllte sie mit magischem Licht. Die Wände des einen Kabinetts waren mit weißer Seide ausgeschlagen und den Boden bedeckte ein scharlachroter Teppich. Bei dem mystischen Glanz war's, als würden die beiden von Blut überflossen.

In diesem Raum stand ein Ruhebett.

„Hier waren wir glücklich. Weißt du noch?"

„Ich weiß, ich weiß! Weshalb reißest du so an meinem Herzen? Hier trankst du mein Herzblut; hier hast du meine Seele gemordet; hier wurde ich zu einem für das Leben Verlorenen! ... Und wenn du mir jetzt sagst, wir wären hier glücklich gewesen, so antworte ich dir: Hier wurde ich

unselig. Und du — — Wie kann eine Frau in einer Liebesstunde glücklich sein, wenn sie nicht liebt? Also warst du hier ein Weib, das nur seinen Leib hingab ... Ekel mußte dich hier fassen."

„Ekel!"

Sie sprach das Wort aus, als wäre es die Lösung eines Lebensrätsels: die Lösung der Sphinx in einer Frauenseele ... Da brach es auch aus dem Innersten der Mannesseele hervor: unaufhaltsam, wild, furchtbar, das Geheimnis seines Lebens verratend, ein Geheimnis, das zugleich seines Lebens Fluch war.

„Wenn du anderen dich gabst, um in deiner Hingabe am Manne deine Frauenseele zu suchen; wenn du die Seelen deiner anderen Opfer zerstörtest, so — waren sie vielleicht nichts besseres wert. Weshalb aber auch mich, mich, mich? Du mußtest wissen, daß ich nicht war wie jene, denn in mir lag etwas, wert, nicht vernichtet zu werden: eine Schöpferkraft, eine Künstlerseele. Bei deinem ersten Blick in meinen Blick mußten es dir tausend Stimmen deines Inneren zurufen: ‚Dieser eine ist anders; von diesem einen lasse ab; diesen einen rühre nicht an!' Du aber ruhtest nicht eher, als bis mein Stolz gebrochen, meine Kraft zermalmt war. Wenn ich trotzdem noch etwas in mir rettete, trotzdem noch einmal mich aufrichtete, um mit gebrochenen Flügeln zu niedriger Höhe mich emporzuschwingen, statt um Gipfel in Sonnennähe zu kreisen — weißt du, w a s mir dazu die Kraft gab? ... Es war meine letzte Liebestat für dich, meine größte, machtvollste. In meinen Werken wollte ich sprechen zu dir, von der sie mir sagten: Du seist tot, du hättest dich selbst getötet — selbst gerichtet. Ich wußte, daß die Verantwortung für mich auf dich fallen würde, daß du Rechenschaft über mich ablegen müßtest. Und meine gewaltige Liebe zu dir wollte nicht, daß du meinethalben schuldig gesprochen werden solltest ... Jeden Tag, den ich nach den Tagen in diesem Hause mit dir zugebracht, den ich meinem Dasein abrang — a b z w a n g, war eine Liebestat für dich. Ich rief es dir jeden Morgen, jeden Abend zu: ‚Das geschah für dich! Aber sieh meine todmüden Augen; fühle meine todmüde

Seele! Und dennoch, dennoch — — Damit es nicht so schwer auf dir laste... Niemals erhielt ich Antwort von dir. Mein Schreien zu dir war so machtvoll, daß es deinen Geist aus dem Grabe hätte heraufbeschwören müssen In tausend Nächten erwartete ich dich: als Geist, Gespenst, Spuk! Und nun bist du da, lebst du!... Ja, ja, ja, du mußtest mich dort oben erwarten, wo ich dich das erstemal sah, wo du mich zum erstenmal küßtest mit dem Kusse der Ewigkeit. Ich mußte kommen, um dir dort oben zu begegnen: ein letztes, allerletztes Mal. Denn siehe mein weißes Haar, meine todmüden Augen; fühle meine todmüde Seele. Sie wird jetzt zur Ruhe gehen, wird jetzt den Frieden haben. Auch den Frieden von dir, Lodovica, Prinzessin von Conti!"

Sie saß in dem weißen Gemach auf dem weißen Lager in dem Glanz des Mondes; sah ihn an mit einem Blick, wie Menschen haben in ihrer Sterbestunde. Aber das Wort, das eine Wort, sprachen ihre Lippen nicht aus. Nicht das große, heilige Versöhnungswort: „Vergib mir!"

Nicht das einzige Wort, das ihr und ihm Frieden gegeben hätte; Frieden in alle Ewigkeit.

❀ ❀ ❀

„Wir müssen scheiden."

„Lebe wohl."

„Küsse mich nicht, lasse mich gehen, folge mir nicht. Vielleicht, daß wir uns wiedersehen, wenn alle Toten auferstehen."

„Vielleicht."

Die glanzvolle Gestalt löste sich von dem Ruhebett, glitt über dem Scharlachteppich aus dem weißen Gemach, entschwand seinem Blick. Da packte ihn eine Sehnsucht nach ihr, daß er ihren Namen schrie in Verzweiflung, mit Todesangst, daß er aufsprang, hinausstürzte, ihr nacheilte.

Wohin war sie entwichen? Wo sollte er sie in dem weiten Hause finden?

Da fand er den Weg, den sie nahm. Laurustinusblüten bezeichneten ihn. Sie mußten ihrem Haar entfallen sein; vielleicht, um den Weg ihm zu weisen.

Das konnte ihr Weg nicht sein!

Er führte zur Kapelle ... In der Kapelle befand sich die Gruft der Prinzessin von Conti ...

Sie mußte offen gestanden haben wie das ganze Haus. Denn in dem Augenblick, da der Suchende die Kapelle betrat, schlug die erzene Tür mit Donnerhall zu.

❖ ❖ ❖

Am nächsten Morgen fand man in der Villa Conti-Torlonia an der großen Fontäne einen Toten. Es war ein unbekannter alter Mann, der am Hinterhaupt eine klaffende Wunde hatte. Er mußte in der Nacht in der Villa angelangt sein. Wie es möglich gewesen, blieb ein Rätsel, denn das Tor des Parkes war verschlossen gewesen; und der Pförtner hatte nichts gehört, nichts gesehen.

Auf der römischen Straße fand man des toten Reiters Pferd. Es war mit Blut befleckt, das aus der Wunde am Hinterhaupte des Verunglückten herabgeflossen sein mußte.

Kurz vor seinem Sterben mußte er sich noch mit einer Laurustinusblüte geschmückt haben.

Er hatte die Augen offen, mit einem Ausdruck, als hätte ihn nicht die Todeswunde getötet, sondern Grauen.



Die weiße bekümmerte Nelke.

Im Gebirge zwischen Moos und Steinen
Sah ich eine weiße Nelke weinen;
Ach, des schweren Taues Fülle wog
So, daß tief sie ihre Blüte bog.
Eine weiße Nelke, feingezackt,
Sternenäugig, blaß und kindernackt,
Ängstlich blühend und dem Himmel nah,
Eine Mutter Gottes, stand sie da.

An dreitausend Meter unter mir
Lag, ein Puppenspielzeug, das Revier,
Hier die Stadt, ein Häuflein säuberlich,
Dort der Fluß, ein blitzend feiner Strich …
Hundert Jahre gehn in schwerem Schritt,
Bis ein andrer diesen Platz betritt;
Hundert Jahre, hart in Angst und Mühn, —
Immer neu wird hier die Nelke blühn.

Not und Wirrnis, Kriege, Blut und Mord,
Lebt ein neues Volk am alten Ort.
Unbeirrt von Raum und Zeit, voll Schweigen,
Wird die Nelke ihre Blüte neigen.
Warum weint sie? Was bedrückt sie schwer?
Blau der Himmel, heilig, hoch und hehr …
Lang noch, als ich mich zum Wipfel hob,
Fühlt ich, daß ein Schauer mich umwob.

Carl Bulcke.

Das Damenzimmer.

Von Felix Poppenberg.

Als bei Bismarck einst von hoher Stelle ein Versuch zur Beeinflussung seines gesellschaftlichen Verkehrs gemacht wurde, erwiderte er: „Der Befehl meines Herrn hört auf am Salon meiner Frau". Dies Epigramm drückt klar und bestimmt aus, was denn eigentlich das Wesen und der Sinn des schillernden und so oft mißverständlich gebrauchten Wortes ‚Damenzimmer' ist. Es soll kein Niedlichkeits-Schmollwinkel mit zerbrechlichem Überfluß von Nippessachen, mit Photographiefächern, goldenen Stühlchen sein, in dem sich niemand umdrehen kann, sondern der häusliche Geselligkeitsraum, das eigentliche Reich der Frau, in dem sie als Herrin und Repräsentantin waltet, jenseits von „les affaires sont les affaires" und von den Haupt- und Staatsaktionen des männlichen Berufs. Seinem Ministerium der äußeren Angelegenheiten gegenüber bildet es ein Ministerium der inneren, in dem die Frau Besuche empfängt, in dem sie nachmittags die Teestunde hält. In keinem Lande ist das so konsequent ausgebildet, wie in England. Durch die energische Trennung von geschäftlichem und häuslich-geselligem Leben — der Beruf wird stets in der Office außerhalb des Heims ausgeübt — kann viel einheitlicher und gepflegter eine auf vornehme Behaglichkeit und Komfort berechnete Existenz ausgebildet werden. Ihre Verwalterin ist die Hausfrau, und wenn der Mann aus seiner Berufstätigkeit zurückkehrt und für das Diner den Abendanzug anlegt, dann ist er gewissermaßen der Gast seiner Frau, Gast in jenem höchsten Sinn, der ein Sich-zu-Hause-fühlen bedeutet.

Das Zimmer, in dem die englische Lady ihren Hof hält, ihre soziale Zentrale, heißt Drawing-room. Seine

moderne kultivierte Form hat es erst allmählich ausgebildet. Hermann Muthesius erzählt in seinem grundlegenden Buch vom englischen Haus von dem Drawing-room der Victorianischen Zeit, daß es dem Zerrbild der „guten Stube" nur zu ähnlich gesehn habe mit seinen Plüschmöbeln, den Schutzdecken, Antimakassars gegen Pomadenköpfe, mit Bildern in roten Plüschrahmen an den Wänden und der Trodbelplüschbespannung des Kaminsimses. Die Reformation an Haupt und Gliedern kam für das englische Haus durch Morris und seine Freunde, und in ganz persönlichem Geist wird sie heut fortgeführt durch die junge schottische Schule der Makintosh.

Der Drawing-room in seiner neuen Gestalt ist ein lichter, langgestreckter Salon. Die eine Seite wird gern als eine sanft ausgebuchtete langgezogene Fensterwand behandelt, die Scheiben sind in weißem verkreuzten Sprossenwerk gehalten. Eine Schmalwand bildet gleichfalls solch ein Halbrondell mit bis zur Erde reichenden Fenstern und führt auf die Terrasse. In den Fensterrahmen sind als landschaftliche Ausschnitte Gartenwege mit ihren Bäumen eingefangen. Die ganze Atmosphäre ist festlich heiter und hell. Man liebt hier nicht die schwere dunkle Stimmung, wie sie in der Bibliothek mit den tiefen gebräunten Möbeln und den beschaulichen schweren Ledersesseln am Platze ist. Hier herrscht die graziöse Rondoweise des silbriggrauen Ahorn oder der kokette Schimmer des weißen Lackholzes.

Es umzieht als Paneel mit einem Bordbrett unter dem zarttonigen Fries die Wand; auch die Deckenbalken, wenn solche angewandt sind, nehmen den lichten Ton an. Oder die Wand wird mit schimmerhellem Stoff bespannt. Mittelpunkt und Vorzugsplatz bleibt der Kamin, gerahmt in entsprechendem Holz; seitlich angebaut zieht sich bis um die Ecke herum die mit farbigen Kissen belegte Sitzbank. Sonst gibt es nicht viel festes Mobiliar, vielleicht ein paar schlanke Vitrinen, sechseckige leistengeteilte fassettierte Glaskästen auf Sockel mit chinesischem Porzellan und anderem Bric-à-Brac und den Flügel. Die Hauptrequisitten sind eine große Fülle verschiedener leichtbeweglicher Sitzmöbel und ebenfalls leichtbeweglicher und doch stabiler Tischchen.

Im Gegensatz zu den anderen Räumen des englischen Hauses, in denen das Mobiliar möglichst streng architektonisch gebunden als festgeschlossenes Ensemble auftritt, herrscht hier dem gesellschaftlich fluktuierenden Rhythmus gemäß, eine reiche Abwechslungsmöglichkeit für heitere Gesellschaftsspiele — verwechsle das Bäumchen — zu immer neuen Gruppenbildungen, die sich — auch Paravents fehlen nicht — mit Tischen und Stühlen bequem und nach Wunsch richten lassen. Zum hellen Holz leuchten im Kristall japanisch pittoresk verästete Blütenzweige und langgestreckte Rispen besetzt mit einem Schmetterlingsschwarm gelber Orchideen; es leuchten Tea-gowns aus mattblauer und nilgrüner Libertyseide mit indischer Stickerei. Und man spricht von Epsom, von Beerbohm-Tree und vom neuesten indiskreten Buch George Moores.

Die größte Mannigfaltigkeit herrscht in den Stühlen, und jeder Frauentyp, die schlanken praeraphaelitischen Linien gekrönt vom federwallenden Gainsboroughhut, wie die zierliche Soubrette-Gestalt im Toque kann ihre Gestalt vorteilhaft placieren.

Es gibt rundgeführte Stühle in Sprossenbau, die den Körper einer Frau schmiegsam wie ein zierliches Gatterwerk umrahmen, es gibt steile hochlehnige, fast hieratisch starre Stühle — Makintosh liebt sie —, in denen Frauen von königlichem Wuchs schlank, kühl, hochmütig thronen, wie eine Erscheinung des Burne-Jones. Auch Polstermöbel gibt es, in Form kleiner freistehender breitrandiger Sofas und Fauteuils, meist mit farbenfreudigen, bunten und dabei harmonischen handbedruckten Cretonnes bezogen, die in diesem Kohlenklima erfrischender, schmucker und weniger staubfängerisch wirken als schwere, dumpfige Plüschstoffe.

Die typische englische Sitzgelegenheit aber, der abgründige Klubfauteuil, eine Art Sitzbett, hat im Reich der Frau keine Stelle. Die schlanke Anmut der Dame versinkt rettungslos in ihm, und den Herrn verführt er zu einer Räkelstellung und zur Gesprächsfaulheit, die für die Verdauungskontemplation und für ein Tête-à-tête mit der dicken Upmann im dämmrigen Billardzimmer die rechte Lebenslage sein mag; im Raum „Au bonheur des dames“ aber

gehört sich Haltung und elastische Qui vive-Aufmerksamkeit; denn hier gibt's Plänkelei und Kriegspfad mit den Waffen des Witzes und des Einfalls. Der Fauteuil für den Drawing-room hat also zierlichere Maße; er gleicht nicht einer mammuthaften Matratzengruft, er ist ein daunengefüttertes Nest für einen gefiederten Luxusvogel; die Frau verliert sich nicht in ihm, sie schmiegt sich seinem zärtlich umarmenden Halbrund ein; sie geht nicht in ihm unter, sie wird im Gegenteil von ihm formiert und in ihren Umrissen betont. Dabei ist er niedrig genug, daß die Kleider kaskadenhaft gleitend um die Füße einen welligen Wolkenkranz bilden, über dem nun Madame sieghaft schwebt und dabei die eroberungssüchtigen Männer in gebührender Distanz von der geheiligten Grenze der Volants hält: „Verwirre mir meine Kreise nicht."

Solche Etüden sitzender Frauen im schweifigen Faltenrock ihrer Pfauenschleppe hat mit impressionistischem Griff der Fürst Troubetzkoi in Bronze gebannt, und in Terrakotta modellierte sie Desjean zu modernen Tanagrastatuetten, akklimatisiert dem Klima der rue de la paix. Und die Bewegungsnuancen, die Koloraturen der Gliedermusik in solchem Fauteuil verdichtete Balzac kennerhaft und raffiniert in dem Porträt einer Mondäne in ihrem Salon am brennenden Kamin beim weichen Licht der Wachskerzen:

„Sie saß in einem jener modernen hochlehnigen Polstersessel, deren tiefer Sitz ihr ermöglichte, ihrem Kopf verschiedene hübsche und elegante Stellungen zu geben, ihn zu neigen, zu beugen und langsam wieder aufzurichten, als wenn er eine schwere Bürde wäre; außerdem ihre Füße zu kreuzen, sie zu zeigen oder sie unter die langen Falten ihres schwarzen Kleides zurückzuziehen."

Doch die kultivierte Frau ist nicht nur Weltdame, sie bewahrt sich neben ihrer offiziellen Existenz ihr Privatleben, und so gibt es neben der großen Prachtausgabe des Drawing-room eine Miniaturausgabe des Damenzimmers, das persönliche Refugium. Es ist die neue Form der alten Kemenate, von den gesellschaftlichen Räumen abgetrennt, im Bereich der Schlafzimmer. Nur die Allernächsten haben hier Zutritt. Hier erledigt man die Korrespondenz, hier

werden mit den leitenden Personen des Hauspersonals die Dispositionen getroffen. Eine Art weibliches Studio stellt es in seiner besten Form dar mit niedrigen Bücherregalen, Sammlungsschränken für Graphik und dem auf alttraditioneller Form beruhenden Damenschreibtische in Form des Klappsekretärs mit seinem Fächerwerk und seinen zierlichen Intarsien.

Bailli Scott hat, um nur eine Illustration zu geben, solche Kemenate up do date komponiert in schwarz gebeiztem Birnbaum zum Grau der Wand; violett sind die Kissen des Sofas in Kastenform mit Gitterpfosten, und Schrank und Sekretär haben im dunklen Grunde als belichtende Akzente Einlagen von Elfenbein und Metall.

⌘ ⌘ ⌘

Man kann vielleicht gegen diese Schilderung — die, ohne daß sie wörtlich befolgt zu werden braucht, ein auf unsere Verhältnisse wohl zu übertragendes Beispiel des Zweckvollen und Harmonischen aufstellt — einwenden, daß solche Anlagen und Führungen in erster Linie eine wirtschaftliche Frage sind.

Wir haben aber auch in Deutschland, freilich in viel bescheidnerem Maße, vor der Zeit der siebziger Jahre, vor der Periode der unbewohnbaren Guten Stube, und vor der Periode ihres nicht weniger üblen Nachfolgers, des Salons der „kalten Pracht", ein Damenzimmer gehabt, das in seiner Art die Funktionen des englischen Drawing-room ausfüllte, als ein Reich der Frau, das beim Tee von einer anmutigen Geselligkeit und von geistig lebendigen Stunden erfüllt wurde. Der Tee war vielleicht schwächer als bei den Vettern, aber — umgürteten sie sich auch mit dem ganzen Stolz ihres Englands — der Geist und das Gefühl in diesen stillen Stuben waren wohl stärker und tiefer.

Ich rede von der Generation, die an der Goethezeit teil hatte und von ihren Erben. An die Berliner Bureaux d'esprit der Rahel denkt man dabei, und an die Interieure aus den Memoiren und Chroniken der Redens und Humboldts, in denen sich die Traulichkeit der kleinen, aber von anteilsvollem herzensechtem Leben durchwehten Wohnungen eines bescheidenen haushälterischen Adels auftut, mit



Verlorene Liebesmüh.
Gemälde von L. Alma Tadema.
Mit Genehmigung der Photograph. Gesellschaft, Berlin.

Biskuitporzellan, Servanten, farbigen Kupfern, geblümten Stickereien.

Hier waltete die Hausfrau und gab durch ihr Wesen diesen Räumen das Gesetz, und das Tassowort galt: „Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an.“

Eine Zeugin jener Zeit können wir aufrufen, Jenny von Pappenheim, die von ihrer Enkelin Lily Braun in dem Weimarer Erinnerungsbuch „Im Schatten der Titanen“ zitiert wird. Diese Frau, die noch die Luft des Goethehauses geatmet hatte und langlebig dann den schlimmsten Geschmacksniedergang mit ansah, wo die überladenen schreienden Salons mit Drapierungen von türkischen Schals um Bilder und Gipse, mit Makartbuketts, mit wertlos zerbrechlichem Kleinkram zu hauf „halb Porzellanladen, halb Theaterdekoration“ waren — diese Frau schuf sich in ihrem Heim ein echtes Klima ihrer Seele voll Harmonie und Stille, eine Stätte, wo die Besten von allen Dingen Himmels und der Erden sprechen konnten. Und dabei war in dieser Atmosphäre rege und wirksam das Wesen einer Frau ausgedrückt. Und so sah dies kulturvolle und dabei ganz luxusferne „Damenzimmer“ aus, „dieser stille grüne Salon der Großmutter“, der überall, wo die oft verschlagene Familie einzog, seinen Charakter beibehielt und gewissermaßen die Heimat war, die sie überall mitnahm: „Wie Moos bedeckte der Teppich den ganzen Fußboden, dunkelgrün, ruhig, klein gemustert. Grünere hellere Vorhänge, mit weißen darunter, hingen glatt an den Fenstern und bildeten die Portieren. Die Ecken waren durch hohe, bis zur Erde reichende Spiegel in schmalen Goldrahmen verdeckt, zu deren Füßen meist blühende Pflanzen in schmalen vergoldeten Körben standen. In der andern Ecke befand sich ein kleines halbrundes Sofa, hinter ihm auf einem Postament eine Goethestatuette. Ein grauer Marmorkamin mit Bronzetüren und dem Bilde der Kinder um Christus geschart darüber, vor ihm zwei der weich und tief gepolsterten Lehnstühle und ein Tischchen mit der täglichen Lektüre füllte den vierten Zimmerwinkel. Zwischen zwei Fenstern an einer breiten Wand stand ein großes bequemes Sofa, wie

die Stühle mit grün in grün gemustertem Stoff bezogen, davor ein großer runder Tisch, mit runder, fast bis zur Erde reichender grüner Tuchdecke. An den Wänden, die meist mit einer goldbraunen oder hellgrünen Tapete bedeckt waren, hingen nur wenige schöne Ölbilder, meist Familienporträte. Von der Mitte der Decke hing mondartig eine Lampe mit mattem Glas herab, auf dem Tisch vor dem Sitzplatz stand eine kleinere von antiker Form, über der ein ganz leichter lichter Schleier von rosa Seide hing."

⌘ ⌘ ⌘

Die neue deutsche Kulturbewegung hat sich anfangs den repräsentativeren Aufgaben gegenüber spröde erwiesen. Das war naturgemäß. In letzter Zeit wurden aber manche Versuche gemacht, Räume zu schaffen, die etwa dem englischen Drawing-room entsprechen, allerdings, ohne daß dabei der Frauencharakter eines solchen Gemaches besonders stark betont wurde. Sie gingen meist unter der Flagge Musik- oder Empfangssaal.

Eines der frühesten Beispiele war der Musiksaal des verstorbenen Otto Eckmann, mit den aufstrebenden Linien der büstentragenden Pfeilerschränkchen aus hellem Zitronenholz, zarter grüner Intarsia und einer Spiegelwand zwischen schwarzen Pfosten. Die Mitte beherrschte freistehend im weichen Halbrund das Sofa, davor stand der edle runde Empiretisch mit Marmorplatte auf schlanker Säulenordnung. An das Oval antiker Marmorgartenbänke, an Alma Tademas festliche Bilder konnte man dabei denken; heitere Helle, feingliedrige Anmut, Erlesenheit des Genießens sprach sich in dieser Raumgliederung aus.

Kammermusikstimmung war schwingend, aber es war dabei nicht das Intim-Heimliche eines Studio, in dem sich die Davidsbündler zu andächtiger Gemeinschaft zusammenfinden. Der Raum hatte eben etwas Repräsentatives, Gesellschaftliches. Wachskerzen sollten in ihm leuchten, er verlangte Damen in großen Toiletten, nicht Wesen in „individueller Frauentracht", von der Oskar Wilde so reizend sagte: „sie wollen persönlich gekleidet sein, aber es gelingt ihnen nur, unordentlich angezogen zu sein". Und die aristokratisch-musikalische Assoziation Beethovenscher Sonaten

ward hier geweckt, zu deren Häupten die Namen fürstlicher Geschlechter als Widmung stehen.

Etwas verwandt in der Gruppierung ist dieser Lösung die jüngste Variation, das Musikzimmer von Peter Behrens, das in dem neuen Keller und Reiner-Palazzo ausgestellt war. Mit seinen schwarzen, feierlichen, leicht antikisierenden Möbeln, freistehendem Sofa und Gestühl, seidengelb gepolstert, hat es einen Hauch von Schinkel-Atmosphäre. Das Strenge aber löst sich nach oben heiter spielend in den freischwebenden elektrischen Girlanden aus schimmernden Lichtkugeln.

Bruno Paul hat auch viel Sinn für Festlich-Mondänes. Es gibt von ihm einen runden Musikgartensaal von dekorativer und vornehmer Haltung.

Er nimmt wahrhaft auf und umrahmt das gesellschaftliche Gruppenbild mit seinen hellen, wölbigen, durch schmale Pfeilerspiegel gegliederten Wänden. Sie buchten sich dann zu dem von weichen Stoffen fließend umhangenen Fensterrondell mit seiner weißen Sprossenteilung aus. Und darüber spannt sich ein weißer Deckenhimmel. Das Mobiliar ward rhythmisch in den Raum komponiert. Die geraden, flachschlanken Vitrinenkästen mit lichtdurchspielten kristallenen Aufsätzen, das Schränkchen mit seiner durch vielfältige Schübe-Teilung belebten Fassade und der Malachitplatte zur sammtig braunroten Holzmaserung, bewirken mit ihren aufstrebenden Linien bei all ihrer Grazie straffe Begrenzung und Zusammenfassung; die schmiegsamen, geschweiften Sofabuchten — in der Farbe bezogen, die Chopins zärtliche Seele so liebte, dem Perlgrau — geben mit der Arabeske des Flügels dem Raum wellige Schwingung.

Noch manches wäre zu nennen. Ein Interieur von Emanuel von Seidl mit weißem Paneel; Bilder sind darin eingelassen, die verglasten Türen werden aus dem Rahmenwerk entwickelt und vom pfostengetragenen Bordbrett überdacht. Kamin und Eckschrank bauen sich organisch aus dieser Wandarchitektur heraus. Und das Ganze bildet ein sehr geschlossenes und gesammeltes Gefüge.

In einem sehr distinguierten Empfangszimmer von Hermann Muthesius, für ein dem Gelände schön eingefügtes Landhaus in Nikolassee, wird die Sofabank des

Fensterplatzes organisch aus dem Vertikal- und Horizontalgefüge von Wandpaneel und Wandleisten abgeleitet. Morris-Damast bespannt sie und die körpergerecht ausgebuchteten Lehnstühle aus Kirschholz. Und als Point de vue steht dazu eine kristallhelle Vitrine mit abgeschrägten Seitenfenstern.

Das wirkt als eine intim gestimmte Koje des großen Hauptzimmers und liefert damit ein reizvolles Rahmmotiv.

Einen echten Drawing-room von frauenhafter Eleganz schuf Rudolf Alexander Schröder; er war allerdings nicht für eine Dame bestimmt, sondern für einen Herrn, für A. W. von Heymel. Eine Bühne für gesellschaftliche Bewegung inszeniert, mit viel Raum in der Mitte, schöngefeldertem Parkett, dunklem Flügel, Kassettendecke mit Lichtgehängen, Pfeilerspiegeln mit Tischchen im Halboval davor als Flankierungen der Tür, Seidenportieren und Fensterbehängen aus Seide mit Vogelerschen Stickereien und Volants, die neckisch an Jupons erinnern.

⌘ ⌘ ⌘

Wie an das offizielle Reich der Frau, so hat man in Deutschland auch an das private, an die Kemenate, gedacht und ihr eine neue Ausgestaltung zu geben versucht. Nicht immer glücklich. Unter der Signatur Damenzimmer gehen oft recht kleinliche, zimperliche, sich kokett naiv gehabende „Puppenheime“ in süßlichen Farben und dekoriert in einer Kinkerlitzchenmanier, die nicht für eine Frau von heute paßt und nicht einmal für einen modernen Backfisch, der als Tennisspielerin und Bobsleigh-Steuermädchen solchem weichlichen Flammeri-Klima längst entwöhnt ist. Ein Gegenbeispiel zur Illustrierung des Genres lieferte der sonst so liebenswerte Heinrich Vogeler auf einer Dresdener Ausstellung. Das war ein zuckriges Bijouteriestübchen im Mullröckchen, mit weißen Möbelchen, auf denen himbeerfarbige Röschen schmachtend blühten. Ein fataler Patisseriestil, zu dessen Liliputaner-Welt der ungeschlachte, massiv hineingepflanzte, messingbehelmte Kamin lächerlich wirkte.

Bedenklich ist auch die übertriebene Biedermeierei, in der sich manche Innenarchitekten gefallen. Der Stil kann Reiz haben und auch sehr frauengemäß sein mit seinen zierlichen und doch komfortgemäßen Formen, seinem schmucken

Material, dem geflammten Holz, den hellen Verglasungen, den bunten und doch harmonischen Stoffen. Aber er muß ganz frei angewendet und dem modernen Menschen angepaßt sein, und darf sich nicht almanach- und stammbuchempfindsam gebärden und eine Art preziöser Möbelredoute und Mummenschanz aufführen. Ein Zerrbild ist's, wenn eine Frau im Jackenkleid, die von der Shoppingfahrt im Auto zurückkommt, den Tee in einem Jean Paulschen, sentimentalen Küsterstübchen nimmt.

Ich weiß auch nicht, warum das gerade frauenhaft wirken soll, wenn Pankok in seinem angeblichen Damenzimmer verrenkte Stühlchen, ein seekrank in die Knie knickendes Sofa und eine Kommode mit Muschel- und Skelettrippenformen aufstellt.

Sachlichen und dabei feinfühligen Sinn beweist aber wieder Rudolf Alexander Schröder, der, auch in Dresden, ein sehr distinguiertes wohlabgewogenes Gemach ausstellte, durchhaucht von einer zarten, etwas kühlen Empirelyrik. Ein vollendeter Rahmen für die Dame; man konnte sich in ihm gut die ätherischen Schloßfrauen aus den Novellen des Grafen Keyserlinck vorstellen. Schröder hat auch ein erlesenes Schlafzimmer in schmiegsamen Formen komponiert, das die Erinnerung an die alte Sitte wiederkehren läßt, die den Frauen die Hofhaltung im Bett gestattete.

Noch ein Damenzimmer gibt es, das der geistig arbeitenden Frau, des weiblichen Junggesellen, die kein Mannweib, kein Blaustrumpf ist, die Kant und Dante liest, wohl bei Simmel Kolleg hört, und dabei doch ganz Dame bleibt und à la mode sich kleidet. Gustav Görke traf dafür gut den Stil.

Die Bücherregale und der Mappenschrank charakterisieren solch ein Zimmer. Aber sie entfernen nicht durch Würde und Höhe die Vertraulichkeit. Sie treten in eleganten diskreten Maßen auf, in Paneelhöhe umziehen sie die Wand, als Bord für Bibelots, für Tiere aus Kopenhagener Porzellan, für Poterien und Gläser. Das Holz wirkt leicht und graziös, es ist weiß lackiert oder silbergrau Ahorn mit schwarzem rilligen Randstab. In die Ecken sind zwischen die Regale Sofasitze in warmem grünlichen Ton

eingebaut, behagliche Teewinkel. Und vor dem weißgerahmten Fenster hängen Vorhänge aus gelber Libertyseide. Libertyseide wird auch die Frau in diesem Raum tragen, einen blaßblauen Kimono mit japanischen Streifen besetzt oder ein weich schleppendes Tea-gown. Und aus hohen Röhrengläsern flattern, wie im Zimmer der englischen Lady, lila Orchideefalter oder ein schwirrender Schmetterlingsschwarm gelber Oncidien an langer, schwanker Rispe, und in flacher Schale blühen samtige Anemonen.

Das Wölkchen.

Und als ich so im Grünen lag,
— Ein Sonnentag, ein Junitag! —
Der Abendhimmel duftig rot
Mir eine Flut von Rosen bot,
Da kam ein Wölkchen angeschwommen,
Selig allein und ohne Eile,
Hielt hier und dorten eine Weile,
Als sei's von Glück schier wie benommen,
Ein Schimmertüpfchen, winzig klein,
In einem Meer von Sonnenschein...

Und nun, wie ich so schärfer sah,
In froher Seele war mir's da,
Als trüg' das Wölkchen Dein Gesicht,
Als glänzte Deiner Augen Licht
Auf mich herab aus Duft und Schein,
Als lächelten verklärt und fein
Die lieben, mir vertrauten Lippen,
Als neigte sich Dein stiller Mund
Geheimnisvoll zum Erdengrund,
Um Küsse mir vom Mund zu nippen.

Vor Freuden ich mich lächelnd hob.
Da war's ein Traum nur, der zerstob.
— Ein Wölkchen in verklärter Ruh
Zog selig Deiner Heimat zu...

Julius Berstl.

Niobe im Salon.

Skizze von Emmy Lewald (E. Roland).

Kiefernumstandene Grunewaldvilla.

Aus hohen Gartenfenstern sieht man auf schlanke, efeuumrankte Stämme, auf geschweifte Brücken mit leichten Geländern, auf Schwäne, die über stilles Wasser gleiten. Alles erscheint stilisiert. Eine Natur, deren ursprünglicher Kargheit mit Überlegung und Kunstgriffen aufgeholfen worden ist, die nun wie ein Gobelin wirkt, wie ein Leistikowmotiv oder wie das schöngezeichnete Reklameplakat einer Vorortbaugesellschaft.

In der Villa eine lange Zimmerflucht, gute Bilder, eine Fülle Rivierablumen in Kübeln und Vasen.

Die Märzsonne flammt schräg durch die Scheiben.

An einem für eine Dame unverhältnismäßig großen Schreibtisch sitzt Frau Eugenie von Hinüber. Sie beantwortet seit einer halben Stunde Einladungen, schreibt Einladungen für ein Diner in drei Wochen und zeichnet dazwischen an der Tischordnung für ihr heutiges Diner herum.

Angenehm gesunde, liebenswürdige Erscheinung in Hellblond. In raffiniertem Hauskleid. Im Haarturban für siebenhundert Mark seidenweiches, helles, dänisches Frauenhaar, durch besondere Verbindungen ihres Friseurs am Öresund besorgt; Blondhaar, das um eine Note stärker glänzt als ihr eigenes an Scheitel und Stirn, aber durch ein Band von mittlerer Goldfarbe in eine sehr glückliche Schattierung gebracht ist.

An der Wand des Nebenzimmers hängt ihr Brautbild von Gussow, vor siebenundzwanzig Jahren gemalt und heute noch absolut ähnlich; nur daß die Linien jetzt noch eleganter sind, die Aufmachung eine noch studiertere ist, als in jenen harmlosen Zeiten, da Frauen noch ungeniert

mit eigenem selbstaufgesteckten Haar in Abendgesellschaften zu gehen wagten.

In der Tür erscheint Lala, die jüngste Tochter. Ihr Ebenbild. Auch in raffiniertem Hausgewand. Auch mit großem Haarturban, zum Teil aus derselben Quelle vom Öresund bezogen. Für fünfhundert Mark weizengelbes Haar, von den Wiesen Dänemarks in merkwürdigem Schicksalslauf in die Berliner Villenkolonie verschlagen.

Sie ist achtzehn Jahre, jung und entzückend, hat große, beunruhigte, wie aus dem Frieden geschreckte Augen.

Sie gleitet leise näher und sieht der Mutter über die Schulter.

Lala.

So ... bei der Tischordnung bist du? Bitte, mich etwas mehr links! (Sie tippt mit dem langen, glänzenden Nagel auf den Entwurf der Mutter.) Ich kann ganz unmöglich in dem seegrünen Kleid vor dem grünen Gobelin sitzen. Grün auf grün schlägt sich tot. Ich muß vor den ostfriesischen Schrank. Ich muß auf Holzbraun.

Die Mutter.

Aber Liebste! Du kannst doch als junges Mädchen nicht in die Mitte der Tafel! In die Mitte gehören doch die Exzellenzen!

Lala.

Mama, sollen deine Gesellschaften dauernd an deinen vielen alten Exzellenzen kranken? Warum ladest du nur fortwährend Menschen ein, deren Verdienste in der Vergangenheit liegen? Nur die, die jetzt Werte schaffen, verlohnen sich. Strobl sollte in die Mitte.

Die Mutter.

Der kommt, gottlob, gar nicht.

Lala (streicht mit den Fingern durch die vordere gelbblonde Haarwelle).

O doch! Ich habe ihn vorhin eingeladen. Es war ja ein Platz frei. Leberecht hat doch abgesagt!

Die Mutter (erschrocken).

Den hast du auf eigene Faust eingeladen?! Diesen ungepflegten Naturburschen ohne Frack, dies Rauhbein,

der aussieht, als käme er direkt aus der Wildnis, genährt mit Heuschrecken und wildem Honig? Aber ich bitte dich, Lala, so jemand wirft ja den ganzen ästhetischen Gesamteindruck um! Und Barnow's, die zum ersten Male kommen, denen man meinen Salon als einen erlesenen, ganz auf einen Ton gestimmten geschildert hat! (Sie schlägt mit der Hand auf die Schreibtischplatte und lehnt sich erschrocken in den Stuhl zurück.)

Lala (kühl und von oben herab, mit verschränkten Armen).

Liebe Mama! Das Genre Geselligkeit, das nichts ist als ästhetisch, hat sich wirklich überlebt. Ja, ästhetisch war es immer bei dir! Du hast die Kunst los, daß es nicht zu viel und nicht zu wenig zu essen gibt. Du unterstreichst deinen Goya nicht durch Seitenlampen, und wenn ein Gang bei uns auf Silber serviert wird, so geschieht es ganz ohne Aplomb, einfach selbstverständlich. Die Saucen deiner Canards de Rouen haben unser Haus berühmt gemacht. Deine Diener schwebten stets lautlos, und deine Gäste entstammten alle den gleichen einwandsfreien Regionen. Du hast nie eine bedenkliche Existenz zwischen deinen feingetönten Wänden geduldet. Nur der Korrekte dinierte bei dir. Und was ist die Folge deines einseitigen Prinzips? Furchtbar langweilig sind deine Diners mit der Zeit geworden — eine Atmosphäre zum Einschlafen. Der Gipfel mondäner Ödigkeit! Es hilft nichts! Du mußt deine Feste mit neuen Noten auffrischen, und als Mensch, der die Welt so ziemlich kennt, sage ich dir, daß sich das durch nichts besser bewerkstelligen läßt, als durch das Auftauchen interessanter, unerschrockener, formloser Menschen aus ganz anderen Sphären der Gesellschaft. Strobl ist ein höchst geeigneter Anfang dafür. Jeder gibt zu, daß er genial ist. Er hat also schließlich einen Freibrief.

Die Mutter.

Muß es sein, Lala? Ist es schon fest? Kannst du nicht redressieren?

Lala.

Er kommt. Ich habe ihn bei den Paliken des Ätna schwören lassen!

Die Mutter.

Lala! Es ist, als gössest du Tinte über mein reines Tischtuch. Dieser Bartwuchs! Von jedem meiner Diener verlange ich kontraktlich, daß er sich täglich rasiert. Und nun der! Er ist ja fast schon mehr Buschmensch! Und dann diese üble Geschichte, die da in Südrußland spielte, in die er doch notorisch verwickelt war!

Lala (ganz unbeeinflußt).

O bitte! Ein sehr berühmter Historiker, neben dem ich gestern saß, sprach über englische Moral. Der Engländer, sagte er, der in großem Stil populär sein will, muß wie ein pikantes Merkmal irgendeinen kleinen, nicht ganz korrekten Schatten in seiner Vergangenheit tragen. Das erst gibt ihm die volle souveräne Überlegenheit, attestiert gleichsam seine Position über dem landläufigen Maßstab. Alles, was fasziniert, muß so einen winzigen dunklen Punkt haben.

Die Mutter (die Hand vor den Augen).

Lala! Ich habe ihn einmal in einem unmöglichen Rock und einer brandroten Weste gesehen! Ich konnte es tagelang nicht verwinden. Es ging mir, wie wenn man unversehens auf eine Schnecke tritt. Er ist ja schlimmer wie ein Naturbursche! Er ist ja regelrecht ein Barbar.

Lala (mit Enthusiasmus einfallend).

Ja, Mama, ein Barbar! Und da liegt das Große in ihm! Wenn wir anderen uns after dinner in den Fauteuils dehnen, was sind wir? So etwas wie die Römer aus der Verfallzeit, genährt mit Fasanen aus Kolchis, gehüllt in Seide von Tyrus! Erfänden Blumenzüchter den Trick, von deutschen Saaldecken Rosen herunterregnen zu lassen, du und dein Clan, ihr bestelltet euch das gleich! Verzärtelung! Das verstanden sie und ihr! Ja, aber eines Tages pochten die Barbaren an die goldenen Pforten, hinter denen sie ihre Bacchanalien feierten. Und die Tore brachen zusammen, und da standen sie, Kerle wie Strobl, in Felle gekleidet, breite Schwerter im Gurt, eine neue Menschensorte, unverbildet, aufrecht und stark. (Sie umarmt

ihre Mutter von hinten.) Was meinst du wohl, Mama, was mögen die jungen Römerinnen in solch einem Augenblick gedacht haben? ‚Aha!‘ dachten sie vermutlich, ‚endlich ein neuer Typ! Gottlob!‘ Und der Barbar wurde Trumpf!

Die Mutter (wehrlos und verängstigt).

Dieser historische Überblick ist doch hoffentlich keine Vorbereitung darauf, daß er in einem Fell kommen wird?

Lala.

Von einem solch freigeborenen Geist kannst du doch keinen korrekten Frack verlangen, diese Signatur der Phantasielosen und Banalen! Wahrscheinlich kommt er in der roten Weste, von der du vorhin sprachst.

Die Mutter (empört und entschieden).

Nein, Lala, das geht nicht!

Lala.

Mama, es geht! Oder verzichte, bitte, auf meine Anwesenheit!

Die Mutter.

Lala, du weißt, daß Barnow's auf deine Bekanntschaft brennen!

Lala (eigensinnig).

Barnow's sind überlebte Kultur! Ich hasse Kultur!

Die Mutter.

Du, Lala, die nur Zwanzigmarkstrümpfe trägt und ein ganz unwahrscheinliches Geld für Kulturerfindungen allerart ausgibt!

Lala (sich aufreckend).

Ja, Mama, noch kann ich Strobl nicht nacheifern! Das ist sein Kummer und meiner! Aber die Zeit wird kommen. Ich löse mich langsam von Traditionen. Er hat schon begonnen, meinen inneren Menschen umzuarbeiten. Den äußeren wird er später in Angriff nehmen. Seit ich seine psychologischen Konferenzen höre, seit er mich eingeführt hat in die mystischen Lehren seines Meisters, bin ich seelisch eine andere. Ich verachte Luxus bereits. Abgewöhnen werde ich ihn mir dann später.

Die Mutter.

Lala! Was für Ideen! Welch ein Geschmack! Ich sehne mich fast nach der Zeit zurück, wo Du durchaus den Hotelportier in Capri heiraten wolltest!

Lala.

Ja, Mama, euch passen eben meine Begeisterungen immer nicht! Ich soll durchaus an einen Leutnant oder einen Gesandtschaftssekretär abgegeben werden, und weil ich zu dergleichen dauernd nein sage, heißt es: ‚Lala ist ein Eisschrank! Ein äußerlich tadellos gehaltener Eisschrank!' In mir aber rebelliert alles gegen eine aufgezwungene Lebenslinie. Das Irreguläre passiert jetzt doch alle Tage. Es ist ja kaum mehr chic, lediglich standesgemäß zu heiraten.

Die Mutter (rückt entsetzt vom Schreibtisch ab).

Heiraten willst Du ihn doch nicht etwa auch noch?

Lala (tragisch, mit demütiger Kopfhaltung).

Bisher hat er leider noch kein Wort davon verlauten lassen. Ach, Mama! (Sie umarmt sie wieder stürmisch an beiden Schultern). Du mußt ihn ans Haus fesseln, mußt den rechten Ton mit ihm greifen, mußt ihm irgendwie beibringen, daß ich im Grunde eine ganz unverwöhnte Natur sei, daß meine sorgfältige mise en scène nur dein Wunsch und Befehl, daß ich hinter den Kulissen gegen Luxus und alle solche Dinge mich geradezu sträubte! Mutti, deute ihm an, daß ich eine ganz simple, durchaus unkomplizierte Psyche hätte, daß ich z. B. Ibsen nicht leiden könnte und in Wedekindsche Stücke mit Gewalt gebracht werden müßte! Sage ihm, daß Schiller mein Lieblingsdichter wäre, und daß ich einfaches Essen glänzend kochen könnte, auch mal einen Kursus im Stopfen mit brillantem Abgangszeugnis absolviert hätte. Mama, steh mir bei! Denn wenn er merkt, wie ich doch eigentlich bin, nimmt er mich gewiß nicht!

Die Mutter.

Was für ein Lügengewebe! Überhaupt dieser ganze Wahnsinn! Du solltest fort, in andere Luft! Wenn nicht gerade die Tauzeit wäre, schickte ich dich sogleich für ein paar Wochen Wintersport ins Gebirge. —

Lala (mit strahlenden Augen).

O, Mama! Du hältst den ganzen Strobl für eine vorübergehende Marotte von mir — aber ich schwöre dir: er ist das Definitive!

Die Mutter (mit halbem Lächeln).

Wie ihr Kinder euch ähnlich seid! Mit denselben Worten bestand Dagmar einstmals auf ihre Verlobung mit Leberecht! ‚Ich schwöre dir, es ist das Definitive!' Ja, und dann genießt ihr euch und seid stolz auf euren Charakter!

Lala (am Fenster).

Da kommt Dagmar durchs Tor. Ach, weißt du, ich gehe meiner Wege. Ich will mich still präparieren für meine Unterhaltung mit Strobl. Wenn ich schief antworte, kann er einen so grenzenlosen Verachtungsblick haben, der mir in die Träume folgt —

Die Mutter (kopfschüttelnd).

Es ist mir unfaßbar, wie jemand in einer knallroten Weste solche Gewalt ausüben kann!

Lala (aufrichtig entrüstet).

Aber, Mama, hänge doch nicht bloß immer an Äußerlichkeiten! Ist denn nicht der indische Fakir zum Beispiel eines der abgeklärtesten, edelsten Geschöpfe, wenn er auch den Staub von tausend Straßen an den Sohlen trägt? Ist er uns nicht hundertfach überlegen in der Abtötung aller Wünsche, in der stolzen Abkehr von all den unterwertigen Dingen, an denen wir alle mit klammernden Organen hängen?

Die Mutter (ablehnend).

Was soll mir ein Fakir?

Lala (empört).

Aber das ist es ja gerade! Ein Fakir sollte dir etwas sein! Du richtest dich selbst durch dies Wort! Du hast keine Weiten in deinem Horizont! Du hast den Grunewald und damit basta!

Die Mutter verzichtet auf eine Antwort, um ihre Nerven für den Abend zu schonen.

Lala verläßt kopfschüttelnd nach links das Zimmer.

Dagmar von Spangenberg (erscheint in der Mitteltür).

Sie ist immer irgendwie auf dem Weg vom oder zum Eispalast, wo sie sich physisch „ausarbeitet“ und ihr seelisches Gleichgewicht reguliert. Sie empfindet den Eispalast — wie andere Frauen etwa den Katholizismus, Nietzsche, Astronomie oder Liebhaber empfinden — als ein großes, beglückendes Opiat, als Kompensation für sonstige Unvollkommenheiten der Existenz.

Sie ist in tadellosem Sportdreß. Fußfrei. Das blonde Haar quillt mit angesteckten Locken reich unter der weißen Mütze.

Abzüglich der Gutmütigkeit gleicht auch sie der Mutter.

Sie ist rassiger als Lala, kälter und intelligenter. — —

Dagmar.

Hat Leberecht für heut abend abgesagt?

Die Mutter (erstaunt).

Ja, weißt du das nicht?

Dagmar.

Gut also, dann kann ich ja kommen!

Die Mutter.

Ja, aber, was heißt denn das? Das hört sich ja so an, als wenn ihr euch im Moment gegenseitig ausschlösset?

Dagmar (kühl und langsam).

Allerdings, Mama! So im Moment. (Sie zögert einen Augenblick, fährt dann jedoch resolut fort, ohne weitere Umschweife auf ihr Thema zu kommen.)

Wir möchten ja im allgemeinen keinen großen Cas von der Sache machen und glauben auch, unsere Freunde müssen zugeben, daß die Friktionen, die zu unserem jetzigen Entschluß geführt haben, von uns stets aufs diskreteste cachiert worden sind. Der Entschluß läßt sich natürlich nicht cachieren; Leberecht hat sich an Rechtsanwalt Quadra gewandt. Ich nehme Marxmann. Ich kenne ihn vom Tennis.

Die Mutter

(ist langsam aufgestanden, begreift erst allmählich).

Was? *Scheiden* lassen wollt ihr euch? Aber das ist ja entsetzlich! Und das höre ich jetzt mit einem Male, und so nebenbei?

Dagmar (sieht uninteressiert aus dem Fenster. Ist fest entschlossen, sich nicht aufzuregen).

Marxmann hat die Roßtrappsche Angelegenheit so schnell erledigt, daß alles baff war. Leberecht und ich sind ja völlig d'accord — aber manche Rechtsanwälte sind doch so quakelig.

Die Mutter (traurig).

Es kommt mir schrecklich unerwartet!

Dagmar.

Leberecht und ich hielten es immer für den äußersten Mangel an Haltung, wenn Ehepaare vor dem Bruch ihre internen Zwistigkeiten durchblicken ließen.

Die Mutter.

Ja, wenn ihr euch nur voll Haltung findet, dann seid ihr zufrieden!

Dagmar (hebt die Hand).

Bitte, Mama, nichts Melodramatisches. Leberecht und ich fühlen uns vollkommen schuldfrei. Ich war siebzehn, er zweiundzwanzig, als Ihr und seine Eltern uns zusammenschobt. Auf alle meine Wäscheschrankbänder wurde freilich gestickt: „Jung gefreit hat niemand gereut." Auf Tischläufer bekamen wir's genäht, und in den Hochzeitstoasten wurde es totgehetzt. Nun hat's uns doch gereut! Er kann mich nicht mehr aushalten, ich ihn nicht. Wir haben uns in sechs trostlosen Jahren vollkommen voneinander fortentwickelt. Er will durchaus schuldiger Teil sein. Ich habe mich zwar auch dazu erboten. Du siehst, wie vollkommen wir über diesen Dingen stehen und zu welch innerlicher Freiheit wir uns durchgerungen haben! Kurt nehmen wir wechselweise. Das heißt: für die Übergangszeit nimmst du ihn wohl? Ich möchte mit Dankelmanns ein Jahr um die Welt. Wenn ich dann wiederkomme, ist vermutlich aller Tratsch vorbei. Gottlob regt man sich ja in unseren Kreisen über alles recht schnell wieder ab. Ich möchte dann gleich wieder in geordnete Verhältnisse. Das Glossiertwerden ödet mich zu grenzenlos. Die ganze Lebenskunst läuft schließlich auf die konsequente Ersparung und Vermeidung von Mißgefühlen hinaus.

Die Mutter (seufzend und ironisch).

Du warst als Kind schon das bequemste von meinen drei Kindern.

Dagmar (selbstherrlich).

Vielleicht bin ich nur das weiseste! (Sie geht, die Hände auf den Hüften, an den Wänden entlang, hier und da eine Glasvase anklopfend oder eine Nippesfigur auf ihre Firma untersuchend. Die Mutter fixiert ihr verlorenes Profil, das dem ihren so linienähnlich ist, aber den kalten Zug gleichgültiger Verschlossenheit trägt.)

Die Mutter.

Ich wundere mich nur, daß du heut abend auf mein Diner Wert legst!

Dagmar.

Es hat seinen besonderen Grund. Ich möchte neben dem Oberst Spangenberg placiert werden — oder wenn ich nicht so nah an die Mitte soll, schiebe ihn, bitte, dem Ende zu! Du kannst ihm ja andeuten, daß du ihn seines Augenleidens wegen vom Mittellicht hast abrücken wollen. Das ist dann noch enorm aufmerksam, und du kommst so nicht in den Verdacht, gegen die geheiligten Gesetze der Placierungskunst verstoßen zu haben.

Die Mutter.

Aber warum willst du unter obwaltenden Umständen gerade neben Leberechts Onkel kommen?

Dagmar.

Weil ich ihm allerhand in betreff seines Neffen unter den Fuß geben möchte. Ich will seinen späteren Standpunkt im voraus festlegen. Er ist so überaus töricht, daß man ihm mit etwas Geschick jede Ansicht einstempeln kann.

Die Mutter.

Ja, du bist lebensklug, Dagmar!

Dagmar.

Du vergißt, daß du uns bereits mit zwölf Jahren Kurse in Psychologie nehmen ließest!

Die Mutter.

Du sagst das so vorwurfsvoll! Daß wir alles Erdenkliche für eure Erziehung taten, war doch unsere Pflicht



Stilleben.

Gemälde von Anna Munthe-Norstedt.

und wohl im Grunde etwas, wofür Töchter normalerweise dankbar zu sein hätten.

Dagmar (achselzuckend).

Vielleicht bin ich nicht in dem landläufigen Sinne normal. Jedenfalls datiert von all diesen frühzeitigen Überfütterungen mein ganzer Skeptizismus. Glaube mir, Mama, das Schlimmste für die jüngste Jugend ist immer die Aufklärung en masse! Für uns ist von jeher vielzuviel geschehen. Vor der Zeit wurden wir aus jenen vagen Träumereien geschreckt, die schließlich vom ganzen Kram des Lebens noch das Beste sind. Über jede Materie bekamen wir Unterrichtsstunden. Alles wurde in uns hineingetrichtert. Aber es gibt für heranreifende Menschen nur einen Glückszustand: den, in seinen Jugendtagen still und unbewußt durchs Leben ziehen zu können, jenen blauen Schleier vor den Augen zu haben, durch den allein diese so banalen, minderwertigen Dinge der Welt zeitweise wie etwas Verlockendes aussehen. Hätte ich eine Tochter — nur das Mindestmaß, nur was der Staat durchaus verlangt, ließe ich sie lernen. Auf dem Lande müßte sie groß werden, in irgendeinem praktischen Heim zwischen grünen Wiesen. Mag sie Poularden ziehen und junge Kälber mit der Milchflasche mästen, Dunstobst entsteinen oder stundenlang träge im Grase liegen — in unsere Sphäre hier käme sie nie, ehe sie nicht mindestens zwanzig ist. Und heiraten dürfte sie nicht vor fünfundzwanzig! Keinen Pfennig bekäme sie sonst von mir dazu. Will sie pennyless durchgehen, à la bonne heure! Davor würde ich sogar Respekt empfinden. Nur Zulage bekäme sie auch dann vor fünfundzwanzig nicht. Ich wäre unerbittlich. Mag sie hungern! (Sie hebt die langen, von den blauen Tuchärmeln fest umspannten Arme in die Luft.) Ach, es muß ja ideal sein, aus Liebe zu hungern!

Die Mutter (ist langsam aufgestanden, mit roten Flecken auf den Backen, scharf).

Schade, daß ich das Klischee, nach dem du deine Erziehung gewünscht haben würdest, post festum bekomme!

Dagmar (großmütig).

Ich wollte dich keineswegs kränken. Diese Irrtümer liegen in eurer Generation. Bei unseren Freundinnen ist's ja überall dasselbe. Für die Heiratscheuen, die den Schneid auf Examina hatten, haben sich die neuen Moden gelohnt, für uns wurden sie nur zur Lebenserschwerung. Man hat uns viel zu cerebral werden lassen. Unser natürliches Empfinden ist dabei in die Binsen gegangen.

Die Mutter.

Nun, in manchen Fällen haben die weiblichen Naturen doch natürliche Gegengewichte. Es gibt ja wohl etwas, was man ein warmes Herz nennt, was die geistigen Errungenschaften wieder balanciert?

Dagmar.

Jawohl, Mama! So wie du eins hast. (Mit Vorwurf.) Aber warum hast du's nicht auf uns vererbt? Wie wir doch deine blonden Haare erbten und Lala deine Grübchen im Kinn? Wir können doch nicht dafür, daß wir alle so cool sind. Papa war es doch auch im hohen Maße.

Schweigen.

Von der Kaminwand blickt das kalte Kaufmannsgesicht des verstorbenen Herrn Generalkonsul Karl von Hinüber aus Lenbachschem Helldunkel klug und ein wenig ironisch auf die Frauen nieder ...

Die Mutter (sehr ablehnend, tief verstimmt).

Euer Vater war so ganz ein Mann der Arbeit, ein Mann großer Erfolge, der hohe Werte geschaffen hat, daß es für ihn einfach aus Zeitmangel eine Unmöglichkeit war, sich dem Familienleben eingehender zu widmen. Er hat das oft genug bedauert.

Dagmar (scharf).

Werte schaffen! Ja, das ist das Schlagwort! Für uns alle hat er das Piedestal aus Gold zusammengeschmiedet, auf dem wir nun stehen und nach den richtigen Glückswerten, den Naturformen, verhungern! Warum hat er nicht Pappschachteln mit uns geklebt? Oder Landpartien

mit uns gemacht? Oder in verteilten Rollen mit uns gelesen oder sonst irgendwas getan, wodurch Väter ihren Kindern nahe kommen?!

Die Mutter (heftig).

Laß die Toten ruhen!

Dagmar (wirft sich plötzlich laut aufschluchzend in den nächsten Sessel).

Ach, Mutter! Ich bin ja so unglücklich —

Frau v. Hinüber (stemmt die linke Hand in die Seite und sieht auf die Tochter nieder. Ziemlich gelassen).

Ich dachte, du wolltest nichts Melodramatisches! Siehst du, Dagmar, wenn du es so machst, das glaube ich dir nicht! Eine schicke Scheidung ohne Gerede, den Opfermut, dich als schuldigen Teil preisgeben zu wollen — das sind charakteristische Leistungen von dir — die glaube ich! Aber dieser Tragödinnenton. Da sage ich nur, daß ich nicht so viele Theaterbilletts für die Duse oder die Desprès oder Sarah Bernhardt hätte kaufen sollen. Davon hast du den Theaterton so gut los, sobald er dir paßt.

(Dagmar beruhigt sich und holt ein Heft papier poudré aus der Tasche.)

Die Mutter (fortfahrend).

Sage mir lieber, ob eine dritte Person im Spiel ist, derentwegen ihr voneinandergeht? Denkst du ... oder denkt etwa Leberecht ...

Dagmar (erhebt sich mit den Gesten einer grande dame. Ziemlich pikiert).

Mama! Ich habe es immer rasend geschmacklos gefunden, wenn in den Erzählungen von Scheidungsgeschichten gleich ein dritter Name mitlief. Seine Personalia soll doch um Gottes willen jeder diskret erledigen! Ist erst ein Jahr ins Land gegangen, kommt der dritte Name schon von selbst ans Tageslicht ...

Die Mutter (resigniert).

Ich kann's erwarten ... Sieh mal, Dagmar! Wir Mütter heutzutage rechnen ja längst nicht mehr darauf, daß uns aus dem Wandel unserer Töchter Freuden erblühen sollen. Wir sind eine resignierte Generation in der Hinsicht.

Ihr seid ein sonderbares, ins Wilde geratenes Geschlecht. Ich kann allenfalls Adolf bändigen — euch nicht — (sie seufzt).

Dagmar (erstaunt und kindlich).

Du scheinst pikiert, Mama?

Die Mutter.

Pikiert ist nicht das richtige Wort. Es spielen doch noch andere Nuancen mit.

Dagmar (die auf Vorwürfe gar keinen Wert legt).

Darf ich bei dir telephonieren, Mama? Und also heut abend! (Sie verschwindet eiligst.)

Die Mutter ist ans Fenster gegangen und blickt in den kahlen Vorfrühlingsgarten. Der Gärtner setzt Rabatten von Krokus ein, lila, gelbe und weiße. Wie aus buntem Glas geblasen stehen sie zart und reizend auf der dunklen Erde. Der Dialog der Töchter fällt ihr auf die Nerven. Sie sucht an anderes zu denken:

Wie doch alles künstlich wird, auch das Schöne! Das ist nun sogenannte Böcklinmischung. Wäre nicht etwas Selbstgewachsenes noch schöner, ein paar Schneeglöckchen, die irgendwo auf eigene Initiative hin aus der Erde brechen? Wer sagte das doch neulich ... richtig, der Seelenfreund, Geheimrat Anders, der getreue Eckart in ihrem Dasein, der seit lange interessiert und besorgt dem Schicksal der Familie Hinüber zusah und das moralische Maß für alles in Händen hielt ...

In der Tür erscheint der Kammerdiener, der Stolz des Hauses, der noch aus der Schule des verstorbenen Hausherrn stammt und in seiner Art etwas Vollendetes ist.

Der junge Herr lassen anfragen, ob gnädige Frau allein sind?

Sie.

Jawohl, ja, ich lasse bitten! (Verwundert für sich.) Jetzt, um diese Zeit?

(Sie bekommt einen leisen Schreck, wie immer, wenn eins ihrer Kinder bei ihr gemeldet wird).

Adolf v. Hinüber, ein langaufgeschossener, hellblonder Jüngling mit feingezogenen Gesichtslinien, weichem,

etwas dünnem Scheitelhaar, sehr müde und elegisch dreinschauend, in Frack mit perlgrauen Handschuhen, kommt langsam über den Teppich.

Er hat etwas von einem vor dem Leben erschrockenen, blutarmen Mädchen, das zuviel getanzt hat oder von einem Pagen, der aus unglücklicher Liebe zu seiner Königin zugrunde gehen will.

Adolf (sinkt erschöpft in den nächsten Sessel).

So, Mama! Noch einmal versuch' ich's nicht. Wieder durchgerasselt, obgleich Dr. Mühle mit war und unter den Zuhörern saß und mich ängstlich anglotzte. Ich möchte nur wissen, was ärztliche Wissenschaft bedeutet, wenn diese Herren nicht mal imstande sind, einem die Antworten auf die blödsinnigen Fragen dieser verdammten Examinatoren zu suggerieren! —

Die Mutter (tritt mitleidig näher und streichelt seine blasse Stirn. Liebevoll).

Armes Kind!

Adolf (brütend).

Gräß riet, ich sollte den Referendar nun definitiv schießen lassen und umsatteln. Ich möchte nur wissen, wohin umsatteln? Dein Ehrgeiz hetzt mich doch nun schon jahrelang in allen Wissenschaften herum —

Die Mutter.

Mein Ehrgeiz?! Die testamentarischen Verfügungen deines Vaters ...

Adolf.

Selbstverständlich heiratet mich Hilde Busche nun keinesfalls — aber das ist gleichgültig. Sie wäre ja doch nichts für mich gewesen. Ich muß etwas Einfaches, Bescheidenes, eine ohne große Rosinen, die dankbar ist und zu mir aufsieht — (Er reibt unruhig die Hände. Sein hübsches, schlaffes Gesicht rötet sich.) Ich werde jetzt erst einmal alle anderen Pläne vertagen und unsere Minna heiraten —

Die Mutter (entgeistert).

Welche Minna?

Adolf.

Nun, deine verflossene Stütze!

Die Mutter.

Adolf!

Adolf.

Ja, Mama! Sie war eine liebevolle und reine Seele. Sie war sehr hübsch und sah zu mir auf —

Die Mutter.

Sie kam fort, weil Lalas Armband verschwand!

Adolf.

Das kann jemand anders gemaust haben. Ich glaube an Minna!

Die Mutter.

Lieber Adolf! Du phantasierst! Laß dir einen Lunch geben oder reite aus! Du bist ganz erschöpft —

Adolf (bestimmt).

Ich werde Minna heiraten. Ich bitte dich, Anweisung zu geben, daß das Wohnhaus auf dem Vorwerk von Brennecke für uns instand gesetzt wird. Ich will es mit Gartenarbeit versuchen, Kartoffeln umgraben, Obstbäume okulieren. Ich will dies Leben mit dem Berufszwang nicht mehr. Ich habe die Daumschrauben satt!

Die Mutter.

Warum, wenn du durchaus sobald heiraten willst, denkst du nicht an Ellinor?

Adolf.

Ellinor würde mir doch bei jeder Gelegenheit meine Examensnöte vorwerfen. Minna begreift das ja gar nicht. Sie wird immer zu mir aufsehen, denn ich ziehe sie aus dem Staube. Ich will Herr in meinem Hause sein. Ich will auch einmal bewundert werden! Du kannst das ja alles vor den anderen Menschen schön drapieren. Du sagst, ich hätte ein Gut übernommen und eine alte Liebe vom Lande geheiratet. Minna stammt vom Lande. Hinter Zehdenick ist ihre Heimat.

Die Mutter.

Das kann nicht dein Ernst sein. Das ist die Seifenblase eines Augenblickes. Das ist eine Wahnidee —

Adolf (ganz ruhig. Finster entschlossen).

Wenn etwas in der Welt bombensicher ist, so ist es diese Heirat. Ich habe es satt! Ich habe diese Schwestern mit den strangulierten Seelen satt, die immerfort die angebliche Überlegenheit ihres Geschlechts verblümt und unverblümt auf mich loslassen! Dich liebe ich, denn du bist gut und hast Untertöne wahrer Herzlichkeit. Aber du hast sie gegen zu viele, gegen jeden, der deine berühmten Artischockensuppen lobt, gegen jeden, der dir wünschenswert für deinen Salon erscheint! Dein Salon geht dir weit über deinen Sohn. Wäre es umgekehrt, so würde ich bei dir bleiben, würde jetzt sagen: ‚Mama, laß das Getriebe! Komm acht Tage mit auf eine Halliginsel, wo sich alles ein wenig glitscherig und feucht anfühlt und nach Tran riecht, wo der Mann, der die Fremden vom Schiff herunterbootet, einen durch den letzten Schlick selbst ans Land trägt — Laß die Kultur! Komm dahin mit, wo es einfach ist, denn nur dort hat man Ruhe vor der Menschenmeute dieser Steinwüste!' Aber ich weiß, du tust es nicht. Du hast ja den Basar nächste Woche! Du wirst ja der Kronprinzessin vorgestellt! Du kannst das Diner bei Segenbergs nicht absagen, wo sie dich zu ihrem Hauptschlag einladen und schon geplänkelt haben, daß du neben dem neuen Minister sitzen sollst! O Mama! Ich weiß, alles, was du sagen willst, du stirbst lieber, als daß du dir gesellschaftlich etwas entgehen läßt! Gut bist du, aber gerade so schwach als gut. Nur ein Zehntel deiner Seele ist mein. Und bei Minna habe ich die ganze Seele, das ganze Weib allein für mich. (Er brütet dumpf vor sich hin.)

Die Mutter (gänzlich ratlos, sieht auf seinen blonden, etwas verwirrten Scheitel, sucht in ihrem Hirn nach philosophischen Tröstungen, lindernden Sentenzen. Mit erhobenen Händen).

Ich bitte dich noch einmal, Adolf, frühstücke erst mal! Laß dir den Château Mouton Rothschild geben! Vom Lunch mit Engelbrechten muß noch welcher oben sein. Und gleich ein Beefsteak. Aber ganz englisch, so rot, wie du es liebst. Und dann komm wieder, und wir wollen weiter

reden. Nur jetzt nicht mehr. Ich muß die Tischordnung machen. Deine Schwestern haben mir alles umgeworfen. Barnow's kommen zum erstenmal. Sie sind gesellschaftlich so maßlos verwöhnt. Sie ist westfälischer Uradel. Du ahnst nicht, was das in Westfalen bedeutet.

Adolf ahnt es in der Tat nicht, er erhebt sich seufzend und denkt: ‚Minna ist vom alten Bauernadel. Wer weiß, wo das Vorteilhaftere liegt!' ...

Er geht mit vornüberfallenden Schultern, wie ein müder, alter Mann, langsam davon.

Sie sitzt schwer verstimmt da. Sie fühlt, daß sie sich nicht ärgern darf, um nicht jenen ominösen Zug an Schläfe und Wange zu bekommen, den so viele Frauen haben, jenen altmachenden Zug, von Überanstrengung, schlaflosen Nächten hingezeichnet, von Dienstbotenärger und Familienfriktionen —

Mit ihren langen Fingern massiert sie sich besorgt die Schläfe.

Der Diener meldet Geheimrat von Anders.

Der Freund mit dem moralischen Maß kommt leise und liebenswürdig auf sie zu.

Er hat interessantes Grau an den Schläfen, hellblaue Augen, die an die Augen der schwerlebigen, nordostdeutschen Männer in Stormschen Novellen erinnern, eine feierlich romantische Art gegen die Dame seines Herzens, die er immer wie auf erhöhtem Postamente stehend betrachtet, obwohl gerade sie sehr irdisch unter Irdischen wandelt ...

Er gehört keinem jener Typen an, die Berliner Salons bevölkern. Er ist ein hergewehtes Blatt aus provinziellen Sphären und hat den feinen besonderen Reiz der Menschen, die nicht in der großen Mühle gemahlen wurden, sondern von abseits stammen aus kleineren Welten mit stärkerem Innenleben und wärmerem Herzschlag ...

Er (die Hand an der Innenfläche küssend).

Verstimmt?

Sie (mit einem Erleichterungsseufzer; nach Aussprache dürstend).

Ach ja ... meine Kinder ...

Er (mit ein wenig Befriedigung).

Immer die Kinder! O ja, es hat heutzutage etwas für sich, sans famille zu sein! Kinderlose Ehen sind, wie jetzt die Dinge liegen, die wünschenswerteren. Das malheur heureux, wie ein weiser Mann sagte.

Sie.

Ich möchte, lieber Freund, daß Sie Lala und Dagmar mal ein wenig ins Gebet nähmen.

Er (energisch mit erhobener Linken).

Pardon ... Alles, was Sie wünschen, nur nicht dies! Da ich nicht die Vorteile habe, Kinder zu besitzen, weshalb soll ich die Schattenseite väterlicher Auseinandersetzungen durchmachen? Ich würde ja auch nur ridikül wirken vor diesen überragenden Wesen! Wenn ich auch die Grenze des halben Jahrhunderts nur um wenig überschritten habe, für solche tête-à-têtes fühle ich mich doch noch nicht reif. Ihre Töchter haben eine Art einen anzusehen, die mir nicht behagt. Ich liebe die weiblichen Blicke anders — ich liebe sie eben weiblich. Ich bin altmodisch, bin Goetheaner, bin ein Mensch, der in stillen Stuben lebt, nicht herumgehetzt durch die Rennbahn bildungswütiger Ehrgeize.

Sie (in Gedanken von den Töchtern fort zu dem Freunde hinirrend).

Sie! O ja! Sie sind eine Wohltat!

Er (sie mit Verehrung musternd).

Sie übertreiben gütig! Ich bin nur einfach immer geblieben, was ich von jeher war: ein Stiller im Lande! Ich habe niemals große Anstalten getroffen, meine Persönlichkeit auf besondere Noten hin zu entwickeln. Mich hat niemand in jenen Brütofen geschoben, in den jetzt jeder unreife Jüngling und jedes ungare Mädchen hineinkommt, um — wie chemische Substanzen in der Retorte — in beschleunigtem Prozeß zu einer höheren Art hinaufentwickelt zu werden. Still habe ich meinem nicht sehr aufregenden Berufe gelebt und daneben meine geistigen Interessen gepflegt, so wie draußen in Ihrem Vorgarten am torfbraunen Rasenbeet die Krokus entlang laufen.

Käme ich noch einmal auf die Welt, so würde ich sagen, wie man bei einem kohlensauren Bad sagt, das erfrischend gewesen ist: ‚Bitte, genau wie das letzte Mal!‘ Die großen Ehrgeize haben mich nicht verzehrt. Die großen Enttäuschungen haben mich verschont. Ich bin ein Zufriedener. Ich habe eine große Liebe geliebt, und sie gehört noch nicht der Vergangenheit an. Ich habe sie treulich konserviert wie den Gummibaum, den mir meine Großmutter vererbte. Bei mir geht nie eine Pflanze ein, obwohl ich mit Briketts heize, was doch so schädlich sein soll. Das heißt: meine Seele heize ich mit anderem Brennstoff! Das wissen Sie, Eugenie! Ich bin zufrieden, verläßlich, treu. Darum wirke ich wie Baldriantropfen auf Sie, um Ihr eigenes Wort zu zitieren. In dem lauten Wirrwar Ihres Lebens lege ich zuweilen meine ruhige Hand ein paar Minuten auf Ihre Schulter, und Sie hören zu hetzen auf, blinzeln mit den Wimpern, sind beruhigt — ein paar Minuten lang. Ein kalmierendes Mittel für Sie!

(Sie stehen einander sehr nahe. Seine kühle Hand liegt auf ihrer Schulter. Ihr wird friedevoll zumute wie damals, als der Konfirmationslehrer seine Rechte auf dieselbe Stelle legte und sie so ganz im allgemeinen vor den Gefahren des heimtückischen Lebens warnte.)

Er (aus dem sentimentalen Ton heraus).

Nur mit Ihren Kindern will ich nicht vermengt werden! Dies Geschlecht ist unbelehrbar. Die müssen für sich selbst aufkommen. Will man tolerant sein, so mag man sagen: „Die Armen, warum mußten gerade sie die Versuchskaninchen werden für all die neuen Maximen? Warum hat man ihre armen Hirne überheizt und überfüllt? Hirne, die doch sicherlich nicht mehr wiegen als die tausendundzwei Gramm, was ja wohl das Normalgewicht eines Gehirns ist.“

Sie (ihn unterbrechend).

Nun machen Sie mir Vorwürfe?!

Er (milde).

Nur, um trösten zu können ... Eugenie! (Er tritt wieder näher. Sie empfindet immer dankbarer das Angenehme der Situation, den Wechsel, die Romantik.)

Eugenie! Lassen Sie die Hetze Ihres Lebens! Entsagen Sie dem mondänen Ehrgeiz! Kommen Sie in meine stillen Stuben! Leben Sie rein menschlich, friedlich mit mir am Rande der Stadt, in einer Vorortstraße, wo es still und grün ist. Mit Kindern wie den Ihren tut man am besten, sich lediglich auf dem Korrespondenzwege auseinanderzusetzen — alles nur schwarz auf weiß. — Heiraten Sie heraus aus dem Lärm! Retten Sie Ihr edleres Teil, die guten Ansätze, deren Ihre Natur doch zu jeder Zeit fähig war. Seit Jahren stehe ich in Ihrer Nähe, still wartend, ob ich nicht doch einmal mehr Verwendung bei Ihnen finde als nur im allzu platonischen Amt des Seelenfreundes, der die Erlebnisse seines Ideals mit Sentenzen und Aperçus begleitet, aber sonst zur Passivität verurteilt ist. Seit Jahren fühle ich von Zeit zu Zeit Ihren moralischen Puls, ob noch die edle Wärme Ihres früheren Blutes vorhanden oder ob auch Sie im Chaos Ihrer Daseinshetze den schönen Elan verloren haben. Noch ist es Zeit für Sie, Eugenie, den Sprung zur Einfachheit, zur Vernunft, zum menschlichen Glück, dem unkomplizierten, naturgemäßen zu wagen. In ein paar Jahren wird es zu spät sein, und der Schmelz geht auch von Ihren Flügeln.

(Eugenie fühlt etwas wie einen angenehmen Schwindel, wie Sirenengesang vom verlockenden Gestade.

Warum soll sie sich an den Mastbaum binden lassen und vorüberfahren?!

All ihre platonische Liebe zum Guten an sich, ihre ganze Sentimentalität, ein Schuß von totgeglaubtem Idealismus, der Charme des Freundes, der ihr so lange schon vertraut ist, daß sie fast eine silberne Seelenfreundschaftshochzeit feiern könnten — ein ganzes schwerwiegendes mixtum compositum von Gefühlen kommt über sie.

Sie neigt den Kopf zur Seite. Er legt sanft die Hand auf das Haar aus Dänemark.)

Er.

— Milde — Eugenie!

Sie (ekstatisch).

August!

Die beiden Deserteure.

Ballade von Ewald Gerhard Seeliger.

Im ersten und zweiten schlesischen Krieg
Marschierte Hans Pfürtsch von Sieg zu Sieg.

Doch als bei Kolin sich wandte das Blatt,
Da hatte Hans Pfürtsch das Kriegen satt.

Er desertierte mit strammem Tritt,
Karl Krempel, sein treuer Kamerad, ging mit.

Allein sie kamen nicht allzuweit,
Schon griff sie die Kriegsgerechtigkeit.

Hans Pfürtsch war alt, Karl Krempel war jung:
Das galt nicht viel als Entschuldigung.

Karl Krempel war tapfer, Hans Pfürtsch erst recht:
Das klang dem Gericht schon weniger schlecht.

Auch hatten sie beide ein steifes Genick,
Und darum diktierte man ihnen den Strick.

Doch als sie standen am Galgenpfahl:
„Pardon für den einen!“ rief der General.

„Der König befiehlt, daß man einen nur henkt,
Dem andern sei die Strafe geschenkt.

Ein Würfel, ein Wurf! ist des Königs Wort.
Wer weniger wirft, der baumelt sofort.

Ein Würfel, ein Wurf, das ist nicht schwer!
Angefaßt! Würfel und Trommel her!“

Da sahn sich die beiden noch einmal an.
Hans Pfürtsch das Spiel um den Tod begann.

Das Trommelfell dröhnte, Hans Pfürtsch warf: Sechs.
Das Trommelfell dröhnte, Karl Krempel warf: Sechs.

Noch einmal! Drauf waren sie gar nicht erpicht.
Karl Krempel sprach mutig: „Mehr werfen wir nicht!“

Da wurde der General fuchsteufelswild.
Hans Pfürtsch rief kühn: „Die Sechs, die gilt!

Und läßt es zu der Gerechtigkeit Lauf,
So hängt uns lieber beide auf!“

Wie der General auch fluchte und schalt,
Er war am Ende seiner Gewalt.

Ein Würfel, ein Wurf! Für den einen Pardon!
Das war die vom König gewünschte Façon.

Des Königs Befehlen gebührt Respekt,
Drum wurden sie wieder ins Loch gesteckt.

Sie schliefen und restaurierten sich brav,
Bis König Friedrichs Entscheidung eintraf.

„Weil diesen Kujonen Fortuna hold,
So nehme man sie noch einmal in Sold.

Verlieren sie aber die nächste Schlacht,
Wird ihnen kurzer Prozeß gemacht.

Dann sollen sie beide des Galgens sein
Und spießrutenlaufen obendrein.“

Bei Leuthen auf dem blutigen Feld,
Da schlug Karl Krempel sich wie ein Held.

Bei Leuthen in dem herrlichen Kampf,
Da stürmte Hans Pfürtsch durch Feuer und Dampf.

Und ihres Angriffs Stoßkraft und Wucht
Warf neunzigtausend in die Flucht.

Das war ihr Glück! Das Glück war nicht dumm.
So kamen sie um den Galgen herum.

Ehen zur linken Hand.

Von Stephan Kekule v. Stradonitz.

Der warme Sonnenschein ist nie so schön, als wenn er auf die höchsten, glatten, kühlen Zinnen fällt. Und dies ist sicherlich der sympathischste unter den Gründen, weshalb man sich in allen gebildeten Kreisen so teilnahmsvoll für die Herzensehen des Fürstenstandes interessiert. Eine unbestrittene Romantik schwebt um den Begriff der morganatischen Vermählung. Klingt doch der Ausdruck schon, als ob er von der Fata Morgana hergeleitet sein wolle, von dieser zauberischen Erscheinung, deren Wesen das zart Hingehauchte, Sehnsuchtweckende, lächelnd Feenhafte ist. Aber das Wort „morganatisch" kommt gar nicht von Fata Morgana, es hat nichts zu tun mit ihrer Poesie und — flüchtigen Vergänglichkeit. Es kommt sehr viel realer her von dem altgotischen Worte „morgjan" = beschränken oder von „Morgen"; darum, weil die zur linken Hand angetraute Frau im alten Recht nur die „Morgengabe", die ihr der Gatte darbrachte, erhielt, nicht jedoch das vollgültige „Wittum", die Festsetzung einer ebenbürtig-standesgemäßen Versorgung. So sind denn die lateinischen Hauptworte „morgen gabica" oder „morganatica" und daraus wieder das deutsche Beiwort „morganatisch" entstanden, auf dieselbe sprachlich schauderhafte Weise, die das Wort Austrägalverfahren und ähnliche deutschlateinische Wechselbälge geschaffen hat.

„Ehe zur linken Hand" sagt man wegen der Trauungsform. Übrigens wird die vertauschte Stellung des Brautpaares vor dem Trauenden durchaus nicht in allen Fällen beobachtet. Die Form ist auf dem Wege, ein bloßer Ausdruck zu werden. An dem Inhalt ändert dies jedoch nichts. Eine morganatische oder zur linken Hand geschlossene Ehe

ist zwar eine richtige, gültige Ehe — keine sogenannte Gewissensehe nur —, indessen verleiht sie der Frau nicht die vollen Rechte der normalen Ehe, sondern nur beschränkte; in der Regel nicht Namen, Stand, Rang, Titel und Wappen des Gatten, ihren Kindern nicht den Erbanspruch auf Thronfolge, Lehen, Fideikommisse. Es finden sich in diesen Beschränkungen der Wirksamkeit aber auch Abstufungen.

Eine kirchlich geschlossene Ehe hat, je nach den betreffenden Landesgesetzen, auch bürgerlich-rechtliche Wirkung; oder sie hat solche in der Gegenwart nicht mehr, es bedarf hierzu der Ziviltrauung. Der morganatische Charakter der Ehe ist davon unabhängig. Er ist durch besondere Willenserklärungen festzusetzen. An sich kennt das Kirchenrecht — sowohl der Katholiken wie der Protestanten — nur die Ehe schlechthin, nicht die morganatische.

Jüngsthin haben die Ereignisse in Belgien den Anlaß zu vielen, wenn auch meist nicht sehr kundigen Erörterungen eben dieser Verhältnisse gegeben. Die ausschließlich kirchlich geschlossene Ehe König Leopolds II. mit der Baronin Vaughan ist folgendermaßen zu beurteilen. In Belgien besteht in voller Strenge die moderne obligatorische Zivilehe. Artikel 267 des Strafgesetzbuches bedroht dort jeden Geistlichen, der eine kirchliche Eheschließung ohne vorherigen Nachweis des stattgehabten bürgerlichen Abschlusses vornimmt, mit empfindlichen Strafen. Eine Abänderung, die sogenannte „Lex Woeste" von 1909, besagt allerdings, daß diese Strafbestimmung nicht gelten solle, wenn eine der beiden kirchlich so getrauten Personen sich erweislich in Lebensgefahr befunden habe und von einem Aufschube der kirchlichen Trauung zu fürchten gewesen sei, daß die Eheschließung zur Unmöglichkeit werden würde. Der Zweck dieser Abänderung war aber lediglich ein geistlicher, nämlich der, zu verhüten, daß ein Katholik, der im Konkubinate lebe, in diesem sündigen Zustande auch sterbe, nur weil keine Zeit gewesen, die gesetzlichen Förmlichkeiten des Aufgebots und der Zivilehe zu erfüllen.

Es ist klar, daß eine solche kirchliche Nottrauung

keinerlei bürgerliche Wirkung hat. Vorhandene Kinder bleiben im Sinne des Zivilrechtes uneheliche; die nur kirchlich angetraute Frau wird damit noch nicht die bürgerliche Gattin. Wird der während seiner Lebensgefahr kirchlich Getraute gesund, so muß er sich noch bürgerlich trauen lassen, falls er will, daß eine zivilrechtlich gültige Eheschließung zustande kommen soll. Das ist im Falle Königs Leopolds nicht geschehen. Nach alledem berührt seine kirchliche Eheschließung mit der Baronin Vaughan das Erbrecht in keiner Weise. Das Thronfolgerecht kam erst recht nicht in Betracht. —

Das Institut der morganatischen Eheschließung kommt nur im Umkreis der germanischen Rechtsanschauungen vor. Der Ursprung liegt wohl in den Ehen zwischen einer freien und einer unfreien Person. Jetzt besteht es nur noch beim sogenannten „hohen Adel", d. h. den regierenden oder ihnen ebenbürtigen, mediatisierten Familien. —

Die Geschichte der regierenden Häuser wimmelt von morganatischen Ehen bis in die Gegenwart, am meisten in Deutschland, da es dort die meisten Fürstenhäuser gibt. Oft haftet ihnen etwas Poetisches, vielfach etwas Tragisches an. Anderseits sind sie Gegenstand schwerer Sorgen für das regierende Familienoberhaupt, die Staatsregierung oder die Untertanen gewesen. Letzteres am meisten, wenn der Landesherr selbst eine morganatische Ehe schloß. Die Romantik liegt in dem Siege des „Herzenszuges" über die dynastische Vernunft. Deshalb umweben Sage und Legende auch so leicht den wahren Tatbestand.

Wer kennt nicht Philippine Welser, die „schöne" Augsburger Kaufmannstochter, die auch ohne das bekannte Schauspiel von Oskar von Redwitz bis in die Neuzeit volkstümlich geblieben ist, und der Wendelin Böheim eine anziehende Einzelschrift gewidmet hat? Philippine ist geradezu ein Schulbeispiel für die Tätigkeit der Volksphantasie. Sie ist wahrscheinlich im Jahre 1527 als Tochter des mäßig begüterten Patriziers Franz Welser und seiner Gattin Anna aus dem Geschlechte der Adler aus Speier geboren. Ihr Oheim war der reiche Barthel Welser, der mit Fugger zusammen dem Kaiser Karl V. zwölf Tonnen



Bildnis der Mme Montague Jaunez.
Gemälde von P. A. László.

Gold vorzuschießen vermochte und der in Venezuela die Provinz Carácas als private deutsche Kolonie erwarb. 1556 lernte Karls V. Neffe, der Erzherzog Ferdinand, Philippine bei ihrer Tante Katharina von Loxan in Bresnic kennen, und die beiden gewannen sich lieb. Seit Januar 1557 lebte sie mit ihm in geheim gehaltener, kirchlich gültig vollzogener Ehe. Die Kinder, die sie ihrem Gemahl nach und nach schenkte, wurden als Findelkinder ausgegeben und behandelt. Ende Juli 1559 fand eine Aussöhnung mit dem zürnenden Vater des Erzherzogs, Kaiser Ferdinand I., statt. Er nahm Philippine zu Gnaden auf, verpflichtete aber die Gatten zur weiteren Geheimhaltung der Ehe, die sie feierlich auf ewige Zeiten geloben mußten. Seit der Übersiedelung des Erzherzogs nach Tirol im Jahre 1567 führte Philippine den Titel einer „Freiin von Zinnenburg". 1576 wurde ihr Sohn Andreas römischer Kardinal. Damit hängt es zusammen, daß damals der Papst die Ehe als gültig anerkannte und die Ehegatten von dem Gelübde der Geheimhaltung entband. Seitdem war also Philippine auch öffentlich des Erzherzogs morganatische Gemahlin. Am 24. April 1580 starb sie zu Schloß Ambras, tief betrauert von ihrem Gemahl, nicht minder von dem tirolischen Lande, das in ihr seine Wohltäterin verlor. Sie war eine anmutige Blondine, aber die Märchenhaftigkeit ihrer Schönheit ist Mythe. Alle glaubwürdigen Zeugnisse stimmen höflich dahin überein, daß die „Schönheit ihres Geistes und Gemütes" die Schönheit ihres Äußeren noch übertroffen habe. Die drei angeblichen Ereignisse, die in der Volksvorstellung das Gerüst zu ihrem Leben bilden: Philippinens und Ferdinands erste Begegnung im Jahre 1547 oder 1548 auf dem Reichstage zu Augsburg, der Fußfall vor dem Kaiser zu Prag und ihre Ermordung in der Badestube zu Ambras durch Öffnen der Adern sind Legende: Treppenwitz der Weltgeschichte.

Die Erzählung von dem gewaltsamen Tode ist durch die Sage auf Philippine Welser übertragen worden von einer anderen Augsburgerin, der Baderstochter Agnes Bernauer, die unter anderem die Heldin eines Hebbelschen Dramas geworden ist. Jahrhundertelang hat das Volks-

lied von ihr erzählt. Sie war die Geliebte und wahrscheinlich auch, seit 1432, die heimlich angetraute Gemahlin des Prinzen und späteren Herzogs Albrecht III. von Bayern-München. Nach seiner Ausschließung vom Turnier wegen „Unzucht", die Hebbel ziemlich entsprechend den Tatsachen darstellt, erklärte der mannhafte Albrecht, die Tochter des Baders, also eines Mannes von „unehrlichem" Stand, sei seine rechtmäßige Gemahlin. Während einer Abwesenheit ihres Gatten wurde Agnes auf Befehl von Herzog Ernst, Albrechts Vaters, verhaftet und am 12. Oktober 1435 als überführte Zauberin bei Straubing in der Donau ertränkt. Sie ruht seit 1447 in der von ihr gestifteten Kapelle am St. Peterskirchhofe in Straubing. Nachdem er Herzog geworden, hat Albrecht die Gebeine der verurteilten Zauberin als der „ehrsamen Frau Agnesen Pernauerin" dorthin überführen lassen. Die Ehe war selbstverständlich eine unebenbürtige gewesen, und die Ehe ist, wenn überhaupt, nur heimlich vollzogen worden. Mangels näherer Kunde über die Einzelheiten läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, ob dies in morganatischen Formen geschah.

Alle Merkmale einer morganatischen Ehe trägt dagegen die 1459 oder 1462 erfolgte Eheschließung des Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz mit Klara Dettin, der Tochter eines Christoph Tott. Der Name ist gebildet wie Millerin von Miller: Töttin, und in der Pfalz spricht man das dann Dettin aus. Merkwürdigerweise handelt es sich auch hier um eine Augsburgerin, eine Erscheinung, die sich teilweise daraus erklärt, daß in dem blühenden und schönen Augsburg zahlreiche Reichstage, Hoftage, Turniere und andere Zusammenkünfte großer Herren stattfanden. Pfalzgraf Friedrich führte die kurfürstliche Regierung vormundschaftlich für seinen Neffen Philipp und hatte sich ausdrücklich verpflichtet, nicht standesgemäß zu heiraten. 1472 erhob er seine schöne Gattin zu einem Fräulein von Dettingen, wobei das Wort „Fräulein" den verliehenen Rang, das Adlige, nicht etwa einen Mädchenstand garantieren soll. Klara Dettin ist besonders dadurch merkwürdig, daß sie als Bürgerliche die Ahnfrau einer Familie geworden ist, die durch die Macht der geschichtlichen Entwicklung in

den „hohen Adel" gelangte, der heutigen Fürsten von Löwenstein=Wertheim und ihrer verschiedenen Linien. Von Klaras beiden Söhnen wurde nämlich Ludwig, geboren 1483, nachdem er die Grafschaft Löwenstein am unteren Neckar erhalten hatte, 1494 Reichsgraf. Im Jahre 1711 gefürstet, wurde dieses reichsunmittelbare Fürstenhaus 1806 mediatisiert.

Das Musterbeispiel einer morganatischen Ehe aus dem neunzehnten Jahrhundert ist diejenige des Kurprinzen und späteren Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen (der 1866 entthront wurde) mit der Stammutter der heutigen Fürsten, Prinzen und Prinzessinnen von Hanau, Grafen und Gräfinnen von Schaumburg, nämlich mit der Bonner Weinhändlerstochter Gertrud Lehmann (geboren 1803, gestorben 1882). Sie war die geschiedene Frau eines Rittmeisters Lehmann, dem sie der Kurprinz „abgekauft" haben soll. Während ihrer Ehe hatte sie in Bonn den Spitznamen: „Lehmanns Drückschen" (Drückschen = Traudchen). Wer sich bisher zu unterrichten wünschte, wann, wo und unter welchen Umständen die Vermählung stattgefunden hatte, fand nicht nur in den zuverlässigsten großen Nachschlagewerken keine Angaben, sondern auch in sonst sehr eingehenden Sonderschriften lediglich Vermerke, wie: „Der Zeitpunkt ihrer Vermählung mit dem damaligen Kurprinzen ist politisches Geheimnis." Durch eine interessante Veröffentlichung von Wilhelm Grevel ist jüngst der Nachweis geliefert worden, daß die Trauung im Juni 1831 im Dorfe Rellinghausen des Landkreises Essen durch den dortigen evangelischen Prediger Camphausen heimlich vollzogen worden ist. Ohne Aufgebot und ohne Eintragung in das Kirchenbuch. Trauzeugen waren: ein Dr. med. Arnheimer und der Gymnasiallehrer Dr. Jentsch, beide aus Duisburg, letzterer ein Schwager des trauenden Pastors und mit dem Dr. med. Arnheimer befreundet. Das Paar reiste in Begleitung dieser beiden Herren zu Wagen über Essen, wo in Höltgens Gasthaus in der Kettwiger Straße abgestiegen wurde, nach Rellinghausen. Dort fuhr der Kutscher aus Versehen zuerst nach der Wohnung des katholischen Priesters, der sehr erstaunt war, weil er von nichts wußte, dann erst

zu Pastor Camphausen. Hierdurch wurde die Sache am Orte bekannt. Von besonderem Interesse ist, daß Camphausen unmittelbar vor der Zeremonie den Kurprinzen fragte, auf welche Weise dieser die Förmlichkeiten der Trauung ausgeübt haben wollte, und daß der Kurprinz geantwortet haben soll: „Trauen Sie Uns nur, wie Sie jeden Bauernburschen trauen.“ Man sieht schon hieraus, daß das Antrauen „an die linke Hand“ nicht immer wörtlich zu verstehen ist.

Wohl kein morganatisches Ehebündnis des neunzehnten Jahrhunderts hat bei der Mitwelt so großes Aufsehen erregt, als die Ehe, die König Friedrich Wilhelm III., der Witwer der unvergeßlichen Königin Luise, am 9. November 1824 im Schlosse zu Charlottenburg mit Auguste, der Tochter des Grafen Ferdinand von Harrach, einging, wobei diese zur „Fürstin von Liegnitz, Gräfin von Hohenzollern“ erhoben wurde. Die Ursache dieses Aufsehens lag vorzüglich in drei Punkten. Zuerst darin, daß es ein König, das Staatsoberhaupt der Großmacht Preußen, und gerade der nüchterne, streng konservative Friedrich Wilhelm III. war, der die Ehe abschloß. Sodann in dem Altersunterschied, denn der König war 54 Jahre alt, während die Fürstin deren nur 24 zählte. Endlich in dem Bekenntnis der Fürstin, denn diese war katholisch; sie trat erst am 25. Mai 1826 zum evangelischen Glauben über. Die Fürstin war eine Dame von hervorragenden Gaben des Geistes und Gemütes und namentlich von sehr großem Takt. — Sie hat ihren hohen Gemahl um nicht weniger als 43 Jahre überlebt und ist erst am 5. Juni 1873 zu Homburg v. d. H. gestorben. Die Nachfolgerin der Königin Luise hat also den großen Krieg gegen Frankreich und den Aufstieg der Hohenzollern zur deutschen Kaiserkrone noch erlebt. Der Charakter ihrer Ehe ist mit der größtmöglichen Bestimmtheit ausgesprochen in der königlichen „Urkunde über Unsere morganatische Ehe mit der Gräfin Auguste von Harrach“, vom 9. November 1824, worin die Ehe „nach der Verfassung Unseres Königlichen Hauses nicht als eine ebenbürtige, sondern als eine morganatische Ehe für jetzt und alle Zeiten erklärt“ wurde.

Greift man wieder ins geschichtlich Zurückliegende, so ist eine der unerfreulichen Begleiterscheinungen der Ehen zur linken Hand die gegen die Wünsche mächtiger Landesherren gefällige Lehrmeinung, es sei nach göttlichen, menschlichen und sittlichen Gesetzen zulässig, unter Umständen neben der rechtmäßig angetrauten Gemahlin eine zweite Gattin zur linken Hand zu haben. Der berühmteste Fall ist die Doppelehe des Landgrafen Philipp des Großmütigen von Hessen mit der Sächsin Margarethe von der Saal, einer Tochter von Johannes von der Saal und von Anna, geborenen von Miltitz, die er sich am 4. März 1540 zu Rotenburg antrauen ließ, nachdem er seiner Gemahlin Christine hierzu ihre Genehmigung abgerungen hatte. Das damit geschaffene Beispiel hat die Folge gehabt, den zwei Doppelehen König Friedrich Wilhelms II. von Preußen mit Julie von Voß und mit der Gräfin Sophie Juliane Friederike von Dönhoff zur kirchlichen Einsegnung zu verhelfen. Julie von Voß, später zur Gräfin von Ingenheim erhoben, wurde dem Könige am 25. oder 26. Mai des Jahres 1787 zur linken Hand angetraut und starb am 25. März 1789. Die Gräfin Dönhoff ließ sich der König am 11. April 1790 zur linken Hand antrauen. Ihre Nachkommen sind die Grafen von Brandenburg. Der Ministerpräsident, der der 1848er Revolution in Preußen ein entschlossenes Ende machte, war ihr Sohn. Beide Eheabschlüsse erfolgten, während des Königs standesmäßige Ehe mit der Prinzessin Friederike Luise von Hessen-Darmstadt zu Recht bestand, und mit deren Genehmigung. Daß beide Ehen in der Wurzel nichtig waren, wird indessen niemand bestreiten können. Julie von Voß, Gräfin von Ingenheim, ist unter der Kuppel der Kirche zu Buch bei Berlin beigesetzt: ohne Grabstein und Inschrift. Den Abschnitt, den der redliche Fontane der Unglücklichen widmet, sollte man in seinen „Wanderungen" (4. Teil) nachlesen.

Eine weitere morganatische Gemahlin eines deutschgeborenen Königs, und zwar eine solche, die heute noch lebt, ist die Gräfin von Edla. Prinz Ferdinand von Sachsen-Koburg wurde 1836 der Gemahl der Königin Maria da Gloria von Portugal aus dem Hause Braganza.

Er erhielt zunächst die Titel Herzog von Braganza und Königliche Hoheit. Nach der Geburt seines ältesten Sohnes wurde er verfassungsmäßig als Ferdinand II. Titularkönig von Portugal, und nach dem Tode seiner Gemahlin war er bis zum 16. September 1855 Regent des Königreichs. Er ist der Urgroßvater des jetzigen Königs Manuel. Am 10. Juni 1869 vermählte er sich morganatisch mit der Tänzerin Elise Hensler, geboren zu Wien am 22. Mai 1836 als Tochter eines Handwerkers. Der regierende Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg und Gotha als Familienhaupt verlieh ihr am Tage der Hochzeit den Titel einer „Gräfin von Edla". An ihre Person knüpft sich das vielerzählte Geschichtchen, das man auf seine Glaubwürdigkeit nicht nachprüfen darf, ihr Vater habe bald nach der Vermählung an seinem Geschäft ein königlich portugiesisches Hoflieferantenschild anbringen lassen mit der Inschrift: „Schwiegervater Seiner Majestät des Königs von Portugal" — ein allerdings sehr leichtwiegendes Beispiel des schon zitierten Treppenwitzes der Weltgeschichte.

Da hier gerade von einer Tänzerin die Rede war, die die Gunst eines Königs gewann, so mag eingefügt werden, daß das „vormärzliche Tanzidyll" König Ludwigs I. von Bayern mit der „spanischen Tänzerin" Lola Montez („Gräfin von Landsfeld") nicht zu einer morganatischen Eheschließung geführt hat. Tatsächlich war übrigens die Spanierin eine Schottin, und man tut auch sonst gut, nicht zu vertrauensvoll auf das Pedigree der tanzenden Señoritas zu schwören.

Hochangesehene deutsche Tänzerinnen waren in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die in Wien und Berlin außerordentlich gefeierten Schwestern Therese und Fanny Elßler aus Wien. Von ihnen ist Therese, geboren 1808, im Jahre 1850 die Gemahlin des Prinzen Adalbert von Preußen geworden, als „Frau von Barnim". Auf vielen Kupferstichen und Lithographien jener Zeit begegnet man den liebenswürdigen, sylphidischen Schwestern, besonders aber Fanny, die als Künstlerin die berühmtere war.

Beispiellos in der Geschichte der Neuzeit ist das Aufsteigen der Nachkommenschaft aus der morganatischen Ehe des im Jahre 1888 verstorbenen Prinzen Alexander von

Hessen mit der Gräfin Julie von Hauke, die nach ihrer Vermählung zuerst Großherzoglich-Hessische Gräfin mit dem Prädikat „Erlaucht" wurde, und dann Fürstin (mit dem Prädikat „Durchlaucht") „von Battenberg". Es hat zu diesem Aufstieg besonders der Umstand geholfen, daß in England nicht dieselben Anschauungen über die Ebenburtsbedingungen herrschen wie auf dem Festland; bekanntlich sind die Frauen Heinrichs VIII. und anderer Könige zum Teil auch nicht von hohem Adel im festländischen Sinne gewesen. Die Battenberger haben fast ausschließlich in regierende oder hochadelige Häuser hineingeheiratet. Die älteste Tochter, Prinzessin Marie von Battenberg, geboren 1852, ward die Gemahlin des Grafen Gustav zu Erbach-Schönberg im hessischen Odenwald, späteren Fürsten, und ist seit 1908 dessen Witwe. Der älteste Sohn, Prinz Ludwig, geboren 1854, gegenwärtig Königlich-Großbritannischer Vizeadmiral und Chef der Atlantischen Flotte, heiratete im Jahre 1884 die mit dem englischen Hofe nahe verwandte Prinzessin Viktoria von Hessen und bei Rhein. Der zweite Sohn, Prinz Alexander, geboren 1857, wurde der bekannte Fürst Alexander von Bulgarien, der sich später mit der Sängerin Johanna Loisinger („Gräfin von Hartenau") vermählte und im Jahre 1893 gestorben ist. Der dritte Sohn, der verstorbene Prinz Heinrich von Battenberg, konnte die Tochter der englischen Königin, die Prinzessin Beatrice von Großbritannien und Irland, zum Altar führen, und beider Tochter, Viktoria Eugenia, ist jetzt die Gemahlin des Königs Alfons XIII. von Spanien. Der vierte Sohn endlich, Prinz Franz Joseph, geboren 1861, vermählte sich mit der Prinzessin Anna von Montenegro. Diese fürstlichen Verschwägerungen einer morganatischen Nachkommenschaft klingen fast romanhaft. Einigermaßen romanhaft ist aber auch die Abstammung der Mutter des Geschlechts, der Gräfin Julie von Hauke. Heinrich Wilhelm Schweppenhäuser starb im Jahre 1760 als Pfarrer zu Sessenheim, dem durch Goethes Jugendliebe weltbekannten Orte. Dessen Tochter Marie Salome heiratete im Jahre 1744 einen Friedrich Hauke. Dieser entstammte seinerseits einer katholischen kurmainzi-

schen Subalternbeamtenfamilie zu Mainz, hatte irgendwie die Bekanntschaft des Grafen Hans Moritz von Brühl gemacht und wurde dessen Sekretär. Marie Salome Schweppenhäuser war damals Kammerjungfer bei der Gräfin. Am 27. November 1773 fand auf dem Brühlschen Gute Tschepplin bei Leipzig die Trauung Friedrich Haukes mit Marie Salome Schweppenhäuser statt. Auf dem Gräflich-Brühlschen Gute Seifersdorf wurde dann am 26. Oktober 1775 Hans Moritz Hauke geboren, der Vater der späteren Fürstin von Battenberg. Er ist eine der merkwürdigsten und sympathischsten Persönlichkeiten der neuzeitlichen polnisch-russischen Geschichte. Zuerst kämpfte er in der polnischen Legion auf französischer Seite. Seine Verteidigung der Festung Zamosc, die 1813 kapitulieren mußte, war ein ehrenvolles Heldenstück, das ihm großes Ansehen brachte; 1816 wurde er kaiserlich-russischer Generalquartiermeister der polnischen Truppen, 1826 Kriegsminister in Polen, 1829 in den erblichen Grafenstand erhoben. Beim Ausbruche der polnischen Revolution am 29. November 1830 wurde er in tragischer Weise in Warschau von den aufrührerischen Truppen, die er zur Eidestreue ermahnte, auf der Straße ermordet. Seine jüngste Tochter Julie wurde Hofdame der Großfürstin und späteren Kaiserin Maria Alexandrowna von Rußland, der Gemahlin Alexanders II., einer hessischen Prinzessin. In dieser Eigenschaft lernte sie der Prinz Alexander von Hessen kennen.

Die Stellung der morganatischen Gemahlin eines Landesherrn oder eines Prinzen aus einem regierenden Hause erfordert stets sehr viel Takt und Geschick. Eingeweihte wissen, daß die Stammutter des fürstlichen Hauses Battenberg diese Eigenschaften in hervorragendem Maße besessen hat und ihre Stellung am Hofe zu Darmstadt mit ebensoviel Würde wie Gewandtheit behauptete; ganz ähnlich, wie zu ihrer Zeit die Fürstin von Liegnitz am königlichen Hofe zu Berlin oder wie in der Gegenwart die „Freifrau von Heldburg“ am Hofe zu Meiningen.

Georg II., der regierende Herzog zu Sachsen-Meiningen und bekannte feinsinnige Förderer der deutschen Schauspielkunst, war in erster Ehe mit der Prinzessin Charlotte



Andante risoluto.
Gemälde von H. Fenner-Behmer.

von Preußen, in zweiter mit der Prinzessin Feodore zu Hohenlohe-Langenburg vermählt. Am 18. März 1873 ehelichte er zu Bad Liebenstein die Schauspielerin Ellen Franz, der er am Tage der Hochzeit den Titel „Freifrau von Heldburg" verlieh. Von seinen Söhnen aus erster Ehe ist Prinz Ernst, geboren 1859, seit 1892 morganatisch vermählt mit Katharina Jensen, der Tochter des bekannten Dichters Wilhelm Jensen. Am Tage ihrer Hochzeit (20. September) erhielt sie von ihrem Schwiegervater für sich und ihre Nachkommenschaft den Titel: „Freifrau bzw. Freiherren und Freiinnen von Saalfeld."

Genannt werden mag auch noch in diesen neueren Zusammenhängen die „Gräfin Rhena" zu Karlsruhe, die Gattin des Prinzen Karl, des Bruders des unvergeßlichen Großherzogs Friedrich I., und somit morganatische Schwägerin der Großherzogin Luise. Der Sohn dieser Ehe, Graf Rhena, ist kürzlich durch einen Unglücksfall zu Bern auf tragische Weise aus einem hoffnungsvollen Leben geschieden.

Unter den morganatischen Verbindungen großer gekrönter Häupter verdient noch diejenige des Kaisers Alexander II. von Rußland, gestorben 1881, mit der Fürstin Jurjewsky besondere Erwähnung. Diese, eine Tochter des verstorbenen Fürsten Dolgoruky, heiratete der Kaiser morganatisch zu St. Petersburg am 6./18. Juli 1880, sehr bald nachdem er von seiner Gemahlin Marie, einer Tochter des Großherzogs Ludwigs II. von Hessen und bei Rhein, Witwer geworden war und nachdem er schon seit langen Jahren mit seiner nunmehrigen morganatischen Gemahlin in intimen Beziehungen gestanden hatte, aus der mehrere Kinder hervorgegangen waren. Im Dezember 1880 wurden diese nebst ihrer Mutter zur Fürstin bzw. Prinzen und Prinzessinnen Jurjewsky mit dem Prädikate „Durchlaucht" erhoben. Die älteste Tochter, Prinzessin Olga Alexandrowna, geboren 1873, ist die Gemahlin des Grafen Georg von Merenberg, der in den letzten Jahren durch seine Ansprüche auf die Thronfolge im Großherzogtum Luxemburg und seine Prozesse gegen das nassau-luxemburgische Haus viel von sich reden machte.

Als eine morganatische Ehe wird man richtigerweise auch diejenige bezeichnen müssen, die der Fürst Günther von Schwarzburg-Rudolstadt als Witwer einer Prinzessin von Anhalt-Dessau mit der Gräfin Helene von Reina schloß. Auch hier findet sich das kennzeichnende Merkmal einer morganatischen Ehe, nämlich daß die volle Wirksamkeit der bürgerlichen Eheschließung — wenigstens zunächst — nicht eintrat, indem die Ehepakten vom 24. November 1855 „unter Zustimmung der Agnaten" festsetzten, daß „der Deszendenz aus dieser Ehe nach dem gänzlichen Aussterben des Hauses Rudolstadt ein Nachfolgerecht in die Regierung des Fürstentums zustehen solle". Entsprechend erhielten die am 2. Juni 1860 aus dieser Ehe zu Rudolstadt geborenen Zwillingskinder Helene und Sizzo, nachdem die Mutter am 6. Juni an den Folgen des Wochenbettes gestorben war, am 21. Juni durch Schwarzburg-Rudolstädtische Verleihung den neuen Titel „Prinz und Prinzessin von Leutenberg" mit dem Prädikate „Durchlaucht". Die ganze Angelegenheit ist mit ihren Einzelheiten und Zusammenhängen, sowie in den Folgen für die Gegenwart außerordentlich lehrreich. Der Erbprinz Friedrich von Anhalt-Dessau, gestorben 1814, hatte unter sieben Kindern drei Söhne: den nachmaligen regierenden Herzog Leopold, gestorben 1871, unter dessen Regierung Anhalt-Dessau, Anhalt-Köthen und Anhalt-Bernburg vereinigt wurden, den Prinzen Georg, gestorben 1865, und den Prinzen Wilhelm, gestorben 1864. Prinz Georg vermählte sich am 4. Oktober 1831 zum zweitenmal morganatisch mit Therese, geborenen von Erdmannsdorff, der der damalige Herzog an ihrem Hochzeitstage für sie selbst und für ihre Nachkommenschaft den Titel einer „Gräfin von Reina" verlieh. Eines der Kinder aus dieser Ehe war jene im Jahre 1835 geborene Gräfin Helene von Reina. Als der Fürst Günther von Schwarzburg-Rudolstadt sich später mit ihr zu verheiraten wünschte, wurde sie, um den Eheabschluß als einen eventuell vollwirksamen leichter zu ermöglichen, von ihrem Oheim, dem genannten Prinzen Wilhelm von Anhalt adoptiert. Naturgemäß konnte aber diese Annahme an Kindesstatt den Mangel

der hausgesetzlichen Ebenbürtigkeit nicht heilen, und deshalb wurden die oben erwähnten Ehepakten mit ihrer Eventualbestimmung errichtet. Von den Prinzlich-Leutenbergischen Zwillingskindern ist nun Prinz Sizzo mittlerweile durch Akte der Haus- und Landesgesetzgebung „Prinz von Schwarzburg" geworden, und er ist bestimmt, dereinst die Krone der beiden Fürstentümer Rudolstadt und Sondershausen zu tragen, die schon jetzt, nach dem 1909 erfolgten Tode des letzten Fürsten von Sondershausen, durch Personalunion verbunden sind.

Die wichtigste in der Gegenwart bestehende morganatische Ehe ist unstreitig diejenige des Erzherzogs und Thronfolgers Franz Ferdinand von Österreich-Este. Am 1. Juli 1900 vermählte sich der Erzherzog mit der Gräfin Sophie Chotek von Chotkowa und Wognin aus einem uralten böhmischen, dem „alten Herrenstand" dieses Königreichs angehörigen Geschlechte, das im Jahre 1723 in den böhmischen und im Jahre 1745 in den Reichsgrafenstand erhoben war. An ihrem Vermählungstage erhielt die Gemahlin des Thronfolgers den österreichischen Fürstenstand unter dem Namen „Hohenberg" mit dem Prädikate „Fürstliche Gnaden". Am 8. Juni 1905 wurde ihr und ihrer Nachkommenschaft ohne Beschränkung das Prädikat „Durchlaucht" verliehen, und seit dem 4. Oktober des vergangenen Jahres ist sie für ihre Person „Herzogin von Hohenberg" mit dem Prädikat „Hoheit". Zahlreiche Federn von Politikern, Staatsrechtsgelehrten und Geschichtsforschern haben sich bereits in Bewegung gesetzt, um nachzuweisen, daß die Herzogin, wenn sie auch kein Recht geltend machen könne, dereinst „Kaiserin von Österreich" zu heißen, so doch einen Anspruch habe, „Königin von Ungarn" zu werden, und daß ihre Nachkommenschaft zur Thronfolge im Königreich Ungarn, wenn auch nicht im cisleithanischen Kaiserstaat Österreich, berechtigt sei. Es liegt also nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit, daß der habsburgischen Monarchie aus dieser Ehe einmal Verwickelungen erstehen. —

Nicht selten begegnet man der irrigen Meinung, wenn die Geliebte eines fürstlichen Herrn einen Standestitel von einem Landesherrn verliehen erhalten und gleichzeitig

für ihre Person das Recht bekommen habe, sich „Frau von“ usw. zu nennen, so lasse das Wort „Frau“ den Rückschluß zu, daß eine wirkliche Eheschließung, wenn auch nur eine morganatische, stattgefunden haben müsse. Diese Meinung ist aber unhaltbar. Die Führung der Ehrenbezeichnung „Frau“ oder deren ausdrückliche Verleihung hat in derartigen Fällen recht häufig stattgefunden, ohne daß ein Eheabschluß vorlag. Ein Beispiel für viele bietet die schöne Sängerin Karoline Jagemann, die Geliebte des Herzogs und späteren Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach, die am 27. Januar 1809 den Adel unter dem Namen „Frau von Heygendorff“ erhielt. Ihr und des Herzogs am 25. Dezember 1806 zu Weimar geborener Sohn wurde auf den Namen „Karl von Wolfgang“ getauft, wobei unter anderem Goethe Pate war; am 16. Mai 1809 erhielt auch er den Adel und den Namen „von Heygendorff“.

In der Allgemeinheit heute fast vergessen ist es, daß es in Preußen das rechtliche Institut der „Ehe zur linken Hand“ überhaupt für „Mannspersonen höheren Standes, in außerordentlichen Fällen und aus erheblichen Gründen“ gegeben hat, also nicht bloß für Mitglieder des hohen Adels. Das allgemeine Landrecht für die preußischen Staaten enthält einen ganzen Abschnitt „Von der Ehe zur linken Hand“. Immer jedoch war die unmittelbare landesherrliche Erlaubnis nötig. Praktisch ist dieser Abschnitt eigentlich nie geworden. Interessant sind aber die „erheblichen Gründe“, die das Landrecht als Beispiele anführt: „wenn der Mann nicht Vermögen oder Einkünfte genug besitzt, um eine Frau und Familie standesmäßig zu ernähren“ oder „wenn er durch eine zweite standesmäßige Heirat das den Kindern erster Ehe bestimmte Familienvermögen zu sehr zu belasten oder zu schmälern besorgt.“

Mit dieser Gesetzeskuriosität mag diese Betrachtung über „Ehen zur linken Hand“ geschlossen werden. Wer über alle morganatischen Ehen, die je in den hochadeligen Häusern Europas vorgekommen sind, wenn auch in jedem einzelnen Falle nur kurz, berichten wollte, müßte ein dickleibiges Buch füllen.

Ballonfahrt.

Herrn Fritz Reimann-Elberfeld gewidmet.

Nun auf Gottes Sturmes Flügeln
Sausen wir empor;
Es sinken
Unter uns die nahen Städte
Tief in Wald- und Hügelbette
Vor dem Sturm geduckt.
Doch — blinkend
Aus der Trübe zuckt
Rings die Erde auf, vom Lichte
Morgendlicher Glut erhellt,
Und zum Bild wird weit die Welt!

Sausend flieht der Wälder Chor
Unter uns durch Feld und Heiden,
Dorf und Teich und bunte Weiden.
Graue, schnelle Straßen knüpfen
Aneinander Nah und Ferne.
Eisenpfade blitzen,
Schlingen sich zu hellem Sterne,
Wie im Spiele,
Flüchten wieder ohne Ziele,
Ohne Ruh'.

Ströme kommen jetzt und trinken
Die Gewässer durstig ein,
Schlingen um den grünen Schein
Dieser Hügel silbern Blinken,
Kühlen dort die Glut der Städte,
Tragen spiegelnd auf der Glätte
Helle Segel einem großen Hafen zu
Und umarmen fern das Meer;
Morgenrötlich glüht es her.

Und wir fliegen mit der Sonne!
Wie ein Ball von Gold im Blauen.
Unter uns die Wolken brauen,
Wollen ganz die Welt versenken.
Einsam schweben wir und still,
Und die Seele schauernd muß Gott und
Gottes Größe denken,
Wird ihn hören, wenn sie will.

Wie in feierlichem Traume
Schweben wir in seinem Reich,
Eine Frucht am Weltenbaume
Und im Traum doch Göttern gleich.
Glocken tönen ferne, draußen.
Hier ist Frieden und die Stille.
Immer herrscht hier Gottes Wille,
Über uns und aller Welt,
Wolkenlos und lichterhellt.

Und wir knien und wir sinken
Tief zum Menschenwesen nieder,
Schon kann ich den Erdduft trinken,
Hör' ich Vögel, Ruf und Lieder
Und am Boden streif' ich wieder
Taumelnd ohne Zeit und Raum,
Zwischen Wirklichkeit und Traum.

Will Vesper.



Island. Eine Sommerfahrt. Von Emil Lucka.

Als ich neun Jahre alt war, stöberte ich einmal in dem Bücherschrank meiner Eltern herum und fand, nachdem ich auf einen Sessel gestiegen war, im obersten Fach ein großes dunkelrotes Buch mit goldgeschmücktem Einband. Auf jeder Seite war ein Bild, und darunter stand ein Gedicht zu lesen. Ich hockte mich auf den Fußboden hin und besah die Bilder lange; alle waren schön, aber eines gefiel mir ganz besonders: Ein alter weißbärtiger König schleudert sein prächtiges Trinkgefäß ins Meer hinab. Noch steht er auslangend auf der Klippe — tief unter ihm aber warten Nixen mit erhobenen Armen, den Becher zu empfangen. Dieses Bild war weitaus das schönste von allen, und ich konnte mich nicht daran ersättigen. Hernach las ich das Gedicht, das dazu gehörte. Die erste Strophe ging so:

Es war ein König in Thule,
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Ich verstand das Gedicht nur halb, aber es schien mir doch herrlicher als alle Gedichte, die ich je gelesen.

Plötzlich fuhr ich auf, denn im Vorzimmer erklang die Stimme meiner Mutter. Es blieb mir gerade noch Zeit genug, das Buch zurückzustellen und die Schranktüren eilig zu schließen. Dann tat ich, als ob nichts gewesen wäre.

Allein während des Abendessens dachte ich immerfort an das Bild und sagte mir das Gedicht leise vor. Endlich fragte ich meine Mutter: „Was ist eine Buhle?" — Sie blickte mich erstaunt an und befahl mir, zu sagen, woher ich denn dieses häßliche Wort hätte. Ich erschrak und

fand nicht gleich eine Antwort; denn ich war mir nicht klar, ob es ein größeres Verbrechen sei, das rote Buch aus dem Schranke zu nehmen, oder ein häßliches Wort von Schulkameraden aufzuschnappen.

„Nun?“ fragte meine Mutter strenge.

„Ich habe es gelesen,“ stotterte ich.

„Ich will wissen, wo Du es gelesen hast!“

Da ging ich mutig hinein und fand das große Buch im Dunkeln. Ich brachte es, schlug die Seite auf und zeigte das Gedicht her. Meine Mutter las ein wenig und sagte dann: „Das ist eine schöne Ballade von Goethe. Und Buhle heißt soviel wie Frau. Die Frau des alten Königs ist nämlich vor vielen Jahren gestorben, und er trauert noch immer um sie. Den Becher hat sie ihm als Andenken hinterlassen.“

Jetzt verstand ich schon etwas besser. Aber ich wollte noch mehr wissen: „Wo ist Thule?“ — „Thule ist ein Märchenland. Es besteht nur in der Phantasie des Dichters.“

Das gefiel mir nicht sehr. Viel lieber hätte ich gewußt, an welchem Meer Thule liegt und zu welchem Erdteil es gehört, um es mir recht deutlich vorstellen zu können.

Aber als ich im Bette lag, sah ich Thule vor mir, wenn ich auch wußte, daß es kein richtiges Land war wie andere Länder, die in meinem Atlas hellrot, grün oder gelb bemalt waren. Ich sah einen einsamen Felsen schroff aus dem Meer steigen, und auf der letzten Klippe stand der alte König, die Krone auf dem Haupt und den goldenen Becher ins Meer werfend, den ihm einst seine Frau gegeben ...

Seit der Zeit besaß ich etwas ganz Heimliches und Schönes für mich allein, etwas, wovon kein Mensch wußte; und manchmal am Abend holte ich es hervor: Das Land Thule.

⌘ ⌘ ⌘

Und dann — ich war schon lang im Gymnasium — sagte einmal der Lehrer: „Island, das Ultima Thule der Alten.“

Ich erschrak tief in mein Herz hinein — Thule stand auf der Landkarte und gehörte den Dänen und wurde in der Schule vorgetragen wie Holland oder Amerika oder



Der Sieger.
Marmorskulptur von Otto Richter.

sonstige gleichgültige Dinge! Das war schmerzhaft zu hören! Aber es wurde nicht weiter davon gesprochen. Denn in Island gibt es nichts Bemerkenswertes, als den Vulkan Hekla, warme Quellen, die Geysir heißen, und eine Hauptstadt namens Reykjavik. „Die Zahlen können Sie im Buche durchstreichen," sagte der Lehrer. „Ich werde sie nicht prüfen."

„Ultima Thule" — murmelte ich vor mich hin. Dann betrachtete ich diese ferne, ausgezackte Insel hoch oben am Rande des Eismeers, und mir schien, daß ich gar keine so üble Stelle für Thule gefunden hatte. An diesem Tag faßte ich den Entschluß, nach Island zu reisen.

⁂

Später lernte ich die altnordische Sprache kennen, die auf Island noch heute gesprochen wird wie vor tausend Jahren. Ich erfuhr auch, daß Ultima Thule doch wahrscheinlich nicht dasselbe ist wie Island, und ich erfuhr es nicht gerne, denn schon war Island zu meinem heimlichen Märchenland geworden...

Und es kam der Tag, da ich nach Island ging.

In Kopenhagen besteige ich den Postdampfer „Holstein", und am zehnten Juni frühzeitig geht es in den sonnenklaren Morgen. Außer mir ist noch ein junges Ehepaar auf dem Schiff: sie kehren von ihrer Hochzeitsreise aus Dänemark und Deutschland heim. Er ist Regierungsbeamter in Reykjavik, hoch und schlank, ein Sproß alter Bauerngeschlechter, und heißt wie ein Mann aus der Saga Skapti Hallgrimsson; Ingibjörg ist zart, ganz blond, lieblich und heiter — zwei schöne Menschen.

Wir sitzen auf dem Deck beisammen, jeder in seinen bequemen Stuhl gelehnt. Der Mond glimmt über dem Meer, aber die helle nordische Nacht braucht sein Licht nur, um Wogen und Luft in seidengraue Nebel einzuzaubern. Ingibjörg erzählt von der großen alten Zeit isländischer Saga, und mir ist, als führe ich langsam übers Meer in die Vergangenheit...

Wie eine Sängerin der Vorzeit sitzt Ingibjörg vor uns mit großen, blauleuchtenden Augen. Wir haben vergessen, daß uns ein Schraubendampfer trägt. Wir fahren übers

Meer auf Orm dem Langen, und wir lauschen dem eintönigen Gesang der rudernden Männer. Wir stehen mit König Olaf am Steuer, von allen Seiten drängen die feindlichen Schiffe heran, Pfeile und Speere fliegen, und um Olaf fallen die Männer ins Meer. Einar steht vor dem König, ein Pfeil trifft seinen Bogen, daß er klingend bricht. König Olaf fragt: Was brach da so laut? — Norwegen brach aus Deiner Hand, König! — Nimm nun meinen Bogen und schieß weiter. — Und der König steht unbewegt, die Hand am Steuergriff, und ist fest gegen jede Gefahr ...

Wir sitzen lange schweigend und lauschen dem dumpfen Nachtgesang des Meeres. Dann sagt Ingibjörg, geradeaus, in die Ferne gewandt: „Unser Land ist arm und rauh und muß all das Schöne entbehren, das Europa besitzt, und das wir jetzt staunend gesehen haben. Aber ich liebe nichts so sehr wie meine Heimat." — Skapti, der Schweigsame, nimmt die Zigarre aus dem Mund und nickt beistimmend.

Und ich denke an die große, wirre Stadt, in der ich geboren bin und in der ich lebe, mit den vielen Menschen, die sich nicht kennen und doch beneiden und betrügen und einander Böses tun. Auch ich liebe das Land, das meine Heimat ist, ich kenne seine Schönheit und weiß, daß ich tief mit ihm verwachsen bin; aber ich fühle doch wieder, daß wir Großstädter keine rechte Heimat haben. Wir leben Wand an Wand mit fremden Menschen, in den Häusern fremder Menschen, und der Vorteil, nur der Vorteil ist's, der einen dem andern nahe bringt, einen vom andern wegführt. So muß es kommen, daß unsere eigentliche Heimat enger und enger wird, daß sie endlich nichts mehr ist als ein, zwei Zimmer mit ein paar Menschen darin, feindlich verschlossen vor jedem fremden Blick. — Und diese isländischen Menschen wissen, wohin sie gehören. Sie werden nicht von Zweifeln bedrängt wie wir alle, sie hausen sicher und in Liebe auf dem alten Boden, der ihnen gehört und der ihren Vorvätern gehört hat bis hinauf in die heidnische Zeit.

Vor tausend Jahren kam von Norwegen her Thorolf, weil ... König Harald der Haarschöne übermächtig geworden

war und Thorolf keinem König dienstbar sein mochte. Er warf die geschnitzten Hochsitzsäulen ins Meer, die er vom alten Lande gebracht hatte; wo sie ans Ufer schwammen, begann er den Bau. Er stieg auf sein stärkstes Pferd und ergriff einen Feuerbrand und ritt den ganzen Tag in weitem Kreise, um das Land durch Feuer zu reinigen, das er bestellen wollte. Am Abend kam er wieder ans Meer, wo die Knechte sein Haus zimmerten: Die Landnahme war geschehen für alle Zeit.

Und dem Thorspriester Thorolf folgten andere und warfen ihre Hochsitzsäulen ins Meer und heiligten das Land mit Feuer gegen böse Geister und tückische Menschen. Viele hundert Jahre saßen sie da bis heute, starke, unerschrockene Männer, die keinen König ertrugen. Und sie waren mit ihrer tiefsinnigen Religion und mit dem Sang der Skalden gekommen. Niemals haben hier Barbaren gehaust wie auf allen Stätten der Erde ...

Ingibjörg sagt: „Sie werden bald unser Land sehen und Sie werden es lieb gewinnen. Erzählen Sie dann den Menschen in Ihrer Heimat, wie schön es ist!" — Und Skapti: „Ich bin froh, daß wir heimkehren von Europa."

Die Nacht ist still, auf dem Meer unter Sternen. Und dieses Wort, das ich vernommen habe, geht tief in mich hinein: „Ich bin froh, daß wir heimkommen von Europa."

⁂ ⁂ ⁂

Die Natur ist eine schlafende Riesin, deren Atem immer gleich geht, langsam und tief. Hier auf dem Meere des Nordens, das ich noch nie befahren habe, höre ich dieses eintönige, doch so ungeheuer mächtige Atemholen, und es ist dasselbe, das schon manchmal im Hochwald an mein Ohr gekommen ist, nur stärker und freier hier, dasselbe, das durchs Felsengebirge der Alpen zieht. Zum erstenmal habe ich die große Stimme vernommen, die so ruhig und von Ewigkeit erfüllt ist, als ich in der Trauneralp nächtigte, auf dem Wege, der zum Groß-Glockner führt. Das Haus steht hoch über dem Käfertal, Wasserfälle und Bäche stürzen allenthalben nieder. Ich lag und hörte diese Nachtstimmen, und ich wurde so erregt, daß ich zum Fenster trat und mich hinauslehnte und lange Zeit lauschte. Sterne

ruhten droben, und im Tale lagerten Nebel, doch unter den Nebeln war ein Brausen, der Atem der Riesin Natur. Bei Tag hatte ich ihn kaum vernommen. Nun aber fühlte ich, wie sich ihre Brust unter den weißen Nebeln hob. Dumpf zog es durch die Welt hin.

So habe ich es dann noch öfter gehört, und so höre ich es heute wieder. Immer dasselbe ruhig-tiefe Atmen, dem wir manchmal lauschen dürfen, und das wir doch nicht begreifen. Wir ahnen dann, daß wir allein sind in der Welt.

Die Menschen, die immer diesen Atem hören, werden still und verschlossen. All die kleinen Freuden und Schmerzen scheinen ihnen nicht mehr so wichtig, sie wissen, daß ihr Leben jeden Tag versinken kann und daß doch alles weiter atmen wird wie bisher. Sie horchen auf Naturdämonen und denken an Gott, der ihnen beistehen soll gegen das Unheimliche. So sind die Bewohner unserer Alpenländer, die man für abergläubisch hält. —

Spät am Abend hör' ich leise Musik aus dem Nachtgetön in meine enge Kabine schweben. Eine Geige spielt traurig und fern. Ich weiß nicht, woher diese schwermütigen Klänge kommen mögen, die mich einsingen.

❖ ❖ ❖

Schaurig stöhnt die Dampfsirene in den dicken Nebel. Einst ist hier Odin auf seinem schweren Apfelschimmel übers Meer geritten. Sleipnir schlägt die Wogen, und das Meer brüllt getroffen. Hinstürmend hebt der Gott sein gewundenes Horn, er bläst mächtig und gell, daß die Nebel vor ihm aufreißen. Und die Seefahrer rücken um den Hauptmast zusammen, sie sind allein in dieser unbekannten Öde, weit von jedem Land und den Menschen unendlich fern. Sie sprechen eine Rune gegen Meernot:

Hemme den Huf, Sleipnir,
Schon' unser Schiff!
Tritt die Wogen,
Sie weichen dir nicht,
Sie tragen dich und den Reiter.

Plötzlich geht ein dunkler Schatten über unser Schiff, ein riesiger Schatten, der hoch durch den Nebel jagt. Das

währt sekundenlang — und nun flammt ein heller Schwertschlag auf, das Heulen der Signalpfeife verstummt jäh — Odin ist über uns hingeritten. Wie vergessen liegt ein Sonnenstrahl im Nebel.

Ich weiß jetzt, wie Odin übers Meer reitet auf seinem Sleipnir. So und näher und schrecklicher haben ihn einst die Seefahrer des Nordens gesehen, als er von Asgard fuhr zum letzten entscheidenden Kampf mit den entfesselten Ungeheuern der Meerestiefe.

Ich schaue lange hinaus. Aber mit einem Male laufen mir kalte Schauder über Kopf und Rücken — alles dies habe ich ja schon einmal gesehen so wie heute! Ein niedriges Schiff fährt durch den Nebel; vor Isolde Goldhaar kniet, den Kopf ganz in ihr Totengewand eingehüllt, Tristan, der spät Zurückgekehrte. Unheimlich ist das — ich möchte den beiden nicht begegnen. Und ich klettere schnell über die schmale Treppe ins Schiff hinab.

Noch lange sitze ich in einer sonderbaren Bangigkeit. Nicht zum erstenmal treten mir Gestalten leibhaftig entgegen, die ich in meiner Phantasie geschaut habe, und jedesmal überkommt mich dann das Gefühl, daß da fremde Mächte walten, die unserem wachen Geiste verborgen bleiben. Die Phantasie muß wohl die Kraft der Vorausahnung sein. Einmal ist mir ein schweres Leid widerfahren, das ich vorher einem anderen angedichtet, und alle Qual, die ich meinen Helden hatte erdulden lassen, ist später übermächtig an mir selbst entzündet worden. Es war, als ob sich eine Schuld geheimnisvoll rächen wollte, als ob der von mir erschaffene Mensch stark und frei geworden wäre, nachdem ich ihn entlassen, und nun auf mich abwälzte, was ich ihm einst aufgeladen. Haben die Schicksale, die wir ersinnen, vielleicht heimlich, für uns selbst vorbereitet, in unserer Seele geschlafen? Und kommt ein Tag, da sie aufstehen und sich über uns werfen? Vielleicht ist alles Dichten in Menschenschicksalen Frevel? Nur das stille Naturlied ist rein ...

Meine Reisegefährten kommen in den Salon. Wir begrüßen uns herzlich, und es tut mir wohl, daß Ingibjörg heute Deutsch spricht. „Ich habe noch niemals einen

Deutschen kennen gelernt, der Isländisch versteht," scherzt sie. „Aber nun sollen Sie auch unser Deutsch bewundern!" Und ich sage ihr, daß seit meinem neunten Jahr die Liebe zu ihrem Lande wach in mir ist, und daß ich sie Goethe, dem Dichter der Deutschen, verdanke.

„Ich kenne Goethe, und ich liebe ihn," sagt Ingibjörg. Sie ist eines isländischen Bauern Tochter und hat Goethe deutsch gelesen und Shakespeare englisch. Und dann erzählt sie mir von dem Hof ihres Vaters, von dem Leben, das dort im Sommer und im Winter geführt wird, und von ihren beiden Geschwistern. Ihr Bruder Jon ist siebzehn Jahre alt und gleicht einem jungen Eisbären an Plumpheit; und ihre Schwester heißt Gudrun und ist so schön wie Hallgerd — „aber nicht so böse," lacht Ingibjörg. Wenn Ingibjörg sagt „Hallgerd" oder „Bergthora" oder „Snorri", so ist das etwas so Selbstverständliches für sie, wie für uns etwa „Gretchen" oder „Lohengrin". Aber die Menschen der Saga sind den Isländern noch viel vertrauter und heimlicher; sie haben ja alle wirklich gelebt, und man kennt genau die Stellen, wo dies und jenes vorgefallen ist; während unsere mythischen Gestalten von einer Dichterphantasie erschaffen wurden.

Kinnardalur, der Heimathof Ingibjörgs, liegt vier Stunden von Reykjavik entfernt. Ingibjörg behauptet, ich müsse gleich nach unserer Ankunft mit ihr und Skapti hinreiten und eine Zeitlang dort bleiben. — „Ich weiß ja nicht, ob man mich mag?" werfe ich zögernd ein. Aber es sieht aus, als hätte ich die junge Frau durch diesen Zweifel gekränkt. „Wir freuen uns mit guten Gästen," sagt sie, ein wenig rot; und plötzlich, ganz aufgehellt: „O, Sie werden sehen, wie schön es bei uns ist!" — Skapti nickt dazu und sieht sein Weib mit einem tiefen Blick an. Ich stelle mir vor, wie er auf Kinnardalur ritt, sich Ingibjörg zu holen. Und ich weiß mit aller Bestimmtheit, daß diese Menschen einander immer Treue bewahren werden.

Jetzt erklingt ganz nahe von uns Geigenspiel, wie ich es schon einmal nachts gehört habe. Es kommt nicht aus dem Meer, sondern ein Matrose fiedelt, ein sonderbarer alter Kauz, der einem übermoosten zottigen Waldbaume

gleicht. Nur die kleinen blauen Äuglein glotzen aus dem Gesicht hervor, das man unter dem halb roten, halb weißen Barte kaum sieht. Der Mann kauert auf einem Hügel von Schiffstauen, ganz in sich eingekrümmt, und was er spielt, ist so traurig, daß wir verstummen und lauschen.

Später, lange nachdem er geendet hat, gehe ich zu ihm hin. Er gibt nur knappe Antworten; aber plötzlich sieht er mich an und sagt, daß er zum letzten Male heimfährt, weil er die nächste Reise unseres Schiffes nicht mehr erleben wird. — Betroffen wende ich mich.

⌘ ⌘ ⌘

Unermüdlich tanzen weiße Wellenjungfrauen um eine ferne Klippe. Sie nehmen einen Anlauf, den Felsen zu erklimmen — aber sie fallen wieder zurück, und ich kann ihre leise Klage hören. Die Wellenmädchen sind verwünscht, ewig durchs Meer zu fliegen von Land zu Land. Erst die Schwester, die eine Küste erklommen hat und einen Mann getroffen, der sich nicht vor der kalten Umarmung scheut und sie aufnimmt in sein Haus — die ist erlöst. Sie darf glücklich bei den Menschen wohnen.

Die Wellenmädchen halten sich umschlungen und nahen der Klippe im Reigen, vereint soll's ihnen besser glücken. Sie sind ja blind und wissen nicht, daß es ein öder Felsen ist, auf dem kein Mensch lebt. Nur Eidergänse brüten hier und bedecken die Klippe in so dichtem weißem Gedränge, daß man nichts sieht als sie und keinen Fels mehr. Um den Vogelberg kreisen Seeschwalben und Möwen wie große fetzige Schaumflocken — Boten des nahen Landes.

Die Wellenmädchen ziehen weiter, vertrieben durch unser Schiff. Und ihr Lied verklingt in der Ferne — Meerwellen, ohne Ruhe irrend von Land zu Land ...

⌘ ⌘ ⌘

Es ist schon später Abend, da hebt sich eine Bergspitze aus dem Meer, ganz ferne, wie Märchenländer dem Nichts entwachsen. Und ich werde von dem Gefühl überwältigt, daß dieses Land jetzt vor mir zum erstenmal aus den Fluten steigt — Ultima Thule ...

Der alte König steht auf einem Felsen und wirft seinen Becher weit hinaus ins dumpf singende Meer. Drunten

leuchtet's, die Nixen warten mit erhobenen Armen. Ich sehe wieder, was ich als Knabe gesehen. Und ich weiß, daß sich zu dieser Stunde etwas erfüllt, das mir vorbestimmt war. Ich weiß, daß alle Träume Wahrheit werden, wenn man sie innig hegt und nicht erfrieren läßt an kalten Zweifeln. Ist das nicht geheimes Zusammengehören, daß einst ein Kind von eines Dichters Bild tief in seine schlummernde Seele getroffen wurde, und dieses Bild hat jahrelang in verschwiegener Dämmerung gewartet — und wird an einem Tage lebendig und groß?

Skapti und Ingibjörg stehen umschlungen und haben mich vergessen. Sie sind näher zueinander getreten, und ich bin ihnen wieder der Fremde, der ich vor einer Woche war. Vielleicht hüten sie jetzt ihr Land wie etwas Heimliches, das man vor fremden Augen birgt? Aber ich weiß, daß die Liebe stärker sein wird als alles andere; und dieses Land ist mein durch die Liebe, die ich ihm seit meiner Kindheit entgegentrage. Ich bin getrost, und ich fühle, daß die beiden, die sich jetzt so eng zueinander drängen, mir bald sein werden wie Geschwister.

Aber für diesen Abend lasse ich sie allein und lege mich nieder.

❀ ❀ ❀

Ich kann die Nacht über nicht schlafen. Sehr früh stehe ich wieder oben. Und ich darf schauen, was vielleicht noch kein Mensch mit wachem Auge geschaut hat: ein schimmerndes Eisgebirge steht im dunkelgrünen Meer, hoch von rotem Feuer umbrannt. Flammen schießen über die Eiszacken auf, und in die Wassertiefen ist flüssige Glut versenkt — ich sehe das Feuer, das der Eiskönigin Brünnhilde Land umlodert ...

Mit mächtigen Ruderschlägen führt Siegfried König Gunther und seine Burgunden vom Rheine nach Island. Er stößt in sein Horn, und Brünnhilde tritt ans Fenster des Eispalastes. Wer wagt es! Ist der schon des Lebens satt, der kommt, mein Land zu schauen? Zeigt ihm doch die Köpfe all der Helden, die mir erlegen sind! — Und die Totenschädel werden auf Stangen herabgereicht. Aber Siegfried lacht laut. Sein Auge ist überhell wie die Sonne

des Südens, wenn sie ins Nordland zieht, den Winter zu brechen. Und die Eisjungfrau, die noch keinem Manne ein Lächeln gegönnt hat, senkt die Stirne vor ihm. — „Nicht mich grüße, sondern Gunther, den König!“ ruft Siegfried. „Ich bin nur sein Mann!“ — Staunend blickt sie hin — wie sieht der König aus, dem solche Männer dienen? — Und der Betrug hebt an, um einst in blutigem Jammer zu enden ...

Meine Fahrtgenossen kommen herauf. Mit Tränen im Auge schauen sie ihr Land, das aus Feuer und Eis erschaffen ist. Rotglühend, heiliggroß hebt sich die Sonne über das kristallne Gleißen.

⁂ ⁂ ⁂

Zwischen Felsklippen, von Möwen wild umschrien, fahren wir in die Bucht von Reykjavik ein.

Ich will nicht berichten, wie viele Kirchen es in der Hauptstadt Islands gibt und in welchem Stile sie gebaut sind; was die Menschen treiben und welche Gewerbe blühen; auch den marmornen Taufstein von Thorwaldsen in der Domkirche, das einzige Werk der bildenden Kunst auf Island, will ich nicht beschreiben. All das steht gewiß in den Büchern kluger und kundiger Männer, und es soll dort stehen bleiben. Nein — ich will von dem Island erzählen, das ich liebe, und von allem Großen und Schönen, das ich dort gefunden habe und das mir für immer gehören wird.

Skapti und Ingibjörg erlauben nicht, daß ich ins Hotel gehe; ich muß bei ihnen wohnen. „Sie dürfen unser Land nicht gleich von seiner schlechtesten Seite kennen lernen,“ lächelt Ingibjörg. „Denn ich will zugeben, daß die Hotels in Kopenhagen und Berlin besser sind als bei uns.“ — Skapti scheint das nicht gerne zu hören. Es behagt ihm nicht, daß sein Land irgendeinem anderen, wenn auch nur in Hotels, nachstehen sollte.

So werde ich denn beherbergt und bewirtet. Für den nächsten Vormittag bestellt Skapti Pferde, denn wir wollen nach Kinnardalur, Ingibjörgs Heimathof, reiten.

In Island lernt man reiten! Keine Straßen, nur sumpfige Wiesen, in die von Pferdehufen Wege getreten

sind; dann ein schnell jagender Fluß: wir reiten hindurch, weil ihn keine Brücke quert; und die „Heidi", ebenes, sandiges Land ohne Strauch, ohne Gras. Nur wenige arme Wälder gibt es, und das lastet anfangs auf mir. Doch die Ahnung von etwas Mächtigem rührt mich leise, ich beginne die heroische Größe dieser Landschaft zu fühlen; und wie aus ihrer Seele heraus weht mir entgegen: Einsamkeit.

Der Gesichtskreis ist weit draußen von hohen, kahlen Zacken umgrenzt, zwischen denen Eisfelder blinken. Einmal glaube ich das Meer an eine Felsenküste schlagen zu hören ...

Wir haben vier Pferde, das kleinste ist ganz mit Geschenken beladen, die meine Freunde von „Europa" heimbringen. Ich wüßte gern, was diesen Menschen in unseren Ländern vor allem begehrenswert scheint; aber ich will nicht fragen.

Um meinetwillen wird zweimal gerastet, das zweitemal an einem klaren runden Wasserbecken, das sich in den Lavaboden einsenkt und wie von weißem Porzellan umrandet ist. Ich tauche die Hand in das warme Wasser, das kaum merklich dampft, und Skapti erklärt mir, daß dies ein Laugar, eine Quelle vulkanischen Ursprungs sei.

Gegen vier Uhr nähern wir uns Kinnardalur; wir haben von Reykjavik bis hierher keinen einzigen Menschen getroffen. Erst vor dem Zaun bemerke ich das Gehöft: niedrige Hütten ragen, ganz von Gras überwachsen, wie grüne Hügel aus der Wiese auf. Und dahinter werden zwei nette Wohnhäuser sichtbar.

So sind einst Thorvald und Osvif auf Höskuldstad eingeritten, Hallgerd zu freien — plötzlich tritt Hallgerd aus der Tür: Ein hohes, helles Mädchen mit klarem Auge. Ingibjörg gleitet vom Pferd, und die Schwestern küssen sich, Ingibjörg jubelnd, Gudrun still. Dann sieht mich Gudrun Eiriksdottir groß an mit dem Worte: „Seid gesegnet!" — So ziehe ich auf Kinnardalur ein.

Diese Menschen nehmen mich in ihr Haus auf, als gäbe es nichts Selbstverständlicheres. Sie bieten mir Gastfreundschaft für die ganze Zeit meines Hierseins. Ich weiß noch nichts Rechtes zu sagen, mir ist zumut, als säße

ich in einer Bauernfamilie und als hätte jeder dieser Menschen — Vater, Mutter, Gudrun und der junge Jon — eine Hochschule besucht; und doch hat keiner sein Land jemals verlassen. Ich staune über den Reichtum an Büchern — mehrere hundert Bände und viele Zeitschriften in isländischer Sprache; dazu viel Deutsches, Dänisches und Englisches. Ingibjörg erzählt von Europa, von Deutschland, und an mir zieht längst Bekanntes, Gleichgültiges in neuem zauberischen Glanze vorüber. Berlin, München, Hamburg sind zu fernen Märchenstädten geworden, in denen Wunder leibhaftig umgehen: Wagen fahren mit riesiger Geschwindigkeit ganz von selbst dahin, und jeder darf auf ihren Samtpolstern sitzen, der zehn Pfennige zahlt; man schießt blitzschnell in das oberste Stockwerk der hohen Hotels hinauf, ohne die Stiege zu betreten; die Kellner tragen Tag und Nacht Fräcke, und manche Leute gehen überhaupt niemals schlafen. Hinter den Schaufenstern liegen die herrlichsten Dinge beisammen, stundenlang möchte man dort stehen und staunen. Ingibjörg erzählt wie ein Kind, lebhaft und mit leuchtenden Augen, sie ist stolz, im Elternhaus von all dem sprechen zu können. Sie schildert die unwahrscheinlich guten Gerichte, die man in den Restaurants vorgesetzt bekommt, und sucht eine Speisekarte hervor, die sie in Hamburg entführt hat. Und sie erzählt, wie fortwährend Menschenmengen in größter Hast Straße auf, Straße ab laufen, ohne daß man doch wüßte, was sie eigentlich suchen. Die Herrlichkeit des Theaters gar kann sich durchaus niemand vorstellen, der sie nicht selbst gesehen hat, und das Allerschönste auf Erden ist die Oper. Aber immer wieder stehen die riesigen Kaufläden vor uns, der Name Wertheim ist ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht geworden. Ich lese in Gudruns Augen: Das möchte ich auch einmal sehen dürfen! — O Berliner Warenhaus, Traum eines isländischen Mädchens, das mit der Saga ernährt worden ist!

Um sieben Uhr wird, noch immer unter eifrigen Reisegesprächen, zu Abend gegessen, geräucherter Lachs, Hammelbraten und eine wohlschmeckende Speise, die Skyr heißt. Es ist das Nationalgericht des Landes und besteht aus

frischem Schafkäse, stark gezuckert und mit süßer Milch übergossen. Zum Schluß kommen eingelegte Früchte, die Ingibjörg mitgebracht hat. Dazu gibt es dänisches Bier und guten Portwein.

Dann treten wir auf den weiten, begrasten Hof hinaus, Schafe umdrängen und umspielen uns. Man zeigt mir die kleinen Häuser, die miteinander durch Mauern verbunden sind und die unseren Almhütten ähneln. Wegen der Stürme baut man nicht höher.

Es ist schon acht Uhr, aber die Sonne steht noch immer groß und rötlich in einem Sattel zwischen den Bergen. Wir gehen durch die hohen Wiesen, die sich unübersehbar weit hinziehen. „Nächste Woche ist Heuernte," sagt der alte Vigfusson, und Ingibjörg lacht: „Da muß alles helfen, was Hände hat — auch Sie!" Die junge Frau tollt umher wie ein Kind, dem die Freiheit wiedergegeben wurde.

Es ist schön, in diesen Wiesen zu gehen und die süße laue Luft einzuatmen nach langem Salzgeruch. Die Wiesen gleichen dunkelgrünen Meeren, aus denen manchmal eine helle Dolde wie eine Koralle aufwächst. Gudrun ist weit vorausgegangen und bringt nun eine kleine goldgelbe Blume herbei. „Das ist Baldursbrá. Sie kommt zuerst hervor nach dem langen Winter. Darum lieben wir sie auch sehr." — Und Gudrun steckt die Blume in ihr Haar, wie ein Stern leuchtet sie über dem reinen Gesicht. Die Braue Baldurs — welch schöner Name für die erste Blume des Frühlings!

⌘ ⌘ ⌘

Die Tage vergehen schnell, ohne daß ich viel vom Land sehe, wie es eigentlich mein Plan gewesen ist. Ich lebe mit diesen Menschen und lerne sie kennen. Seltsam und doch vertraut berührt mich, daß ihnen allen die Saga alter Zeit so ganz nahe ist. Jeder führt sie im Mund, und Worte fallen wie dieses: „Das hätte Egil Skallagrimsson nicht getan!" — Wer weiß bei uns von deutscher Sage? Der Gebildete und heute durch Wagner auch der Halbgebildete; allen aber ist sie etwas Fernes, Gelehrtes. Und hier fühlt sich jeder Bauer mit den Menschen seiner Vorzeit verwandt. —

Wir sitzen in der hellen Sommernacht, und der alte Vigfusson erzählt die mächtige Saga von Gunnar und seinem bösen Weibe Hallgerd. Türkisblau ist der Himmel über uns, aber ohne Sonne und Glanz und seltsam still. Die Tiere schweigen, die Blumen sind zugeschlossen; die Nacht hat sich dem Tage vermählt und liegt tiefatmend an seiner Brust.

Kein Isländer erträgt es, fern von der Heimat zu leben.

„Wollen Sie uns nicht etwas Deutsches vorlesen?" fragt Gudrun nach einer Weile. Ich hole Goethes Gedichte und lese langsam und deutlich; sie verstehen mich alle außer der Mutter, die aber schon halb schläft. Wenn ihnen ein Wort unklar ist, sage ich es isländisch oder englisch. Aber im Lesen fühle ich, daß hier doch meine Heimat nicht ist, daß ich nur zu Gaste bin, wo man bei Goethe nach Wörtern fragt, wo so blutige Saga umgeht.

Ich lese den König in Thule. Da fragt Gudrun, was ich vor zwanzig Jahren meine Mutter gefragt habe: „Was heißt Buhle?" — Und ich gebe die Antwort, die ich damals bekommen: „Buhle ist Frau." — Von wem hast du dieses häßliche Wort gehört? wollte meine Mutter wissen. — Ich aber sage: „Es ist ein edles, poetisches Wort."

„Wo ist Thule?" fragt Gudrun wieder, wie ich damals. „Thule ist hier," sage ich. Mir wird plötzlich seltsam zitternd zumute, so seltsam wie noch nie in meinem Leben. „Thule ist ein Märchenland," hatte meine Mutter gesagt. — Thule ist hier . . .

Ein wenig befangen lese ich weiter, und mir scheint, daß Gudruns Augen dunkel geworden sind und auf mir ruhen. Wie ich den Kopf hebe, sucht sie plötzlich etwas unter der Bank — und dann ist sie rot. Es kann wohl vom Bücken sein.

Der alte Vigfusson nickt sinnend: „So hat Goethe von uns gewußt."

ꕥ ꕥ ꕥ

Die Heuernte ist vorüber; ich habe mitgeholfen, das geschnittene hohe Gras in Schobern aufzurichten. Skapti und Ingibjörg sind nach Reykjavik zurückgekehrt. An

einem schönen Vormittag reite ich, mit Eßwaren versorgt und von einem Führer geleitet, aus, um das Land näher kennen zu lernen und die Geysire zu sehen. Nachher will ich gemeinsam mit Gudrun und Jon die große Partie auf die Hekla unternehmen.

Bald reiten wir über steile Felsenwege ins Gebirge hinauf, um uns her Geröll und grauer Lavaschutt, nicht weit oben Eisrinnen. Wir geraten in Nebel, und binnen kurzem fällt ein dichter Regen, dem mein Führer kein baldiges Ende weissagt. Wir müssen einen eiskalten Strom durchreiten und sind Nachmittag auf dem öden Lavafeld, auf der Hraun; sie soll überquert werden. Ein unheimliches Leichenfeld ist jetzt um uns her, das von bröckelnden Trümmern wie von phantastischen Ungestalten übersät ist und von Wasserrunsen kreuz und quer durchzogen. Die Wolken sinken immer tiefer, bald fließen sie mit den schwärzlich zerhackten Hügeln in eins und bauen die Wände eines lichtlosen Kerkers um uns auf. Ein drohend-fremdes Reich — ganz unirdisch, fern von jeder Menschenstätte, etwas nie Geahntes. Alle Gespenster sind hierher geflohen und in jahrtausendlanger Abgeschlossenheit zu Lava erstarrt. Ein- oder zweimal scheint ein roter Tropfen ins Grau zu fallen — ich weiß nicht, ob es Wirklichkeit ist.

Ganz nahe fliegt eine Dohle von einem Schafgerippe auf. Ich schrecke zusammen — aber dann sehe ich diesem häßlichen Vogel dankbar nach: etwas Lebendigen im Totenreich.

Und immer quälender wächst die Furcht in mir auf, daß aus einer der Spalten ein Verdammter seinen knochigen Arm recken könnte und einen grauenhaften Fluch gegen alles Licht schleudern. Das ist die nur einmal betretene Tiefe der Hölle, der gefrorene von Eisschollen bedeckte Sumpf, über den wir gehen; kalt-feuchte Luft macht das Atmen mühselig. Weit hinten mein schweigsamer Führer — ich sehe ihn nicht mehr. Und das Grau schließt mich ein, alles Licht vergeht . . .

Aber nun schwanken — das kann keine Täuschung sein — zwei Schatten vor mir, riesig groß und mißgestalt wie zwei Ungeheuer. Ich raffe die Zügel auf; mein ge-

duldiges Pferd bleibt stehen, und ich hebe den Arm zur Abwehr — wenn sie Gott verfluchen und mir ihren ewigen Haß entgegengeifern wie die Verdammten der Hölle? . . .

Eine Menschenstimme — Magnus hat mich eingeholt. Auf dem Pferde sitzend, umarmt er zwei Reiter, die uns entgegengekommen sind. Auch ich neige mich und lege meinen Arm um die Schultern fremder Männer. „Gott segne Euch!" sprechen sie — Nein! Ich bin nicht da unten, wo der Name Gottes nicht genannt werden darf . . .

Nie habe ich so Schauerliches gesehen wie diese Einöde unter schwarzem Gewölk. Ich bin das letzte ganz vergessene Wesen auf einem toten Planeten . . .

Und doch ist es gut für den Menschen, einmal solches erfahren zu haben. Das kann nie mehr aus der Seele schwinden, immer wird es da stehen, immer wird es mit ernstem Aug' auf alles Neue blicken.

⌘ ⌘ ⌘

Unsere Pferdchen sind hinabgeklettert, und wir haben ein einsames Pfarrhaus erreicht, wo übernachtet werden soll. Mir ist, als wäre ich aus einer argen Gefahr errettet, obgleich Magnus behauptet, daß es ganz harmlos gewesen sei; so bin ich froh, in einer Stube bei gemütlichen Menschen zu sitzen. Sie haben mich zuerst dänisch begrüßt, wie sie das bei Fremden gewohnt sind, und sie freuen sich, daß ich in ihrer Muttersprache antworten konnte. Alles ist hier einfach, fast arm, aber es wird mit soviel Herzlichkeit geboten, daß man nichts entbehrt.

Am Morgen haben sich die Wolken ein wenig auseinander gezogen. Ich sehe, daß die Landschaft wild und groß ist. Wir sind den Fjelden, dem unzugänglichen Gebirge näher gekommen und sollen abends bei den Springquellen sein. Nicht weit von dem dürftigen Kirchlein müssen wir einen wilden grauen Gletscherbach queren, und der Pfarrer, der uns begleitet, erzählt, daß dieser Bach oft unversehens anschwillt und dann Schafe und Kinder, ja selbst Männer zu Pferde mit sich reißt; an einer Stelle verschwindet er im Felsboden, um eine Meile weiter jäh hervorzubrechen.

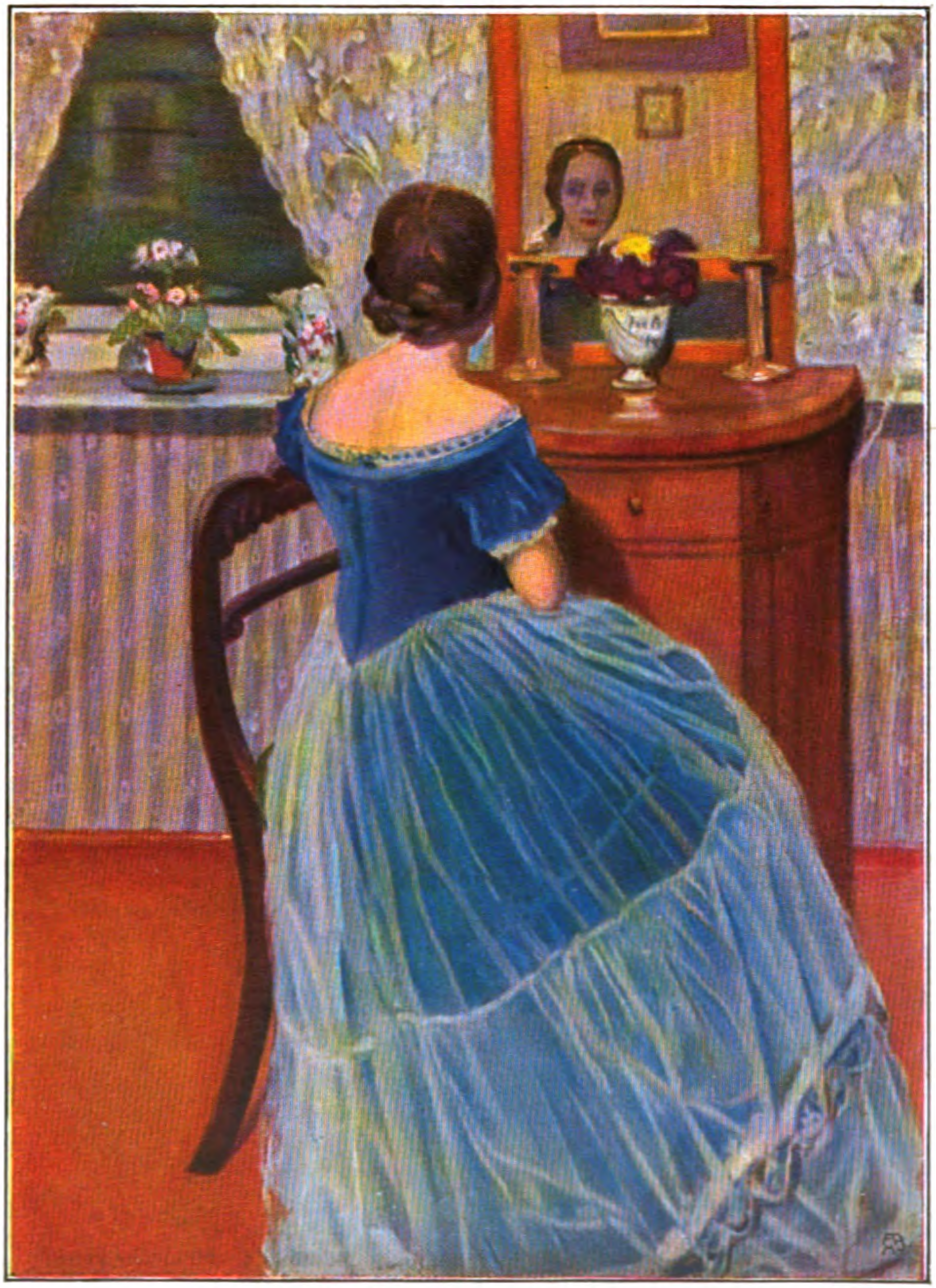
Immer mehr geht mir die heroische Größe dieses Landes ein, das aus Feuer und Eis erschaffen ist. Felsen, Gletscher, deren Grenze noch kein menschliches Auge gesehen hat, öde Trümmerstätten und das wildeste Nordmeer — das ist Island. Ohne Küste steigt es schroff aus den Wogen, ein kahles Felsgebirge wie unsere höchste Alpenregion, karg, unlieblich, aber von ergreifender Herbheit. Und der Mensch ist nur ungern gelitten in diesem Reich der Riesen und Naturdämonen.

Wir reiten lange, die tosende Hvitá rechts, schroff abfallende Berge zur Linken; je näher wir dem Quellenreich der Geysire kommen, desto mehr Gewässer strömen allenthalben.

Das Gebirge endet, links von uns tut sich ein Tal auf, das mit Dampfwolken erfüllt ist. Unter der Erde geht ein Murmeln und Brodeln um, der Wiesengrund ist warm und gibt dem Tritt unserer Pferde nach. Bald wird mitten im Dampf ein kleiner Berg sichtbar; es ist der Quellenberg, der Laugarfell.

Ein einfacher Gasthof steht hier, und wir ruhen ein paar Stunden. Aber das Kochen unter der Erde, das seltsame ferne Getön erregt mich und lockt mich unwiderstehlich an. Spät am Abend gehe ich allein auf den Quellenboden hinaus. Die Erde schwankt und zittert, warmes Wasser gluckst manchmal unter meinen Füßen, ich aber gehe geradeaus, dem geheimnisvollen Leben dieses Zauberlandes zu... Plötzlich — eine kristallne Säule steht singend vor mir auf und wächst höher und höher und reckt sehnsüchtige Arme nach dem weißen Mondlicht. Sie schwebt im Nebel, den Fuß von hellem Dampfe verhüllt; aber schon fällt sie wieder in kurzen Stößen und versinkt brodelnd. Eine Weile ist's still. Doch unterirdische Mächte stürzen aufeinander los mit tollem Geheul — und in einem Jubelruf schießt abermals eine Säule aus reinem leuchtendem Kristall hoch auf und breitet droben ihre Äste, ein mächtiger Ölbaum, der sein silberig-weißes Laubdach auseinander faltet und schimmernde Tropfen versprüht.

Der lebendig quellende Baum wird von bläulichen Mondschleiern umschimmert und umkleidet, und versinkt



Das blaue Kleid.

Gemälde von Dr. Joachim v. Bülow.

allmählich mit einem traurigen Getön; durch Nebel wandelt der Glanz in die Ferne. Tiefe Stille ist nun um mich her. Ich habe den großen Geysir gesehen, der nur ganz selten springt ...

Und nun darf ich das erschlossene Geisterland schauen. Weiße Gestalten steigen auf ohne alle irdische Form und neigen sich regenbogig zueinander mit huschendem Flüstern. Immer mehr von diesen klaren Naturgeistern heben sich und stehen eine Sekunde lang regungslos; dann löst sich ihr Fuß vom Boden, und sie tanzen durch den Mondglanz — Elfen, die aufgewacht sind, ihr heimliches Wesen zu treiben.

Auch mein Schritt ist in dieser Geisternacht ohne Laut geworden; vor mir wandeln zwei hohe Naturwesen, die aus Mondstrahlen gewoben sind und blau und hellgrün leuchten. Sie neigen sich und umfangen einander hoch oben und feiern ihre Hochzeit. Ich kenne sie: Oberon und Titania. Überall wird's lebendig und schwebend, und ich höre das leise Elfenlied wie gedämpfte Geigen und ferne Flöten und Harfen, über die kaum merklich der Nachtwind geht. Ich lege mich unter Büscheln überkrusteten Grases an einer regungslosen tiefblauen Quelle nieder, die von großen weißen Kristallen umrahmt ist, und ich schaue eine Sommernacht lang diese Wesen, die ich gesucht habe seit je, leuchtend-leichte-holdselige Geister. Sie dulden meine verehrende Nähe ...

Das heilige Leben der Natur geht in meine Seele ein.

Droben erglühen die Gipfel in purpurnem Feuer; aber um mich her ist noch blaue Nacht, der Mond segnet die Elfen, leise versinkt ihr Lied in die Erde, die Kleinen gehen zum Schlafe, die hohen Geister aber begrüßen den neuen Tag und wiegen sich goldig umnebelt im Glanz der Sonne.

✠ ✠ ✠

Ich bin wieder in Kinnardalur und erwarte mit Ungeduld blaue Tage; denn meine Zeit geht langsam zu Ende; und schon jetzt bedrückt mich der Gedanke des Abschieds.

Endlich am sechzehnten Juli vormittags sitzen wir auf unseren kleinen Pferden, Gudrun, Jon und ich, und reiten, von den Segenswünschen der Eltern geleitet, ins tauige

Land hinein. Gudruns Auge leuchtet wie ein Quell am Ursprung. Immer wieder sehe ich das schöne Mädchen an, das hoch und schlank vor mir reitet. Aber wir sprechen nur wenig.

Die Berge um uns werden hoch und schroff, und bald tut sich der dunkelblaue See von Thingvallavatn auf. Wir ruhen am Ufer und sehen zwei weißen Schwänen nach, die übers Wasser ziehen. Ich erzähle die Sage von Lohengrin. Gudrun hat nie ein Theater gesehen und kennt nur wenig Musik.

Die beiden Schwäne heben sich zu gleicher Zeit und steigen mit langsamen Flügelschlägen hoch auf, den Gletschern zu. Wunderbar ist dies zu schauen; und plötzlich höre ich ihr Singen stark und wohltönend, wie ich nie einen Vogel habe singen hören. In diesem Land, wo die Menschen schweigen, singen die Schwäne.

Gudrun sagt: „Es gibt eine Nacht, glaubt man, die Nacht, die am kürzesten von allen ist, da kommen die Schwäne von ganz Island hierher zum Thingvallavatn und singen so schön wie sonst niemals. Und um Mitternacht" — aber Gudrun wird plötzlich verlegen und wendet sich ab. „Nein, ich will es Ihnen doch lieber nicht erzählen."

Fragend blicke ich auf sie.

„Sie würden mich auslachen! Und es ist wirklich ein wenig unglaublich."

„Habe ich Sie schon einmal ausgelacht?"

„Gewiß nicht! Aber was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen von Frauen erzählen wollte, die da unten im See wohnen?"

„Das wäre schön!"

„Aber Sie würden doch innerlich lächeln! Denn ich weiß wohl, daß ein gebildeter Mensch nicht an solche Wesen glaubt."

„Die meisten wohl nicht, aber es gibt doch manche, die klüger sind. Ich z. B. glaube an Wasserfrauen. Dagegen glaube ich nicht an Kobolde, Klopfgeister und andere übernatürliche Geschöpfe, die mit den Menschen ihren Schabernack treiben sollen. Ja, ich glaube es für gewiß, daß in diesem See Wasserfrauen leben."

„Ja?“ fragt Gudrun froh, doch noch ein wenig unsicher. „Sie spotten nicht?“

„Sie wissen doch, daß ich niemals spotte! Wie arm wäre doch die Welt, wenn es keine Frauen im Meer gäbe, die manchmal bei Mondschein heraufsingen? Und hier ist ja alles so wunderbar!“

Gudrun sieht mich mit einem glückseligen Blick an. Und dann leise: „Wir Isländer glauben das alle, aber wir schämen uns vor den Europäern, denn die sind so klug und ungläubig.“

„Sie dürfen es diesen Menschen nicht übel nehmen. Ihnen scheint nur glaublich, was sie selber gesehen haben — und die Wasserfrauen werden doch nicht so dumm sein, sich jedem zu zeigen.“

Gudrun hat jetzt Vertrauen zu mir. Und sie erzählt: „In der kürzesten Sommernacht fliegen alle Schwäne von Island hierher zusammen und singen schöner als je und locken die Wasserfrauen. Eine nach der andern steigt zur Höhe und setzt sich auf einen Uferstein. Immer sehen sie nur Wasser über sich; aber in dieser Nacht atmen sie die freie Luft und lauschen dem Schwanenlied.“

„Weiß man, warum sie jedes Jahr nur einmal ans Land kommen dürfen?“ — Aber die Frage ist mir gleich leid — wie dumm! Als ob es anders sein könnte!

„Ich weiß es nicht,“ sagte Gudrun. „Doch es geschah einst, daß sich ein Bursche hinter Steinen versteckte, um die Wasserfrauen zu sehen. Sie sollen schöner sein als alle menschlichen Frauen, und in ihr Haar sind große Perlen eingeflochten.“ Gudrun sieht mich an — „Aber Sie glauben das gewiß alles nicht?“

„Ich stelle mir das so schön vor, die singenden Schwäne im See und umher die lauschenden Nixen. Denken Sie doch!“

„Ja, es muß schön sein! Aber — eine Nixe sah den Mann. Da erschrak sie und bat ihn mit gerungenen Händen, daß er sie nicht verrate, und schenkte ihm viele große Perlen. Er versprach ihr alles, doch er konnte nicht schweigen. Und als der Herbst kam, ertrank er im Thingvallavatn.“

Mit einem Ruck setzt sich Gudrun gerade auf. „Ich will Ihnen doch sagen, daß ich auch nicht alles glaube. Ganz sicher ist nur, daß der Mann in dieser Nacht seltsame Dinge sah, und daß er bald danach ertrunken ist."

„Es mag wahr sein oder nicht — aber das böse Gewissen hat ihn wohl in den See getrieben, weil er sein Versprechen nicht hielt."

Gudrun schrickt plötzlich zusammen — „Vielleicht haben jetzt die Wasserfrauen alles angehört?" ... Ein wenig übereilt besteigen wir unsere Pferde, die in der Nähe gegrast haben, und galoppieren über eine Sandwüste, ganz in gelbe Staubwolken eingehüllt, dem Nachtquartier entgegen.

⌘ ⌘ ⌘

Am nächsten Morgen führt unser Weg lange durch duftendes Heidekraut. Vor uns steht die Hekla, eine Pyramide mit abgeschnittener Spitze, die von allen Seiten frei aufragt. Wir ruhen ein paar Stunden im letzten Bauernhof und beginnen um sechs Uhr abend, unsere Mäntel auf den Rücken geschnallt und mit Proviant versehen, den Aufstieg. Ähnlich den Gletscherspalten, die wir in unseren Alpen kennen und fürchten, ist die alte Lava von tiefen Rissen durchzogen.

Noch um zehn Uhr sehen wir die Sonne: In rote Nebel gehüllt, liegt sie auf einem fernen Kamm. Es ist weder Tag noch Nacht, über den ganzen Berg hat sich ein süßer rosiger Hauch ergossen, der ins Bläuliche hineinspielt, eine Farbe, wie ich sie nie gesehen habe. Dunkelviolette Schatten liegen in den Rissen, da und dort erglänzt eine Zacke wie mattes Silber. So mag es sein, wenn man über einen erloschenen Mondkrater geht. Im dunkelblauen Himmel, der Sonne abgewandt, hängen ein paar gespenstische Sterne, und ein kleiner schwarzer See blickt aus dem nachtschlafenden Tal.

Um Mitternacht wird die Sonne von dem nahen Gipfel verdeckt. In Schnee und Asche einsinkend, manchmal mit Händen und Füßen kletternd, kommen wir weiter.

Und nun sind wir oben und stehen vor dem mächtigen Krater. Wir schauen die Sonne wieder, die purpurdunkel auf einem Eisfelde ruht, die Stunde des neuen Tages er-

wartend. Das ist nicht die Sonne, die wir kennen, das ist ein wildes Gestirn, ganz aus Blut erschaffen, aus entzündetem, brennendem Blut. Es gießt seinen Feuerschein über Eis und Lava bis in den Himmel — Götterdämmerung! Tag und Licht und Frühling verbrennen, das feindliche Gestirn flammt zum Sturze der Licht-Asen ...

Wir schauen über eine Welt hin, mit der sich nichts messen kann an Größe und Schrecklichkeit. Unabsehbare Lavawüsten, Gletscher, die noch nie einen Menschen getragen haben — die Heimat der vertriebenen Winterriesen, der Jökull. Jökull heißen auch die Gletscher, und sie sind nichts als die Leichen toter Eisriesen; an vielen kann man noch den ungeschlachten Leib erkennen. Manchmal fallen die Riesen übereinander her — dann bricht Eis und Fels, und Lawinen stürzen verheerend nieder ...

Und auf der anderen Seite, im Süden, zieht ein blasser Streifen, das Meer.

Jon hat sich hinter einem Lavablock schlafen gelegt, aber Gudrun und ich schauen gebannt, lange, lange. Und Gudrun hebt an, Märchen zu sagen, klar und versonnen, ohne die Scheu, die sie noch gestern gebunden hat. Ich weiß nicht, ob all dies jetzt in ihrer Seele wird, oder ob es da schon lange heimlich blühte. Sie erzählt von den Riesen, die einst in der Hekla wohnten: manchmal kamen sie herauf und schleuderten lachend Felsblöcke nieder, um die Wette, welcher von ihnen wohl mehr Menschen erschlagen könne. Und sie erzählt von dem Nykr, dem grauen Wasserpferd, das den Winter über im See schläft. Kommt aber der Frühlingswind und bricht das Eis auf, dann steigt der Nykr zur Höhe und wiehert laut und verlockt einen Menschen, daß er sich auf seinen Rücken setze, um über den See zu reiten; doch mitten im Wasser legt sich das Untier hin, und der Mann muß ertrinken. Und noch vieles erzählt sie, was wunderbar und schön ist, und was mir in dieser Stunde tief ins Herz geht. —

Nebel haben sich über alle Täler gelegt. Jetzt steigt die Sonne von ihrem Lager, und die Himmel empfangen sie, aufleuchtend in ihre letzten Fernen. Eine riesige Vogelfeder liegt über dem lichten Blau, ganz aus kleinen, un-

endlich zart geflockten Wölkchen gebildet — an ihrer Spitze glüht ein mächtiger Rubin, der neu geborene Edelstein, die Sonne.

Unser Berggipfel brennt, als wäre alles Gestein von innen heraus angezündet worden — wir sitzem im Kelch einer purpurnen Rose, die auf dem Urnebel schwimmt. Die Welt ist uns ganz versunken, nur Gudrun und ich leben. Was einst Lavatrümmer waren, sind jetzt aufgeblühte Rosenblätter, ich fühle ihren süßen Duft.

Wir haben lange geschwiegen. Endlich frage ich Gudrun, ob wir nicht bald hinabsteigen müssen. Gudrun nickt. Aber sie verschränkt die Arme hinterm Kopf und legt sich auf den Rücken, groß zum Himmel aufschauend. Ich tue wie sie, denn ich bin müde.

In zwei Wochen geht das Schiff zurück, das mich hergebracht hat. Sonst freue ich mich immer ein wenig, heimzukommen, in die gewohnte Umgebung, zur Arbeit. Aber dieses Mal lockt mich nichts nach Hause. Ein einziger langer Sommertag will zu Ende gehen, der reich gewesen ist an neuen schönen Dingen, den ein klarer Mädchenblick erhellt hat ...

Gudrun sitzt und sieht mit ihren großen blauen Augen wie forschend auf mich nieder. Im Nebel unter uns hören wir wieder Schwäne singen ...

Ich fahre auf — aber es ist nur Jon, der hinter einem Lavablock hervortritt. Er hat geschlafen und reckt nun seine mächtigen Arme. Wir essen von unseren Vorräten und beginnen dann langsam in die Welt hinabzusteigen, die uns so lange verschwunden war. Den Tag über fallen kaum ein paar Worte; wir sitzen auf unseren Pferden, die ausgeruht sind und lustig laufen und nähern uns Kinnardalur. Mir ist ein wenig beklommen zumute: Wenn ich von heimatlichen Bergen niedersteige, grüßen mich zuerst Tannen wie vertrautes Leben, und dann buntblühende Wiesen und Hochwald. Hier bleibt alles unbelebt, ernst, starr ... Und ich beginne, Gudrun von unseren Wäldern zu erzählen: Wie in Frühlingsnächten ein Zittern durch sie geht und die Zweige glänzend werden und bräunlichgrün; wie dann die Vögel mit frohem Singen ihr Nest

bauen und wie die Bäume schattend aufragen; wie Rehe über den feuchten, goldig bestrahlten Waldboden unhörbar gehen; und von manch anderem, das mir verraten ist. Ich muß heute deutsch sprechen; aber ich weiß ja, daß mich Gudrun versteht.

Sie hört schweigend zu, ohne eine Frage zu stellen.

Unsere Pferde wandeln jetzt Schritt für Schritt nebeneinander. „Bald muß ich von hier fort fahren," sage ich nach einer Weile. Gudrun gibt keine Antwort; aber ich weiß plötzlich, daß es ihr nicht lieb zu hören ist. Und ich reite ganz knapp zu ihr hin — „Wenn Sie mit mir gehen wollten?" ...

Gudrun blickt auf den Hals ihres Pferdes nieder; aber sie reicht mir die Hand. Und ich sage: „Du!" — „Du" ist gleich im Isländischen und im Deutschen.

⁂

Die Behörde hat sich mit meinen mangelhaften Dokumenten zufrieden gegeben, am Nachmittag vor der Abreise werden Gudrun und ich getraut. Daheim wollen wir uns noch einmal trauen lassen. Die Mutter findet, daß es so am besten sein wird, einmal isländisch und einmal deutsch. Gudrun trägt den alten Schmuck, in dem ihre Mutter und ihre Großmutter und alle ihre Elternmütter feierlich gegangen sind: den weißen Atlashelm, von dem ein schimmernder, mit Perlen bestickter Schleier niederfließt, um die Hüften den Gürtel aus getriebenem Gold, und den schönen Purpurmantel, der mit Hermelin besetzt ist. Wieder gleicht sie Hallgerd, als sie mit Gunnar zum erstenmal am Wege sprach; und Ingibjörg lacht übermütig: „Ich habe doch immer gewußt, daß der klugen Gudrun etwas ganz Besonderes aufbewahrt ist! Jetzt heiratet sie gar von Island fort und wird bald Kleider nach der neuesten Pariser Mode tragen!"

Verwandte und Freunde sind da, und alle fragen Gudrun dasselbe: „Ist es Dir nicht schwer, in die Fremde zu gehen?" — Ich weiß, daß es Gudrun schwer ist. Aber sie schüttelt immer wieder tapfer den Kopf. Wir wollen ja im nächsten Sommer wiederkommen für lange Zeit ...

Es ist ein klarer Morgen. Und wir lassen uns ans

Schiff rudern, von der Liebe der Eltern und Ingibjörgs geleitet. Gudrun ist ernst, aber sie weint nicht. Außer uns beiden ist kein Reisender auf der „Holstein". Sogleich frage ich nach dem alten Haldorsson, der auf der Herfahrt die Geige gespielt und seinen Tod vorausgesagt hat. — „Er hat die Wahrheit gesprochen," antwortet der Steuermann. —

Ich sitze auf demselben Platz wie vor zwei Monaten — aber neben mir sitzt Gudrun. Und in dieser Stunde weiß ich, daß meine Mutter die Wahrheit sprach, als sie sagte: „Thule ist ein Märchenland." Und ich weiß auch, daß alle irren, die nicht an Märchenländer glauben wollen ...

Gegen Abend spielen Delphine um uns her. Ihre Rücken steigen und sinken harmonisch wie dunkle Wellen; ich glaube die Musik zu hören, die sie wiegt. Delphine verkünden dem Schiffer gute Fahrt. Wir kommen an dem Vogelberg vorüber, der einst mit Eiern bedeckt war; jetzt flattern junge weiße Vögel zu Tausenden auf und nieder und freuen sich des schönen Lebens, das ihnen dieser Sommer gebracht hat.

Gudrun lehnt an meiner Schulter, und ich schreibe diese Verse für sie auf:

Das ist der große stille Scheideabend.
Ein Sonnenkranz liegt draußen weit im Meer;
Wie gute Geister ziehn die Möwenscharen
Dem Schiffe nach. Es ist so still umher.

Wir gehen ohne Fragen, ohne Bangen,
Wir gehn in unsere Zukunft übers Meer.
Und Friede, Friede will uns tief umfangen —
Ein weißer Vogel segelt vor uns her.

Eine Sommerfahrt, eine erträumte Sommerfahrt —

Landschaften erfüllen meine Seele, fremde Meere umbrausen mich, und Küsten steigen auf, die ich nie gesehen. Menschen stehen lang im Nebel, bis sie meine Liebe beschwor; sie erwachen zum Leben und werden mir Freund und verraten mir ihr Schicksal. Und eine ferne Insel im Norden hat mich gebannt und mir all ihre Schönheit aufgetan: dankbar sei sie Island geheißen.

Die großen Liebesgeschichten.

Von Prof. Dr. Richard M. Meyer.

Die großen Liebesgeschichten — the great love stories — das ist in England der offizielle Gesamttitel für einige besonders berühmte Schilderungen von Liebes Leid und Lust. Dantes Schilderung von Paolo und Francesca, Rousseaus „Neue Heloise", „Paul et Virginie" von Bernardin de St. Pierre, Goethes „Werther" pflegt man vor allem dahin zu rechnen. Mir scheint es richtiger, den Ausdruck auf die berühmtesten wirklich *erlebten* Liebesgeschichten zu beschränken, von denen unter jenen vier höchstens die von Paolo Malatesta und Francesca da Rimini gerechnet werden könnte. Denn merkwürdig selten trifft es sich, daß die Schilderung einer historischen Liebesleidenschaft einen großen Roman ergibt. Gewiß haben die Erlebnisse Rousseaus und Goethes ihre berühmten Romane genährt; aber ihre eigentliche Schilderung glüht noch lebendiger in den „Confessions" und „Dichtung und Wahrheit". Und von vielen novellistisch überlieferten Meisterwerken dürfen wir vermuten, daß sie auf historischer Grundlage ruhen: so von der merkwürdig modernen frühmittelhochdeutschen Aventüre von Mauricius von Craûn, so von *Dantes* wunderbarer Episode der Verliebten von Rimini; aber andere Zeugnisse als die der Dichter verbürgen uns da nicht, daß eine ungewöhnliche Kraft der Leidenschaft diese Erlebnisse über tausend andere emporhob.

Das aber wissen wir von andern Fällen. Wir wissen, daß die leidenschaftliche Hingabe an die Liebe berühmte, merkwürdige Persönlichkeiten ihren Zeitgenossen doppelt merkwürdig und berühmt machen konnte; wir wissen, daß die Erlebnisse uns wohl bekannter Männer und Frauen so tiefen Eindruck auf die eigene Epoche machten, daß sie die

Form, ja daß sie bis zu einem gewissen Grad den Inhalt der Liebesempfindungen bestimmten. Wir kennen die großen erlebten Liebesgeschichten, die den großen erdichteten Liebesgeschichten, bewußt oder unbewußt, als bestimmendes Vorbild gedient haben.

Es ist ein eigentümliches Verhältnis, das zwischen dem Roman und dem Leben besteht. Oskar Wilde hat bekanntlich ein Paradoxon Maupassants weiter ausgeführt, das Leben ahme die Kunst nach, nicht umgekehrt. Und daß der Roman auf die Empfindungen der Zeitgenossen, auf ihre Vorstellungen von Liebe und Treue, schließlich geradezu auf ihre Lebensstellung einwirken kann, haben nicht bloß das „Wertherfieber“ mit seinen Selbstmorden oder die Nachgeschichte von Dostojewskis „Raskolnikow“, von Turgenjews „Väter und Söhnen“ bewiesen. Der Historiker Glagau hat vor einiger Zeit darauf hingewiesen, wie Roman und Autobiographie im Wechselverhältnis stehen: nach dem Muster des herrschenden Heldenideals stilisiert sich unwillkürlich so mancher, wenn er seine Lebensgeschichte schreibt, und Autobiographien sind dann wieder zu einer Hauptquelle für den psychologischen Roman geworden. In der Form des „autobiographischen Romans“ durchdringen sich ja beide Gattungen, und wie beliebt ist diese noch heut! Man denke nur an Anatole France und Tolstoi, an Ricarda Huch und Frenssen! — Aber jenes Wechselverhältnis geht eben noch weiter: nicht nur die Lebensgeschichte, auch das Leben beeinflußt, wie es schon ausgesprochen, der Roman — und vor allem der, der eben Leben und Roman zugleich ist, der „roman vécu“, die große Liebesgeschichte!

Eine natürliche Scheu verbietet dem naiven Menschen, von seinen intimsten Erlebnissen laut zu sprechen. Man hat sich gewundert, daß bei den primitiven Völkern das Liebeslied erst so spät bezeugt ist — aber es erstarb mit dem Augenblick. Seiner Taten rühmt sich der Mensch früher Kulturstufen, seiner Empfindungen schämt er sich. Und wie weit er überhaupt die Empfindungen schon kannte, die wir heute mit dem „bunten Worte“ Liebe zusammenfassen, das ist fraglich genug. Sinnliches Begehren und eheliche

Treue kennen alle Völker und Zeiten; wieweit sie zwischen beiden ein sinnlich-übersinnliches Verlangen, eine Treue im Begehren, ein Idealisieren der Persönlichkeit und des Gefühls kennen, darüber ist seit Lessings skeptischen Äußerungen über den „Werther" mehr als einer im Zweifel gewesen!

Sicher ist dies, daß erst spät und scheu die Liebesempfindung in die großen poetischen Gattungen eindringt. Von der Liebe des Gottes, des Helden beginnt man zu fabeln, um unter dem hieratischen Prunkmantel weichere eigene Empfindungen verstecken zu dürfen. Und Zeiten, denen der Mut des Liebesbekenntnisses abhanden gekommen war, haben sich immer wieder zu dem Versteckmittel der „Heroiden", der Liebesbriefe zwischen großen Unsterblichen geflüchtet, wie Deutschland im siebzehnten Jahrhundert. Und so mag mancher tiefe Roman hinter den Mythen von Echo und Narciß, von Endymion, von Phädra, hinter den Erzählungen des Altertums, hinter der Liebeslyrik des Hohen Liedes oder der Sappho stehen; uns aber ist seine Wahrheit verborgen.

Und nicht anders steht es mit den Anfängen der christlichen Kultur und Geschichte und Poesie. Die Liebe schaut aus mancher Märtyrergeschichte, aus manchem Heldenlied mit den Augen des lebendigen Erlebnisses heraus; aber wer das erlebte, was sich hier abspiegelt, bleibt uns Geheimnis.

Der erste historische Liebesroman spielt sich da ab, wo das moderne Staatsleben, die neuere Schule, die Autorität der christlichen Dichtung im Abendlande beginnt: am Hofe Karls des Großen.

Der große Franke, eine jener wunderbaren Übergangsfiguren, die, wie Karyatiden auf dem Boden früherer Zeit stehend, das Gebäude der späteren tragen, war ohne Zweifel ein wilder Barbar in seinen Leidenschaften des Hasses, der Rache — und vielleicht auch der Liebe. Wie einen Verzauberten schildert ihn die alte Sage von der Königin Fastrada, deren Zauberring noch an ihre Leiche den Herrscher so lange unlösbar fesselte, bis man den Ring von seinem Finger löste. Aber der Mann der maßlosen Hingabe an

eine Stimmung war gleichzeitig der geniale Staatsmann, der die Verschmelzung von antiker und christlicher Kultur mit einheimischem Wesen — trotz Theoderichs des Großen Versuchen — als Erster in umfassender Weise anstrebte. Auch ein Musenhof durfte der „karolingischen Renaissance“ nicht fehlen, an dem vornehme Prälaten als Naso und Horatius und David die Töne alter Lyrik erneuerten und auch die alter Liebesdichtung. Einer unter ihnen, Angilbert, seit 790 Abt, durfte seine erotische Poesie zur Wirklichkeit werden lassen. Er, der Geistliche, war der glückliche Liebhaber von Karls Tochter Bertha, trotz dem Gelübde des Mönchs; und zwei Söhne entsprangen diesem Bündnis, dessen Illegitimität der große Kaiser gestattete — einer von ihnen, Nithard, ward ein berühmter Historiker.

Dieser Roman machte großen Eindruck auf die Zeitgenossen. Elemente waren da, die niemals ihre Wirkung verfehlen: die Liebe unter Gefahren; der soziale Abstand der Liebenden; die Verkleidung. All das war möglich geworden durch den historischen Moment: durch einen Augenblick, der die höfische Veredlung des Begehrens, der vornehmen Ausdruck und Heimlichkeit forderte. Es ist bereits die „Minne“, die vor der Welt zugleich Schande bringt und Ruhm, die Glück schafft und Unglück; es ist bereits die Freude an dieser Bewegtheit seelischer Gegensätze, die solches Erlebnis möglich macht — und die es nun typisch macht für Tausende. Denn daß es das ward, beweist die Sage, die sich an Angilberts Schicksal knüpfte. Von hier entsprangen Sagen von der Königstochter Bertha und ihrer Verbannung; von hier aber auch die weitverbreitete Sage von Eginhard und Emma — von dem Schreiber des Königs, der dessen Tochter glücklich liebt und den sie selbst, um seine Spur zu verbergen, durch den Schnee trägt. Denn eben Sagenform mußte die historische Methode doch noch annehmen. Sie lag der Empfindung der Zeitgenossen in ihrer Wahrheit noch zu fern, um einfach aufgenommen zu werden. Man erzählte sie, zweifelte, berichtigte, deutete um, setzte zu. Im Jahre 819 ist Angilbert gestorben, aber erst seit dem elften Jahrhundert liegt die Sage in ihrer fertigen Form vor. So enthält sie von dem Erlebten

nichts mehr als das Liebesverhältnis zwischen dem Geistlichen — das ist jeder „Schreiber“ der alten Zeit — und der Königstochter; die hingebende Liebe der vornehmen Dame aber ist zur Hauptsache geworden.

Bezeichnend wie das Schicksal dieses Liebesromans ist das eines ganz anders gearteten. Angilbert und Bertha, die in unerlaubter Liebe glücklich waren, erregten das lebhafteste Interesse der dichtenden Sage; Otto und Irmgard von Hammerstein, die (für unsere Anschauungen mindestens) in rechtmäßiger Ehe duldeten, sind erst von neueren Dichtern poetischer Behandlung gewürdigt worden. — Otto Graf von Hammerstein aus der Wetterau hatte sich nach 1003 mit der Gräfin Irmgard vermählt; aber sie war ihm näher verwandt, als die damals sehr strengen Eheverbote der Kirche gestatteten. Nach vergeblicher Ladung vor das geistliche und weltliche Gericht wurde 1018 die Exkommunikation über das Paar ausgesprochen; die furchtbarste Zerrüttung der irdischen und himmlischen Existenz war damit verkündet. Otto unterwarf sich und ließ die Ehe von dem Erzbischof Erkanbald von Mainz für nichtig erklären. „Indessen,“ sagt sein Biograph Breßlau, „die Liebe Ottos zu seiner Gemahlin war mächtiger als seine Scheu vor des Kaisers Ungnade und der Kirche Zorn; ungeachtet seiner Unterwerfung vereinigte er sich bald wieder mit Irmgard.“ Des Erzbischofs Drohungen beantwortet er mit der Fehde; er verfällt in Kirchenbann und Reichsacht; er muß 1020 seine vom Kaiser selbst belagerte Burg mit der Gattin verlassen, unstet und flüchtig umherirren. Abermals unterwirft er sich — nicht so Irmgard; sie pilgert zum Papst, und Benedikt VIII. nimmt sie günstiger auf. Dann wird Konrad II. Kaiser, der selbst in kirchlich unerlaubter Ehe lebte. „Vielleicht auf Grund einer päpstlichen Dispensation lebten sie unangefochten miteinander; den einzigen Versuch, den der neue Erzbischof machte, das Verfahren gegen sie zu erneuern, verhinderte der Kaiser.“ Otto starb 1036, Irmgard, wie es scheint, 1042.

Das ist doch nun, wie man zu sagen pflegt, „ein Roman, wie er im Buche steht“. Treue Liebe behauptet

sich durch alle Fährlichkeiten und Anfeindungen und trägt den Sieg davon. Dazu ein reicher, bunter Hintergrund: Kaiser und Papst, Erzbischof und Reichsfürst, Synode und Pilgerreise, Belagerung und Irrfahrt. Aber das alles hat im elften Jahrhundert nicht entfernt so viel Interesse erregt wie die Liebesfabel von Eginhard und Emma. Die Liebe der Gebannten mochte unheimlich scheinen; der Graf war doch kein Kleriker — und diese pflegten vorzugsweise die Tradition, — Irmgard keine Kaisertochter. Vor allem aber: es handelt sich um ein Ehepaar — und der Roman gehört der werbenden Liebe, nicht der besitzenden. Die Liebe zwischen Ehegatten hat ja noch heut in der Lyrik so selten einen Widerklang! Justinus Kerner und Friedrich Rückert, deren Liebeslieder zumeist der siegreich umworbenen Braut galten, würden bei Franzosen und Italienern noch heute einem leisen Beiklang von Lächerlichkeit nicht entgehen.

Werbende Liebe, unerlaubte Liebe, bestrafte Liebe bildet deshalb den Hauptinhalt auch der berühmtesten aller erlebten Liebesgeschichten: des Romans von Abälard und Eloise. Abälard, ein geistreicher und gelehrter junger Geistlicher, wird Lehrer der jungen Eloise, die im Haus ihres Vormunds, des Prälaten Fulco, lebt. Er verliebt sich in sie, und sie erwidert seine Liebe — die alte ewige Geschichte von dem verführerischen Jugendlehrer, die von alten Liebesverschen eines deutschlateinischen Briefwechsels im Kloster Tegernsee bis zu Hölderlin und Frau Gontard reichen. Fulco entdeckt den Liebesverkehr und straft ihn furchtbar an dem Verräter seiner Standesgebote, seiner Hausehre. Sie werden auseinandergerissen; Abälard wird der gefeiertste theologische Lehrer Frankreichs und der damaligen Welt; Eloise, geistlich gemacht, Äbtissin eines Klosters. Aber die Liebe läßt sich nicht bezwingen — zum mindesten die ihrige nicht. Beider Briefe sind zum guten Teil erhalten — die erste authentische Liebeskorrespondenz der Welt, der erste Schritt auf jener Bahn, dem wir Goethes Briefe an Frau von Stein, den Briefwechsel der beiden Browning, Diderots Briefe an Mademoiselle Voland verdanken. Aber Liebesbriefe sind

doch nur die Eloisens, feurig, treu, auch trotzig im Beharren; Abälard dagegen wird zum trockenen Prediger und Erzieher.

Beider Grabstein bildet noch heute auf dem berühmtesten Pariser Friedhof, dem Père Lachaise, den Zielpunkt enthusiastischer Wallfahrten. Eloisens Name hat in der Form Luise über ungezählte Frauenhäupter aller Kulturvölker poetischen Glanz gebreitet. Nach keiner Frau, von denen abgesehen, deren Namen die Kirche heilig machte, heißen so viele weibliche Wesen wie nach dieser nie reuigen Sünderin. Nach ihrem Schicksal benannte noch Jean Jacques Rousseau 1759 seine „Neue Heloise", mehr als 640 Jahre nachdem (1118 bis 1119) Petrus Abälardus, der Scholastiker, „zum girrenden Troubadour" geworden war, wie Hausrath sich ausdrückt. So unverrückbar hatte in diesem Paar sich das typische Liebeserlebnis verkörpert!

Es sind ja zum Teil die gleichen Elemente, wie in Angilberts Schicksal. Auch hier die Liebe des geistreichen und blendenden Klerikers zu dem vornehmen Fräulein; auch hier Liebesgenuß und Gefahr. Dann aber freilich der tragische Abschluß, die Trennung, der Briefwechsel über die Kluft hinweg, das heißt die literarische Ausprägung des Liebesverhältnisses. Denn die sozialen Schichten haben eine neue Festigung erfahren; was Kaiser Karl duldete, denkt der Kanonikus Fulco nicht einen Augenblick zu erlauben. — Aber was die Gesellschaft verbietet, eben das feiert sie an ihren Opfern. Denn die Epoche des Rittergeistes, des Frauendienstes, der Minnedichtung ist im Anzug. Die Liebe als eine erhebende Macht, als ein sittlich belebender Faktor ist in ihre Rechte getreten, und auch die, die ihr wirklich zu huldigen noch nicht wagen, zollen doch durch ihre Bewunderung der Liebenden der Minne Tribut.

Darin liegt die eminente Bedeutung dieses Lebensromans. In einem Zeitpunkt, der danach durstete, Liebe zu erleben, verschaffen zwei begeisterte Naturen der Welt diese Wonne — „und edlen Seelen vorzufühlen ist wünschenswertester Beruf". Die Erlebnisse der Eloise bedeuten für das Jahrhundert der Minnepoesie, was die Jerusalem-

Werthers für das der Empfindsamkeit — nur daß damals die Liebenden wirklich die Briefe schrieben, die das andere Mal Goethe erdichtete!

Nicht ohne die starke Einwirkung dieser Minnestimmung sind auch die berühmten Liebesverhältnisse des zwölften Jahrhunderts zu ihrem Einfluß auf Sage und Dichtung gelangt. König Heinrich II. liebt Rosamund (nach 1152), wie so mancher schlecht verheiratete König ein liebliches Landmädchen geliebt haben wird, wie Viktor Emmanuel die „Gräfin Mirafiori" mit den stürmischen Huldigungen seiner Jägerliebe umgab; aber der Roman findet ein lebhafteres Echo in einer Zeit, die die Minne als Überwinderin der sozialen Schranken preist. König Alfons gerät (um 1195) in die Bande einer schönen Jüdin und scheint seinem Volk verzaubert wie König Karl von Fastrada; und wenn sich auch der rechtgläubige Adel von Castilien empört — es bleibt ein Nachhall von Bewunderung für die vis superba formae, die übermütige Gewalt der Schönheit auch in den Legenden. Die „Mesalliance" wird als poetisches Motiv auch hier empfunden, sympathisch von den demokratischen Engländern, mit Ablehnung von den aristokratischen Spaniern; und man sucht sich zu veranschaulichen, wie die wohl war, der solches gelang. — Aber auch diese Erlebnisse haben ihren poetischen Keim mehr für das neunzehnte Jahrhundert aufbewahrt oder für die frühere Blütezeit des spanischen Dramas im sechzehnten, als daß sie unmittelbar romanbildend gewirkt hätten. Denn dies ist typisch: ein Ereignis, das schon die Zeitgenossen packt, fordert vor allem epische Gestaltung; gebraucht es länger bis zu voller Entfaltung, so wird es als Drama wiedergeboren.

Wir müssen fast ein viertel Jahrtausend überspringen, ehe wir diese Erfahrung von neuem bestätigt finden. Wir dürfen jetzt nur noch in Fürstenhäusern nach berühmten Liebesromanen suchen. Die Zeit war vorbei, in der ein beliebiger Kleriker — wenn auch als Gelehrter später weltberühmt — und eine Dame der guten Gesellschaft, oder auch nur ein hochadliges Liebespaar wie Moriz von Craûn (aus der Familie der jetzigen Herzöge von Craûn) und die



⌘ Statuette in Elfenbein und Bronze. ⌘
Von Sigismund Wernekinck.
Photographieverlag d. Neuen Photogr. Ges., Steglitz.

Gräfin von Beaumont ihren Roman von der ganzen Welt mit fliegenden Pulsen nachgefühlt, nacherlebt sahen. Jetzt sind die zeremoniellen Schranken noch ganz anders befestigt als in Abälards Zeit; die spanische Strenge der Scheidungen beherrscht die Welt. Wenn ein bayrischer Prinz ein reizendes Töchterchen der Reichsstadt Augsburg rechtsgültig heiratet, so erscheint der strenge Vater, Herzog Ernst von Bayern, fast berechtigt, sie hinrichten zu lassen: wieder wie eine Hexe wird 1435 Agnes Bernauerin ertränkt. Doch das Volkslied nimmt für sie Partei wie später — den konservativen Hebbel ausgenommen — die Dramatiker gegen den Herzog. Glücklicher ist eine andere Tochter Augsburgs, Philippine Welser: 1557 erlangt sie die geheime Vermählung mit Erzherzog Ferdinand II. von Österreich, später, 1561 die Billigung seines Vaters, 1576 durch päpstliches Breve die offizielle Anerkennung; freilich bleiben die Kinder beinah Bastarde, die ja im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert oft zu den höchsten Würden gelangten. Aber dafür ist auch Philippines Gestalt nicht wie die des „Engels von Augsburg" mit dem romantischen Schimmer der Verklärung umgeben. Wurden ja doch die Ehen zur linken Hand eine Zeitlang fast Mode: Ferdinand von Medici machte 1578 die Venezianerin Bianca Capello zur Großherzogin von Toscana, Ludwig XIV. schloß mit Madame de Maintenon eine späte Ehe. — Diese Verbindungen sind wohl Zeugnisse für ein neues Erwachen der Liebe in den lange nur von der Staatsraison regierten Fürstenherzen — und von der größeren Strenge der Sitte und der Kirche. Aber das Volk sah dem mit scheuer, halber Teilnahme zu; auch Bianca Capello ward erst in dem so gern historisierenden neunzehnten Jahrhundert ein Liebling von Novellisten und Malern.

Da war es wieder, zum drittenmal, ein klerikaler Liebesroman, der die Welt eroberte und dem Roman neue Pfade wies.

„Eine junge portugiesische Nonne schreibt aus dem Kloster ihrem Geliebten, einem französischen Offizier, den sie zufällig kennen gelernt hat, und der sie, durch äußere Verhältnisse genötigt, verlassen hat und in seine Heimat

zurückgekehrt ist, einige Briefe, in denen sie ihm ihren Seelenzustand getreu berichtet. Ein großer eintöniger Monolog einer Verlassenen! Einen stofflich dürftigeren Roman wird es bis dahin kaum gegeben haben." So äußert sich der ausgezeichnete Geschichtsschreiber des Romans, Max von Waldberg. In der Tat — wir treffen auch hier nur typische Momente. Der glänzende Fremdling, der wie ein Meteor erscheint und verschwindet — wie zahlreiche Frauenherzen haben ihm nachgetrauert von Homers Nausikaa bis zu den „verliebten Thusnelden" der Franzosenzeit! Wie viel merkwürdigere Liebesgeschichten zeigt gerade Frankreichs Historie: den gealterten Heinrich IV. an der Seite der Gabriele d'Estrées, oder den jugendlich unreifen Ludwig XIV. im Bann der Montespan; seine Enkelin, die stolze Prinzessin, von dem Übermut des Herzogs von Lauzun zu Knechtsdiensten gedemütigt, oder umgekehrt König Ludwig XV., den „Vielgeliebten", in der Wollust der Selbsterniedrigung vor der Gemeinheit der Du Barry. Nichts von diesen Komplikationen des Gefühls offenbart das Erlebnis der Nonne Maria Alcoforado. Sogar die soziale Verschiedenheit zeigt die Anekdote nicht — sie wie Chamilly, später Graf von St.-Leger und Marschall von Frankreich, gehören vornehmen Familien an. Und so bleibt von allem „Pikanten", was diese Geschichte vor tausenden hervorheben könnte, nur immer wieder jenes eine: der geistliche Beruf, diesmal nicht des Liebhabers, sondern der Geliebten.

Darin liegt nun freilich schon ein kulturhistorisch bedeutsames Moment. Schon Gedichte des zwölften Jahrhunderts kennen den Wettkampf der beiden typischen Liebhaber: des Geistlichen und des Soldaten. Witz und Kraft, weltmännische Eleganz und erprobte Wichtigkeit messen sich, wie sie wieder in den Liebesaffären des galanten Jahrhunderts sich so oft gemessen haben. Aber das alte Gedicht ließ den Kleriker siegen — mit wie viel Recht, zeigen Abälard und Angilbert. Jetzt ist es der Offizier, der als unwiderstehlich erscheint — wie er es bis heute in den Lustspielen und Familienblattromanen aller Völker geblieben ist.

Aber wie im Falle Abälards war doch von allem dies entscheidend, daß die Stimmung der Zeit einen starken und persönlichen Ausdruck fand. „Die ganze Reihe von Frauengestalten," fährt Waldberg fort, „die in den französischen Romanen erschienen war, mutete gegenüber der unscheinbaren Persönlichkeit der portugiesischen Nonne wie die steifen, wenn auch virtuos gemalten Bilder einer Ahnengalerie an, in die sich ein lebendiges Wesen verirrt hat und nun durch die Wirkung ihrer leibhaftigen Existenz die Farben noch matter, die Gesichter noch ausdrucksloser, den künstlerischen Eindruck noch dürftiger macht." Das war es: der Schrei eines lebendigen Herzens tönte durch allen Formelkram erlernter Zeremonien, und die Welt horchte erschüttert auf. Noch das große Liebespaar der Brownings erneute die heiße Empfindung der armen Nonne, als Elisabeth Browning, glücklicher freilich in der Liebe als Maria Alcoforado, ihre Liebessonette als „Sonette aus dem Portugiesischen" bezeichnete, der liebeglühenden Nonne zu Ehren. Denn auch sie hatte wie im Kloster gelebt, still, krank, demütig, bis Brownings Liebe kam. Und so taucht hier zugleich zum erstenmal ein Motiv auf, das erst in unseren Tagen im Drama Ibsens („Die Frau am Meere") und Hauptmanns („Einsame Menschen") seine volle Entfaltung fand: die Liebe als Befreierin aus der Trostlosigkeit eines wohlgeordneten Alltags.

Und nun schlägt die Geschichte der Liebesgeschichten eine neue Wendung ein. Auf den Kleriker, den Fürsten, den Offizier folgt als Romanheld — der Schriftsteller. Swift, Rousseau, Goethe beerben die Abälard und die Chamilly. Die „Ritter vom Geist" beginnen nach Heines berühmtem Vers den Aufbau der dritten Kirche, des dritten Reichs.

Ein Geistlicher — und ein Krieger war zwar auch Jonathan Swift (1667 bis 1745), der furchtbarste aller Satiriker. Seine Erlebnisse fanden freilich den Widerhall nicht, durch den die Liebesbriefe, die ohne Wissen der portugiesischen Ariadne vielleicht die eitle Chamilly selbst veröffentlichen ließ, eine neue Epoche in der Weltgeschichte

des Romans herbeiführen; denn daß von ihnen der „empfindsame Roman“ im wesentlichen datiert, hat Waldberg gezeigt. Aber ohne Folgen für die Entwicklung dieser biegsamen Form blieben auch die Schicksale „Gullivers“ nicht. Die problematische Natur, unter den Großen zu klein, zu groß unter den Kleinen, ging an sich selbst zugrunde; aber für die Erfüllung dieses ihm vorbestimmten Schicksals ward sein Liebesleben verhängnisvoll. Zwischen zwei Frauen geteilt, die ihn liebten, und die er liebte, der sanften Esther Johnson und der geistreichen Esther van Homrigh, blieb er einsam und verzweifelte. Wie der Name Lotte für Goethe, ward für ihn der biblische Name Esther zum Segen und zum Fluch. Und man hat vermutet, daß sich Fäden von dem einen zum andern ziehen: daß Goethe in seinem Drama von den beiden liebenden und geliebten Frauen nicht zufällig den Namen Stella wählte, den Swifts erste Geliebte von ihm erhielt.

Swift hat das typische Liebeserlebnis des modernen Menschen der Welt vorgelebt, zumal des modernen Schriftstellers: den „Mann zwischen zwei Frauen“. Dies ward die Formel, die aus seinen eigenen Erlebnissen heraus Wielands gesamtes Dichterschaffen beherrschte: Sophie von Laroche, die sanfte sentimentale Jugendgeliebte, selbst auch Schriftstellerin, ward ihm zur Verkörperung der Schwärmerei — die geistreiche Schweizerin Julie Bondeli zur Personifikation der Kritik; und zwischen Enthusiasmus und Aufklärung stellt er all seine Helden. Zwischen zwei Frauen, die Sanfte und die Dämonische, stellt auch Goethe gern seine Weislingen, Clavigo, Fernando; und noch für Grillparzers Dramen bleibt diese Formel ein Hauptmittel der dramaturgischen Orientierung bei Ottokar wie bei Jason, bei Phaon. Sie haben viel geliebt, und doch selten, wie Swift, zugleich zwischen zwei Feuern gestanden (Goethe erst spät, als die Sonne der Frau von Stein ihm erlosch und das Gestirn Christianens aufging) — was der Dichter erlebt hatte, der für Wieland und Herder ein Meister und ein Lehrer wurde, das half aus dem Chaos ihrer Erlebnisse übersichtliche Kunstwerke gestalten! — Noch in Lenaus tragischem Ausgangskampf zwischen

Sophie Löwenthal und Marie Berends sehen wir diesen Roman Leben werden.

Der Erste aber, der sein Liebesleben der Nachwelt in doppelter Spiegelung anvertraut, im autobiographischen Bericht und in romanhafter Umdichtung, war Jean Jacques Rousseau (1712 bis 1778). Im Jahre 1756 knüpfte seine „Julie ou la nouvelle Héloise" an jene Anfänge des modernen Liebesromans an; erst nach seinem Tod erschienen die „Confessions", in denen er die erste Liebesbiographie, wenn man so sagen kann, der Welt — und vor allem den Romandichtern schenkte. Denn er war sich bewußt, ein merkwürdiger Mensch zu sein, dessen Seelenregungen als solche für die gebildete Welt von höchstem Interesse waren.

Hierin liegt nun die vorbildliche Bedeutung von Rousseaus Liebesleben. Wir sahen in den erlebten Anekdoten das „Romanhafte" in beständiger Abnahme. Angilbert am Kaiserhof: die tödliche Gefahr vor dem Zorn eines allmächtigen Herrschers. Abälard: die drohende (und hier wirklich eintretende) Strafe für den Bruch der Gelübde. Chamilly und Maria Alcoforado: immer noch der Schimmer der Waffen, die Furcht vor der Entdeckung, die wirksame Antithese von Klostergewand und Harnisch. Nun aber, in Rousseaus Jugendliebe zu Madame de Warens, in der des gereiften Mannes zu Madame de Houdetot spielen Gefahr und Abstand der Lebensgewohnheiten gar keine Rolle mehr; kein Gelübde bindet einen Teil — denn die Ehe der vornehmen Dame ist für die Moral jener Zeit wirklich nur, wie die Schauspielerin Sophie Arnauld sagte, „das Sakrament des Ehebruchs". Das Kloster, der Fürstenhof sind an sich malerische Szenerien — für Rousseau muß sie die Natur freilich ersetzen, die Natur, wie der Prophet des modernen Naturgefühls sie versteht: die etwas theatralisch zugestutzte Natur, der Park oder die Landschaft am Alpensee. Und wie die alten Kulissen verschwinden, so die alten Abenteuer — und nichts bleibt übrig, als das seelische Verhältnis zweier lebender Persönlichkeiten. Der „Roman ohne Roman" war entdeckt. Rousseau mußte ihn entdecken. Dieser wunderbare

Mann war, man möchte sagen, beständig im Zustand der Verliebtheit ohne Liebe. Es ist der psychologische Symptomenkomplex (man verzeihe den medizinischen Ausdruck!) der Liebe: Scheu vor den Menschen, Flucht in Natur und Einsamkeit, heftige Träume, Verschwinden der ganzen Welt vor dem seelischen Erlebnis. So war er immer vorbereitet, die Liebe zu empfangen; kam sie, so war der Roman da, Roman in den Ausdrucksformen, Wahrheit im Gefühl — der „Roman ohne Roman". Rousseau selbst, widerspruchsvoll überall, hat ihn erlebt, aber so noch nicht geschrieben: in die „Neue Heloise" nahm er doch wieder (auch unter dem Einfluß seines englischen Vorbildes Richardson) abenteuerliche Ereignisse auf und den aus seiner Weltanschauung heraus stark betonten Gegensatz der sozialen Schichten. Aber was er erlebte, hat Goethe auch in die Kunstform des Romans übersetzt: der „Werther" ist einfach und abenteuerlos wie Rousseaus Liebesgeschichte, wie Goethes Erlebnisse in Sesenheim. Nur der gewaltsame Schluß ist eine „Handlung" im äußerlichen Sinn des Worts. Von Selbstmord war in Rousseaus Roman viel die Rede — war doch er selbst ein monologisierender Hamlet, und hat er doch selbst vielleicht durch eigene Hand geendet. Solche Stimmungen kannte Goethe wohl; aber der Selbstmord Werthers kam doch durch äußeren Anlaß in den Roman hinein. Der Dichter hat das ja selbst bezeugt, indem er den authentischen Brief, in dem Jerusalem Kestner um die Pistolen „für eine vorhabende Reise" bat, in Werthers Briefe aufnahm.

Der Legationssekretär Jerusalem war kein geistreicher Schriftsteller wie Rousseau, kein großer Dichter wie Goethe. Er hat philosophische Aufsätze geschrieben und war bedeutend genug, um von Lessing als Freund geachtet zu werden; aber selbst mit diesem Interesse an den Welträtseln war er doch eben nur ein Typus. Der typische Jüngling einer gärenden, mutigen, unklaren Zeit erlebt ein typisches Schicksal: er geht am Sturm und Drang zugrunde wie J. M. R. Lenz. Jerusalems Roman empfindet Goethe als den eigenen — „man kann etwas auch an andern erleben," sagt Fontane; die eigenen Erlebnisse und die

des Alters- und Standesgenossen bildet er in Eins, und so entstehen „Werthers Leiden".

Auch hierin ist dieser — nach dem „Don Quijote" — wirkungsvollste Roman der Weltliteratur epochemachend. Wohl hat jeder echte Dichter seinen Gestalten von dem eigenen Blute eingeflößt, und zum mindesten in Demodokus wird auch der alte Homer leben; wohl hat jeder echte Dichter mitfühlend erlebt, was andern begegnete, und Anekdoten aus der Zeit mögen schon in die Odyssee verwebt sein. Die kunstvolle Art aber, wie Goethe das eigene und das fremde Erlebnis zusammenfließen ließ, die Meisterschaft, mit der er aus Werther eine Gestalt schuf, die Goethe war und Jerusalem und keins von beiden — sie ist völlig neu; und auf dieser Virtuosität beruht die Entwicklung des modernen Romans wie des modernen Dramas.

So sind wir an der Stelle angelangt, wo die erlebte und die erdichtete Liebesgeschichte zu einer höheren Einheit verwachsen. Die Schüler des „Werther" vor allem haben die Kunst, sich selbst ins Schriftliche zu übersetzen, auf gefährliche Höhe getrieben: Benjamin Constant im „Adolphe", Sénancour im „Obermann", Châteaubriand im „René". Umgekehrt haben die Romantiker in nicht minder bedenklicher Weise ihr eigenes Leben in das Romanhafte, Dramatische, Lyrische stilisiert: Novalis dichtet seine Sophie zu einer Dantischen Beatrice um, Brentano vermischt Wirklichkeit und Künstlertraum in raffinierter Weise. Goethe hatte, fast philiströs, gelehrt, „daß die Muse zu begleiten, zu geleiten nicht versteht"; jetzt aber geleitet die Muse die ungleichen Schwägerinnen Caroline und Dorothea Schlegel, die ungleichen Landsleute E. Th. A. Hoffmann und Zacharias Werner durch die Irrungen und Wirrungen eines mehr mit romantischer Willkür als mit überlegener Kunst kombinierten Lebens. Dieses von Liedern und Witzspielen durchzogene Hinüber und Herüber von Ahnung und Gegenwart, Traum und Wirklichkeit verkörpert sich in der abenteuerlichen Gestalt und den wundervollen Briefromanen der Bettina, die denn auch den tragischen Lebensroman ihrer Freundin Günderode ausdichtet wie des Bruders Clemens franz-

reichen Lebensfrühling. Bis dann ein großer Schlag in das lieblich-gefährliche Spiel hineinklingt, als am 24. Dezember 1835 die schöne und kluge Charlotte Stieglitz sich erdolcht, um ihrem nichtigen Gatten die dramatische Katharsis von Schrecken und Mitleid zu gewähren. Ein edles Menschenherz war der Umsetzung des Lebens in das Schauspiel zum Opfer gefallen; erschüttert sahen es die Zeitgenossen, wie aus dem Spiel, wie in den romantischen Dramen, grausige Wirklichkeit ward.

Noch an manche große Liebesgeschichte wäre zu erinnern, die typische Bedeutung hat: Adolf Stahr und Fanny Lewald haben den typischen Roman des Jungen Deutschlands gelebt: Zerbrechen aller Ehefesseln, Überwindung religiöser Gegensätze, Einigung in geistigem Zusammenklang. Friedrich Hebbel rang sich durch den Künstlerroman des Bohémienglückes mit Elise Lensing grausam entschlossen zum harmonischen Schluß durch. Jacob Henle, der berühmte Anatom und populärwissenschaftliche Schriftsteller, schloß mit einem armen ungebildeten Mädchen eine trotz aller Bildungsunterschiede glückliche Ehe und gab Berthold Auerbach für sein Lorle, Gottfried Keller für seine Regine das so verschieden behandelte Motiv. Und an neueste Lebensläufe könnten wir erinnern; oder nach England weisen, wo die Brownings die glückliche Ehe zweier vollendeter Menschen aus Sturm und Not des patriarchalischen Widerstandes erstehen ließen; und wo Carlyle das Gegenbild lieferte: den tragischen Eheroman der zu bedeutenden Menschen, der überstarken Individualitäten. Briefwechsel, jetzt fast überreichlich veröffentlicht, offenbaren uns noch manchen erlebten Roman, der zu den Prosaehen unserer Tage wunderbar stimmt: die vergebliche Liebe des Greises vor allem, wie Goethe, Thackeray, Ruskin, Ibsen sie fast bis zur Vernichtung durchlebten. Denn auch unserer Zeit, der viel gescholtenen, fehlt so wenig die Liebe wie die Tragik; und wenn die Poesie heute mehr als je beim Leben in die Schule geht, so darf sie es, weil auch heut das Leben und die Dichtung dieselbe Grundlage besitzen in den großen ewigen Gefühlen der Menschheit!

Rechenaufgabe.

Von Kory Towska.

In der Loge des Intendanten
Da sitzen die wohlbekannten
Und vielvermögenden Herrn
Mit Glatze, Titel und Stern.
Auf der Bühne tanzen und schweben
Die zierlichen Hexen und Heben
Im Röckchen von Flittergold
Und lächeln verheißungsvoll hold.
Und oben auf hohem Balkone,
Gepreßt wie eine Zitrone,
Stehn schwitzend Commis und Student,
Die Begeistrung und Hunger brennt.
Wer kann nun die Aufgabe lösen,
Deren mathematisches Wesen
In diesen drei Punkten besteht,
Die ihr hier gegenübersteht:
Wie verhält sich die Jugend zur Jugend?
Und zweitens: ist Glatze gleich Tugend?
Und die Altersdifferenz,
Geht sie auf in der Exzellenz?
Ich wollte die Aufgabe buchen;
Mag ein andrer die Lösung versuchen,
Vielleicht vom Olymp ein Student,
Der den Fall aus Erfahrung kennt.
Gott helf' ihm damit
Durch Examensbeschwerden,
Daß er auch noch einmal
Exzellenz möge werden!

Wenn die Männer Burgen bauen. Skizze von Alfred Polgar.

Der Vater liegt im Sande und liest die Zeitung. Neben ihm kauert die Mutter, eine sehr hübsche, sehr blasse Frau; sie hat wehmütige Augen und um die schmalen Lippen den Schatten eines resignierten Lächelns. Ein kleines dreijähriges Mädchen ist auch da. Es hat ein ärmelloses kurzes Hemdchen an, nichts sonst. Es spielt: „Erschrecken und Flucht vor der Welle.“ Das Meer ist ganz sanft und ruhig; es wälzt sich faul, langsam auf dem Rücken, blinzelt in die Sonne, und nur von Zeit zu Zeit zittert es ein bißchen, wie unter einem leichten Kälteschauer. Weithin reicht das Wasser kaum handhoch über dem Boden, und dort, wo die letzten Tropfen leise glucksend in den Sand springen, steht das kleine Mädchen, streckt dem Wasser vorsichtig die Fußspitze hin, um, wie die Welle herantänzelt, mit markierter Angst und großem Gelächter landeinwärts zu laufen. Das wiederholt sie immerfort, unermüdlich, spielt mit dem Wasser wie mit einem gutmütigen, großen Hund.

Nebenan baut der Bruder, ein siebenjähriger strammer Bursch, eine Strandburg. Eigentlich eine Festung. Es ist ein viereckiger Sandhaufen; die Konturen der Fenster und eines großen Tores sind zentimetertief hineingekerbt, und ein paar symmetrisch angebrachte Löcher sind die Schießscharten. Auf der Spitze flaggt ein Fähnchen in den deutschen Farben. Rund herum ist der Sand zu einem dezimeterhohen, ziemlich dicken, kreisrunden Wall aufgewulstet. Jetzt legt der Baumeister einen Kanal an, der unverständlich senkrecht durch den Wall führt. (Oder ist es vielleicht eine Bewässerungsanlage?) Und dann stemmt er zwischen Wall und Burg ein kleines, flaches, wagerechtes Holz fest. Das ist die Falltreppe ... Wenn die Schwester

auf ihrer Flucht vor der Welle in sein Baurayon tritt, wird sie zornig angeschrien und weggedroht.

„Sei nicht so grob mit der Kleinen," sagt die Mutter.

„Sie soll allein spielen und mich in Ruh' lassen. Sie ist noch so dumm." Und er holt aus einer Pappschachtel zinnernes Militär, bemannt die Burg. Einige machen die Runde um den Wall. Andere sind eben im Begriff, die Falltreppe zu passieren.

Der Vater ist eingeschlummert. Die Zeitung hat sich breit über sein Antlitz hingelagert. Er schnarcht leise.

Ein Motorboot läuft rasch und lustig über das glitzernde Wasser. Seine große, in der Terz abgestimmte Huppe bellt kurz, melodisch. Das Motorboot treibt eine plötzliche höhere Welle an den Strand, die dem kleinen Mädchen bis übers Knie springt. Das Kind schreit laut auf. Der Vater erwacht, gähnt schwer und lang, wälzt sich auf die Seite und fängt wieder zu lesen an.

Da stört ihn seine Frau mit der Frage: „Steht was Neues in der Zeitung?"

„Nichts."

„Lies mir doch was vor!"

„Ich bin zu faul dazu."

„Plaudern wir halt so ein bißchen."

„Was soll'n wir denn plaudern?"

„Ja, was sollen wir denn plaudern! Da hast Du recht ... Gehen wir heute ins Kabarett?"

„Das soll ich jetzt um elf Uhr vormittags wissen?"

Pause.

„Der Bub wird so wild. Vorhin hat er der Kleinen mit dem Spaten nachgeschlagen, weil sie ihm in seine dumme Bauerei getreten ist."

„Na, es wird nicht so arg gewesen sein ... Sie muß aber auch immer grad' in seiner Nähe spielen ..."

„Weißt Du, der Bub hat überhaupt Anlagen zur Roheit."

„Du bist doch die Mutter ... nimm Einfluß auf ihn."

„Ich? Mir hört er ja gar nicht zu oder gibt mir eine freche Antwort. Ich bin ganz machtlos. Ich glaube, wir sollten ihm im Herbst einen strengen Hofmeister nehmen."

„Liebes Kind," sagt der Vater ungeduldig, „laß mich jetzt doch lesen! Was im Herbst sein wird, darüber brauchen wir uns heute nicht den Kopf zu zerbrechen."

„Ja, ja, ja ... verzeih nur, daß ich Dich im Bauen ... Pardon! im Lesen gestört habe."

Sie zieht das Māderl auf den Schoß und küßt es ein bißchen ingrimmig, und die Kleine wirft die Arme um den Hals der Mutter und küßt sie wieder.

⌘ ⌘ ⌘

„Du Esel!" schreit plötzlich der Vater. „Was mauerst Du denn die Zugbrücke so fest ein?"

Der Knabe antwortet weinerlich: „Sie rutscht immer, sie will nicht bleiben."

„Eine Zugbrücke soll auch gar nicht ‚bleiben'! Die muß doch beweglich sein! Das ist doch der ganze Witz daran. Wenn die Ritter alle in der Burg sind, wird die Zugbrücke aufgezogen, und die Feinde können nicht hinüber."

„Ach ja, Vater," ruft der Kleine — er ist ganz rot im Gesicht geworden, und seine Augen blitzen — „machen wir eine bewegliche Falltreppe, die zum Hinunterlassen und zum Aufziehen ist!"

Vater und Sohn knien nieder, befestigen kurze Spagatschnürchen an einem Ende des Holzes, schaffen am anderen Ende einen Drehpunkt, stoßen feine Löcher in den Festungsbau knapp über dem Haupttor, und führen die Schnürchen durch.

Sie graben und schaufeln und plagen sich. Sie sind ganz vertieft. Sie vergessen die Welt ringsum. Sie sind heiß und glücklich vor Eifer.

Die Mutter und die Kleine sind ausgeschaltet. Sie fühlen sich solidarisch.

Das Kindchen raunzt.

„Ich langweile mich," sagt die Frau.

Der Vater gräbt weiter, antwortet nicht. Bei sich denkt er: ‚Du langweilst Dich immer, wenn Dir keiner den Hof macht.' Er denkt das generell, von den Frauen überhaupt.

Die Frau ahnt, daß er stumme Antwort gegeben hat. Es wächst ein richtiger Haß gegen die Sandburg in

ihrem Herzen. Sie möchte mit dem Schuh fest hineintreten ... ‚Wenn sie's brauchen, die Herren, sind sie zärtlich. Adieu dann Knabenspiel und Manneserernst. Aber wenn wir's brauchen! ...'

„Die Mama sieht doch, daß es uns Freude macht," flüstert der Knabe seinem Vater zu.

Freilich sieht sie's, aber an ein Nachgeben denkt keine der beiden Parteien. Man erkennt die Bedürfnisse der anderen nur, um sie zu verachten ...

„Wollen wir jetzt nicht nach Hause gehen?" meint die Frau. „Die Sonne brennt schon unerträglich."

Der Knabe wirft einen bitteren Blick nach seiner Mutter. Der Vater sagt: „Gleich, gleich!" Und, ganz erhitzt vom Baueifer, setzt er hinzu: „Du siehst doch, was es ihm für Spaß macht!"

Ihm! ...

Die Falltreppe funktioniert bereits tadellos. Nun wird Wasser zwischen Wall und Burg geschüttet. Der Vater sagt träumerisch: „Ein Stachelzaun auf dem Wall wär' schon recht ..."

Die Frau: „Wollen wir jetzt nicht gehen?"

„So laß uns doch bauen!" ruft der Bub und stampft wild mit dem Fuße auf. Der Vater gibt ihm ein zärtliches Kopfstück: „Sei nicht so frech mit der Mama!" Und zur Frau: „Laß ihn doch!" Dann macht er mit Zündhölzchen und Spagatschnüren ein kleines Schutzgelände um das Dach der Festung ... Der Plan eines Burghofes wird noch kurzem Erwägen verworfen, ebenso die Idee eines erhöhten Auslugs auf dem Dach ... Freilich, wenn man genügend Holzmaterial hätte! ...

Die Mutter sieht auf das Töchterchen in ihrem Arm. Es ist eingeschlafen. Sie drückt es an sich, und die Falte um ihren Mundwinkel wird ein wenig schärfer.

Ein eleganter Jüngling, der unweit von der Gruppe in einem Badestuhl sitzt, hat die gereizten Stimmen gehört und die erbosten Mienen gesehen. Er spürt Chancen. Aus seinen Augen kriecht ein Schwarm werbender Zärtlichkeiten zu der blassen, hübschen, verärgerten Frau hinüber. Es

träufelt aus seinem Blick wie süßes Gummi arabicum. Keine Frau, die nicht ein bißchen kleben bliebe ...

„Weißt Du, Vater, das ist mir doch das Allerallerliebste: Burgen bauen ... Wenn die Mama und die Hedwig uns nur nicht immer dabei stören möchten."

„Die Frauen haben dafür halt kein Verständnis," brummt der Vater.

Und beide sind angenehm überrascht, als die Mutter mit einemmal ganz freundlich bemerkt: „Einen geheimen Gang könntet ihr noch machen ... von der Burg ins Freie ... durch den die Gefangenen entwischen können. Auf die Viertelstunde kommt's schon nicht mehr an."

Trüber Tag.

Von Carl Friedrich Wiegand.

Bis der Tag am Berg verglommen,
Zählt ich jeden Stundenschlag.
Wird sie kommen? Wird sie kommen?
Frug ich mich den langen Tag.

Glocken, die im Dorf verklangen,
Tönen bis herauf zum Wald.
Wieder ist ein Tag vergangen,
Wieder wird das Jahr schon kalt ...

Wieviel Jahre so mir schwanden,
Ohne daß ich Dich umfing!
Ach, wie oft hab ich gestanden
Einsam hier am Weg — und ging.

Trübe bin ich heimgeschlichen,
Schwer von Bitternis und Scham.
Ach, mein Leben ist verblichen
Ohne Glück, weil sie nicht kam ...

Auszug aus dem Inhalts-Verzeichnis des II. Jahrgangs.

(Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Preis 4 M.; in der Luxus-Ausgabe 7.50 M.)

Erzählendes: Rudolph Hans Bartsch: Die Pfingstküsse; Raoul Auernheimer: Der Salon; Marie v. Ebner-Eschenbach: Der Säger; Richard Voß: Fieber; Emmy Lewald: Sécheresse de cœur; Jakob Wassermann: Die Gefangenen auf der Plassenburg; Ernst Zahn: Der Tag der Perpetua; Otto Julius Bierbaum: Das beinerne Tischlein; Al. Freiin v. Gaudy: Kreuzfahrerlegende; Joseph Lauff: Prinzeß Lamballe.

Literatur: Hans Sendling: Das Märchen von der getrösteten Witwe; Dr. Ernst Heilborn: Die „Dame" in der deutschen Literatur.

Kunst: Prof. Dr. Ed. Heyck: Das deutsche Schönheitsideal; Dr. Georg Biermann: Die Frau im Leben von Rembrandt.

Vermischte Aufsätze: Alexander v. Gleichen-Rußwurm: Geselligkeit zur Zeit der Medici; Carry Brachvogel: Heinrich VIII. von England und seine Frauen; Memor: Erinnerungen an Charlotte Wolter; Dr. W. Kleefeld: Melodien, die man mit nach Hause bringt.

Gedichte von Herm. Hesse, Ludwig Ganghofer, Paul Heyse, Gust. Schüler, Ludwig Fulda, H. C. Starken, Carl Busse, Ewald Gerh. Seeliger, Peter Rosegger, Hugo Salus, Franz Karl Ginzkey u. a.

Mit 24 farbigen Kunstblättern, Intagliodrucken, Einschaltbildern und vielen Illustrationen.